Alexander von Humboldt.

Culturhistorisch-biographischer Roman

in sechs Theilen

von

Heribert Rau.

Vierter Theil.

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn u. Comp.

1860.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

Zweite Abtheilung.

Ueber dem Ocean.

Der zweiten Abtheilung zweiter Theil:

Humboldt und Bonpland.

(Alexander von Humboldt's Mannesalter.)

Inhalt.

Zweite Abtheilung.

Ueber dem Ocean.

Der zweiten Abtheilung zweiter Theil: Humboldt und Bonpland.

(Alexander von Humboldt's Mannesalter.)

Nur fünfzig Secunden!

Welch' ein Paradies bist du, wunderbares Tropenland der „Neuen-Welt!"

Unter dem schönen südlichen Himmel wird selbst ein Land fast ohne Pflanzenwuchs reizend durch das Licht und die Magie der in der Luft spielenden Farben, um wie viel mehr aber werden dies deine von einer üppigen prachtvollen Vegetation übergossenen Wälder und Fluren, Höhen und Tiefen!

O! die Sonne beleuchtet ja hier nicht allein, sie färbt auch die Gegenstände in erhöhter Pracht; sie umgibt sie mit einem leichten zauberhaften Dufte, der, ohne die Durchsichtigkeit der Luft zu mindern, die Farben harmonischer macht, die Lichteffecte mildert und über die

Natur eine Ruhe ausgießt, die sich in unserer Seele wiederspiegelt.

Aber alles in der Welt hat seine zwei Seiten!

Hier, welche wilde Schönheit der Gegend, welche Großartigkeit aller Naturerscheinungen, welche Pracht der Farben, welche ungeheure Fruchtbarkeit des Bodens, welch' angenehmes Klima!

Zwischen zahllosen blühenden Heliconien erhebt sich fünfzig bis sechzig Fuß hoch die „Bergrose", die Brownea, von den Eingeborenen Rosa del monte genannt, mit ihren oft vier- bis fünfhundert purpurrothen Blüthen in einem einzigen Strauße!

Den Boden bedecken Ananas, Hemimeris, Polygala und Melastomen. Eine kletternde Grasart, zehn bis zwölf Fuß hoch, schwebt in leichten Gewinden zwischen Bäumen. Kokospalmen, Bananen, das Zuckerrohr, der Kaffeebaum, der Cacaobaum und die Indigopflanze wachsen ringsum. Die Pracht, Größe und Fülle der Wälder ist unbeschreiblich. Wohlgerüche erfüllen die Lüfte; am stärksten duften die Vanillepflanzen, die die Stämme der riesigen indischen Feigenbäume bedecken. Aber .... dieselben Lüfte, die diese Wohlgerüche tragen, sind auch die Boten des gelben Fieber's! Unter der Pracht all jener herrlichen Blüthen lauern der Jaguar und ein Heer giftiger Schlangen!

Die Ströme, die dich mit ihren kühlen Fluthen anlächeln, sie bergen riesige Krokodile! Ungeheure Schwärme

plagender Insekten gönnen dir weder Tag noch Nacht Ruhe!

Da liegt sie ausgebreitet die wundervolle Ebene von Chacao, an deren Eingang sich das blühende Caracas erhebt, — Caracas die prächtige Hauptstadt der Provinz Venezuela mit einer Bevölkerung von fünfzigtausend Seelen.

Welch' ein Reichthum rings umher, ... welch' eine Fülle, welch' ein Leben! .... Und dort die schönen Thäler von Apogua, selbst von den Einheimischen die Paradiese der neuen Welt genannt!

Aber .... alles in der Welt hat seine zwei Seiten! und .... kein Licht ohne Schatten!

Ein heißer, ein drückend schwüler Tag liegt über Caracas.

Die Luft ist still, der Himmel umwölkt.

Man feiert Gründonnerstag und ein großer Theil der Bevölkerung befindet sich in den Kirchen.

Da .... plötzlich, wie ein Blitz aus heiteren Höhen, ... erschüttert ein gewaltiger Stoß die Erde. Er ist so stark, daß die festesten Gebäude wanken und die Kirchenglocken anschlagen. Ein panischer Schrecken bemächtigt sich der ganzen Bevölkerung; aber Niemand ist noch zum klaren Selbstbewußtsein gekommen, als, unmittelbar auf den ersten Stoß, ein zweiter, noch gewaltigerer folgt. Wie eine kochende Flüssigkeit bewegt sich jetzt in Wellenlinien der Boden. Ein Schrei des Entsetzens erfüllt die

Lüfte. Furchtbares Getöse, dem Rollen des Donners gleich, läßt sich im Schooße der Erde vernehmen. Wieder eine Bewegung! .... Jetzt aber folgen die Stöße in entgegengesetzter Richtung, von Nord nach Süd, von Ost nach West.

Wehe! wehe dir Caracas! wehe dir, Paradies der Erde!

Dieser Bewegung von unten nach oben, diesen sich kreuzenden Schwingungen — wenn auch nur von secundenlanger Dauer — kann nichts widerstehen!

Wie eine Stadt von Kartenhäusern ist Caracas über den Haufen geworfen. Entsetzliches Schicksal! .... Zwölftausend Menschen sind unter den Trümmern begraben. Gegen Viertausend fanden allein ihr Grab unter den einstürzenden Gewölben der Kirchen!

Die Kirchen della Trinidat und Alta Gracia, die über 150 Fuß hoch waren und deren Schiff von 10 bis 12 Fuß dicken Pfeilern getragen wurden, liegen jetzt als kaum 5 bis 6 Fuß hohe Schutthaufen da. Wie fast alle Gebäude, so ist auch die Kaserne el Quartel de San Carlos verschwunden. Ein Regiment Linientruppen stand hier unter den Waffen, um sich der Prozession anzuschließen; es wurde vollständig unter den Trümmern des großen Gebäudes verschüttet und begraben.

Und das Alles war in fünfzig Secunden geschehen!

Aber welch' ein Bild unsäglichen Jammers und

Elends bietet jetzt erst die kommende Nacht dar: Die dicke Staubwolke, die für die ersten Momente über den Trümmern schwebte und wie ein Nebel die Luft verfinsterte, hat sich zu Boden geschlagen.

Das Erdbeben schweigt; kein Stoß ist mehr zu spü. ren: die schönste, stillste Nacht — so herrlich und so prachtvoll, wie sie nur die Tropen aufzuweisen haben — liegt über der Erde. Der volle Mond übergießt mit Silberlicht die runden Gipfel der Silla-Berge. Am Himmel kündet das strahlende Kreuz Frieden und Ruhe.... aber ... die Erde ist mit Todten und Sterbenden überdeckt-

Mütter, die Leichen ihrer Kinder in den Armen, bemühen sich fruchtlos die Geliebten wieder in das Leben zu rufen; Kinder schreien nach ihren Eltern; Tausende und Abertausende drängen sich, Verzweiflung in den Zügen, durch die Straßen und suchen jammernd Brüder, Gatten, Freunde, Mütter, Schwestern und Geliebte!

Auf jedem Schritt ein Schutthaufen und *jeder Schutthaufen ein frisches Grab!*

Und .... wohl denen, die todt sind!

Hört nur! hört! von allen Seiten her das herzzerreißende Gewimmer der Halbzerschmetterten, die sich in Schmerz und Qualen unter den sie begrabenden Trümmern winden.

Ueber zweitausend Unglückliche schreien hier in Verzweiflung auf. Aber alle Werkzeuge zum Graben und

Wegräumen des Schuttes fehlen. Man muß die noch Lebenden mit den Händen ausgraben!

Und nun kein Obdach, als das Laub der Bäume. Keine Hülfe, wohin das Auge schweift: Betten, Leinwand zum Verbinden der Wunden, chirurgische Instrumente, alles Unentbehrliche liegt unter den Trümmern. Es fehlt an Allem, selbst an Lebensmitteln und an Wasser, da das Erdbeben die Leitungsröhren der Brunnen zertrümmert und Einstürze die Quellen verschüttet haben.

Und das Alles .... in nur fünfzig Secunden!

Wer aber glaubt, daß damit das Maß des Elends voll gewesen?

Auf den Schwingen der heißen Tropenlüfte wiegt sich über der unglücklichen Stadt ein neuer schwarzer, giftgeschwollener Dämon.

Die Masse der Todten und schnell Verwesenden droht den noch Lebenden mit Verpestung! Da es aber geradezu unmöglich ist, so viele Tausend halb unter Schutt steckenden Leichen zu beerdigen, so entschließt man sich: sie zu verbrennen.

Man errichtet zwischen den Trümmern der eingestürzten Kirchen, Klöster, Häuser und Kasernen Scheiterhaufen und .... die Leichenfeier dauert Tage und Nächte.

O! welch' ein entsetzlicher Jammer, auf all' diesen bleichen Gesichtern! Das Volk flüchtet in seiner Verzweiflung zur Andacht und zu Ceremonien, den Zorn des

Himmels zu beschwichtigen! .... aber .... mitten durch die Andacht schreitet der Wahnsinn!

Die Einen treten zu Bittgängen zusammen und singen Trauerchöre. Andere, halb sinnlos, beichten laut auf der Straße. Viele, die seit Jahren nicht mehr daran gedacht haben, den Segen der Kirche für ihre Verbindung zu suchen, schließen den Bund der Ehe; Kinder finden ihre Eltern, von denen sie bis jetzt verläugnet worden; Menschen, die Niemand eines Betruges beschuldigt hat, geloben Ersatz zu leisten; Familien, die lange in Feindschaft gelebt, versöhnen sich im Gefühle des allgemeinen Unglücks. Aber auch Haß, Rache und Wuth, Hartherzigkeit und Unmenschlichkeit machen sich geltend: denn in gemeinen Seelen geht leichter der Edelmuth im Unglück verloren, als die Kraft, und der scheinbare Fluch weckt erst recht die Dämonen der Leidenschaften.

Und mit Caracas gingen die Städte: Guayra, Mayqueta, Antimano, Baruta, la Vega, San Felipe und Merida fast gänzlich unter! Denn ein Erdbeben, das in nur fünfzig Secunden Städte wie Caracas dem Erdboden gleich zu machen vermochte, konnte sich nicht auf einen kleinen Strich Landes beschränken. Seine verheerenden Wirkungen verbreiteten sich daher über die Provinzen Venezuela, Varinas und Maracaybo. Man spürte es im Königreich Neu-Granada von den Ausläufern der hohen Sierra de Santa Marta bis Santa Fe de Bogota und Honda am Mag-

dalenenstrom, 180 Meilen von Caracas; in den Cordilleren, in den Savanen, in Casanare, in den Thälern von Aragua, in Victoria, Maracay, Valencia und Porto-Cabello.

So liegen in den paradiesischen Tropengegenden das grellste Licht und der tiefste Schatten dicht neben einander.... neben der prangenden Blüthe.... Tod und Zerstörung!

Und Humboldt?....

Humboldt, der noch vor seiner Abreise von Cumana ein Erdbeben dort erlebt, ahnte lange vorher das Schicksal, welches das unglückliche Caracas traf.

Jahre vorher sagte er: „daß man besorgen müsse, mit der Zeit dürfe die Provinz Venezuela starke Erderschütterungen erleiden." *)

Und er konnte dies sagen, denn sein Alles durchdringender Geist war zu dem Bewußtsein gelangt: daß im Innern des Erdballs jene großen geheimnißvollen, nie schlummernden Kräfte wallten, die — Berge hebend und Thäler bildend — schon von Anbeginn unserer Erdoberfläche ihre Form gaben, und deren Wirkungen noch jetzt in Erdbeben und Vulkanen zu Tage kommen: als Ausbrüche von Dämpfen, als glühende Schlacken, als neue vulkanische Gesteine und heiße Quellen, als Auf-

---

*) „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent" par A. de Humboldt et A. Bonpland II. fol. 6 — 14.

treibungen von Inseln und Bergen und als furchtbare Erderschütterungen, die sich mit der Schnelle des elektrischen Schlages fortpflanzen.

Sie auch gruben dir, Caracas, das weite Grab, in ..... nur fünfzig Secunden!

Erlebnisse.

Aber Caracas stand damals noch, als es Alexander von Humboldt, von Cumana aus, auf seiner Reise nach dem Orinoco besuchte.

Und das Schicksal hatte auch Humboldt nicht von seinem treuen Freunde und Reisegefährten, Bonpland, getrennt, wie es damals den Anschein hatte, obgleich Aimé selbst jetzt noch in Folge des Mordversuches sehr leidend war. Der Schlag, den der racheschnaubende Zambo nach seinem Haupte geführt, quetschte bis zum Scheitel die Haut und brachte dem Kopfe Bonpland's mehrere bedeutende Wunden bei. Aber als ein kräftiger Mann, voll jener Munterkeit, die eine der kostbarsten Gaben, welche die Natur einem Reisenden verleihen kann, erholte sich Bonpland doch bald wieder. Freilich

spürte er die Nachwehen noch einige Monate. Ja er wurde oft, wenn er sich, Pflanzen zu pflücken, bückte, von einem Schwindel befallen, der Humboldt und ihn befürchten ließ, daß im Schädel etwas ausgetreten sein möchte.*)

Glücklicherweise erwies sich aber diese Besorgniß als ungegründet und die beunruhigenden Symptome schwanden nach und nach vollkommen.

Nunu ließ sich die Pflege des Geliebten nicht nehmen; der Mulatte kam ihr dabei nicht von der Seite, und Bonpland und Humboldt durften ihre Reise an den Orinoco erst antreten, als Aimé mit Sicherheit als genesen betrachtet werden konnte.

Das nächste wissenschaftliche Interesse, welches Humboldt bei seinem Aufenthalte in Caracas verfolgte, war die Besteigung der „Silla", eines bedeutenden Gebirges. Noch Niemand hatte sich bis dahin bis zu dem Gipfel dieser himmelanstrebenden Berge gewagt, weshalb es schwer wurde, selbst nur Führer dahin zu bekommen. Erst mit Hülfe und durch die freundlichen Bemühungen des Gouverneurs erhielt Humboldt einige Neger zu Wegweisern.

Die Wanderung, wozu außer Humboldt und Bonpland, der Neuheit des Unternehmens wegen, sich noch

---

*) Thatsache. „Voyage aux régions équinoxiales" etc. I. fol. 509. „A. v. H." v. Dr. Klenke, S. 59.

sechszehn Personen eingefunden hatten, wurde am 22. Januar 1800, an einem Tage angetreten, an dem man, der sich senkenden Wolken wegen, auf helle Luft rechnen konnte.

Der Weg, den die Führer in etwa 6 Stunden zu vollenden glaubten, war beschwerlich, aber durch überraschende Naturschönheiten reich belohnend. Er forderte indeß ebensoviel Muth, als Ausdauer, und Muth und Ausdauer ist nicht Jedermanns Sache . . . . obgleich sie mancher im Munde führt.

So hatte sich der Besteigung der „Silla" auch ein junger Kapuziner-Mönch angeschlossen, — ein junger kräftiger Mann, der zugleich Professor der Mathematik war. Niemand zeigte vor dem Abgange der kleinen Karavane mehr Muth; — Niemand rühmte seine Körperstärke, Kühnheit und Ausdauer mehr als er; — Niemand sprach mehr und mit größerer Wichtigkeit von dem großen Unternehmen, als der junge Mönch. Seinen Ordensbrüdern hatte der Professor sogar versprochen, von dem höchsten Gipfel der „Silla" aus in der Nacht Raketen steigen zu lassen, um der ganzen Stadt Caracas das Gelingen des kühnen und wichtigen Unternehmens zu verkünden.

Aber siehe da! . . . . der gute Professor verlor Muth, Kraft und Ausdauer noch früher, als die Creolen: auf halbem Wege schon blieb er ermattet und vor den weiteren Schwierigkeiten erschreckend, in einer Pflanzung zurück

und beobachtete lieber durch ein Fernrohr das Hinanklettern Humboldt's und seiner standhaften Begleiter.

Humboldt und Bonpland aber lohnte auf dem Gipfel ein reicher Genuß!

Wie einst — vor sieben Monaten — auf dem Pick von Teneriffa, so verband Humboldt auch hier die Sinnenfreude der überraschend schönen Aussicht mit der geistigen Thätigkeit naturwissenschaftlicher Forschung und einer höheren, wahrhaft genialen Auffassung des Einzelnen zum großen unermeßlichen Ganzen.

Und welch' ein Blick von dieser schwindelnden Höhe!

In stiller Bewunderung neben einander stehend, schauten Humboldt und Bonpland hinab in eine wunderbar herrliche Landschaft, in der noch die wilde Natur — frei von den Launen der Menschen und dem Joche der Civilisation — still, groß und gewaltig herrschte. Aber sie waren ja schon vertraut damit geworden: Landschaften, so groß vielleicht wie Frankreich, als eine einzige, schöne, weite Einöde zu wissen und eine Welt vor sich zu sehen, die nur den Pflanzen und Thieren gehört, und in welcher noch kein Ton menschlicher Freuden oder Leiden hörbar geworden.

Groß, sehr groß waren die Schwierigkeiten gewesen, die sie überwinden mußten, um zu dieser, bis dahin für unersteiglich gehaltenen Höhe zu gelangen; aber sie wuß-

ten es ja und ihre That sagte es: „Wer von einer ächten Liebe zum Naturstudium und von der erhabenen Würde desselben beseelt ist, kann durch nichts entmuthigt werden, was an eine künftige Vervollkommnung des menschlichen Wissens erinnert."

„Bonpland!" — rief jetzt Humboldt aus tiefem Sinnen erwachend — „wir sind noch weit von dem Zeitpunkte entfernt, wo es möglich sein könnte, alle unsere sinnlichen Anschauungen zur Einheit des Naturbegriffes zu concentriren. Es darf sogar zweifelhaft genannt werden, ob dieser Zeitpunkt je herannahen wird. Die Complication des Problems und die Unermeßlichkeit des Weltganzen — des Kosmos — vereiteln fast die Hoffnung dazu. Wenn uns aber auch das Ganze unerreichbar ist, so bleibt doch die theilweise Lösung des Problems, das Streben nach dem Verstehen der Welterscheinungen, der höchste und ewige Zweck aller Naturforschung!" — — —

So stand Humboldt am Rande eines an 8000 Fuß tiefen Abgrundes, allmälig tiefer in den abendlichen Nebel gehüllt, und konnte sich nicht eher von diesem Platze losreißen, bis die Vorsicht ihn an die Rückkehr mahnte.

Nachdem die physikalischen Beobachtungen beendet waren, stieg er mit seinen Begleitern herab und gelangte um 10 Uhr Abends in eine Schlucht, wo er einen gefahrvollen Weg überwinden mußte, zumal die Führer sich heimlich weggeschlichen hatten, um eine Schlafstelle in

den Felsen zu suchen, so daß Humboldt nebst Bonpland die physikalischen Instrumente selbst unter Durst und Mattigkeit herabschleppen mußten. Nahe an fünfzehn Stunden waren die Unermüdlichen beinahe ununterbrochen auf den Füßen gewesen; der rohe steinige Boden und der ausgetrocknete harte Rasen hatte ihre Fußsohlen verwundet, daß sie bluteten; denn der schlüpfrige Boden zwang sie zum Ausziehen ihrer Stiefeln. Nur mit nackten Füßen war das Heruntersteigen möglich!

Wie scharf und entschieden prägt sich hier Alexander von Humboldt's Charakter aus, — jene muthige, erstaunenswerthe Ausdauer, welche vor keiner Mühseligkeit, vor keiner Gefahr zurückschreckt, sondern sich einzig und allein von dem Interesse an der Wissenschaft und der Erweiterung der Lebensansichten bestimmen läßt.*)

Deshalb war es auch nur die Eigenthümlichkeit einer interessanten Gegend und der Drang, sich mit Gestaltung und Naturreichthum derselben bekannt zu machen, welche ihn keine Entfernung, keine Schwierigkeiten achten und berücksichtigen ließ, als er von Caracas aufbrach, um in die weiten, von Menschen wenig betretenen Llanos des Orinoco- und Amazonenstromes zu reisen.

Auch nicht den kürzesten Weg wählte er dahin, denn

---

*) „A. v. Humboldt." Ein biographisches Denkmal. Von Professor Dr. Klenke, Seite 64. 65 u. f.

sein für Natur- und namentlich für die tropischen Landschaftsschönheiten so empfänglicher und fein organisirter Sinn, wollte die Eindrücke der schönen Thäler von Apogua nicht entbehren; zumal ihn sein Wissenseifer antrieb, die hervorragendsten Theile der Küsten-Gebirgskette mittelst des Barometers zu nivelliren uud den Fluß Apure bis zu seiner Einmündung in den Orinocostrom hinabzufahren.

Diese Absicht führte ihn denn auch auf die Berge von Los Taquos, an die warmen Quellen von Màriara, an die üppigen Ufer des Valenciasee's und durch die Llanos von Calabozo in den östlichen Theil der Provinz Varinas nach San Fernando de Apure an den gleichnamigen Fluße: Rio Apure.

Und welche bedeutende wissenschaftliche Ausbeute fand Humboldt's Forschersinn auf diesem Wege.

Denn was ein gewöhnlicher Wanderer vielleicht nur mit dem Gemüthe genossen, oder als ein vereinzeltes Object übersehen oder auch als eine fremde Erscheinung vorübergehend bewundert und als Seltenheit aufgenommen haben würde, das waren alles für Humboldt zusammenhängende Theile des Universums, des großen Ganzen, das er gern in seiner Denk- uud Sprachweise mit dem griechischen Namen „Kosmos" bezeichnete,*) und das ge-

*) **Κόςμος** (Kosmos) war in der ältesten und eigentlichen Bedeutung nur „Schmuck"; bildlich „Ordnung." Pythagoras

rade sein geistiger Blick, mehr als der irgend eines anderen Sterblichen mit einer bewunderungswürdigen Klarheit überschaute.

Hierin lag ja namentlich Alexander von Humboldt's Größe und Genialität, — hierin der Grund seiner so wunderbar erhabenen, sich ewig gleichbleibenden inneren Ruhe und Freudigkeit; — aber auch derjenige seiner grandiosen Anschauungsweise, Erkenntniß und wissenschaftlichen Wirksamkeit. — — —

Auf beschwerlichen Wegen waren Humboldt und Bonpland mit ihrem Gefolge über die Berge von Chuao nach den reichen Cacaopflanzungen bei Turiamo und Ocumare gelangt.

Die Plantagen von Turiamo lagen jetzt hinter ihnen, und da der Pfad durch eine höchst gleichförmige Gegend führte, in welcher eine Menge schwarzer Sklaven unter der Peitsche ihrer Aufseher arbeiteten, gab dies Humboldt Veranlassung, sich mit dem Mulatten in ein Ge-

---

nannte zuerst den „Inbegriff des Universums" Kosmos, wegen der darin herrschenden Ordnung. Auch Aristoteles bezeichnete mit Kosmos „Welt und Weltordnung". Lange ehe Humboldt daran dachte, den „Kosmos" zu schreiben, galt ihm dieser Ausdruck schon als Bezeichnung „der Wohlgeordnetheit der Welt, alles Seienden und Werdenden, des Alls, des Universums, der ganzen Masse des Raum-Erfüllenden, des Weltalls selbst. (Kosmos I. 62 und 76.)

spräch über die Natur und den Charakter der Schwarzen, deren hartes Schicksal er so sehr bedauerte, einzulassen.

Aber der Mulatte schien dies Mitleid nicht zu fühlen, indem er behauptete: daß die Schwarzen kein anderes Loos verdienten.

„Massa Schwarze nicht kennen!“ — sagte er in seinem drolligen gebrochenen Spanisch. — „Schwarze bös Mensch sein!“

„Aber das ist nicht recht von dir“! — entgegnete Humboldt milde. — „Die Schwarzen sind doch auch Menschen und müssen daher als Menschen behandelt werden.“

„Bah!“ — rief der Mulatte. — „Massa Geschichte hören von Schwarzen .... Massa anders denken.“

„So erzähle deine Geschichte, ich will dir dann meine Meinung sagen.“

„Massa kennen Insel Caracas .... nicht Stadt Caraças .... Insel Caracas .... groß Ziegen dort leben .... wild, braun Ziegen .... gut Fleisch haben.“

„Weiß schon!“ — sagte Humboldt — „wir haben sie ja besucht.“

„Insel einsam sein!“ — fuhr der Mulatte fort. — „Nur Flamingos Fisch fangen. Nur ein weiß Mann mit sein Weib und sein drei Kind dort sein .... Aber Weib und sein drei Kind todt gehen.“

„Trauriges Schicksal, zumal in solcher Einsamkeit.“

„Weiß Mann Schwarze kaufen, ... zwei Schwarze. Viel Ziegen haben und viel, viel Mais. Aber Schwarze bös Mensch sein .... weiß Mann todt schlagen.“

„Das war freilich eine Schandthat!“

„Noch mehr Schandthat Schwarze thun!“

„Nun?“

„Nicht wissen Gouverneur, wer weiß Mann todtschlagen haben. Flamingo nichts sagen und kein Mensch sehen haben.“

„Ich verstehe dich!“ — fiel hier Humboldt ein. — „Die beiden Verbrecher entgingen dem Arm der Gerechtigkeit. Für ein an so einsamem Ort begangenes Verbrechen war es schwer, Beweise aufzubringen.“

„Massa sagen es!“ — versetzte der Mulatte. — „Aber Gouverneur viel Geld setzen auf Kopf von Mörder.“

„Ich kann mir denken was kommt!“

„Wissen Massa, was ein von den schwarz Hund jetzt sein .... in Cumana sein?“

„Nein.“

„Schwarz Hund Henker sein!“

„Wie so?“

„Hingehen zu Gouverneur .... alles sagen .... auch von ander Schwarz sagen .... Kein Henker da sein in Cumana .... Schwarz Hund frei sein .... Henker sein ....“

„Ich verstehe!“ — rief Humboldt mit Abscheu. — „Man begnadigte den Mörder, wenn er an seinem

Mitverbrecher zum Mörder werden wolle. Ich kenne diesen barbarischen Landesgebrauch."

„Und schwarze Mann kein Hund sein?"

„Nein!" — sagte Humboldt ernst. — „Was Einzelne Böses thaten, kann man nicht einer ganzen Race aufbürden. Man sollte allerdings kaum glauben, daß es Menschen geben könne, die roh genug seien, ihr Leben um solch' einen Preis zu erkaufen und mit ihren Händen als Nachrichter denjenigen zu erwürgen, den sie Tags zuvor verrathen haben."

Ein Ohren zerreißendes, jämmerliches Geschrei unterbrach hier das Gespräch . . . .

Alle schauten sich um: eine Negersklavin in der anliegenden Cacaopflanzung ward von dem Aufseher dermaßen gepeitscht, daß ihr bereits das Blut am ganzen Körper herablief. Trotz dem sollte sie sich jetzt bücken und ihre Arbeit fortsetzen; da ihr dies aber, der Schmerzen wegen, schwer wurde und nur langsam von statten ging, so fuhr jeden Augenblick wieder die Peitsche um ihre Beine oder um Arme und Brust.

Humboldt erbebte, so empörten sich über diese Unmenschlichkeit alle edleren Gefühle in ihm. In der That wollte er auch hineilen und dem Aufseher Vorwürfe über diese Handlungsweise machen; aber Bonpland hielt ihn zurück, nicht weil er weniger Mitgefühl mit dem armen Wesen hatte, sondern weil er voraussah, daß der rohe

Mensch den Freund nur verhöhnen und die Sklavin aus Bosheit doppelt züchtigen würde.

Humboldt sah die Richtigkeit dieser Voraussetzung ein; dennoch folgte er nur mit Widerstreben den Bitten Aimé's, die Reise fortzusetzen; desto entschiedener aber sprach er sich gegen diese Entwürdigung des Menschengeschlechtes aus.

Es war Abend geworden, als sie in ein herrliches Thal einbogen. Ein Bild des Friedens und des Ueberflusses zeigte sich ihren Blicken.

Ringsum dehnten sich die üppigsten Baumwollenpflanzungen, die Mitte des Thales bildete ein kleiner See und auf einem, den See begränzten Hügel lag ein allerliebstes Haus von einem Gebüsch von Balsambäumen (Balsamo Amyris elata) umgeben und beschattet.

Humboldt war an den Besitzer dieses kleinen Eldorado, Don Alexandro Gonzales, empfohlen; man richtete daher seinen Weg nach der freundlichen Wohnung auf dem Hügel.

Eine über hundert Jahre alte Negerin saß vor einer kleinen Hütte aus Rohr und Erde. Man kannte ihr Alter, weil sie eine Creolen-Sklavin war. Sie schien noch bei ganz guter Gesundheit.

„Ich halte sie an der Sonne,“ — sagte ihr Enkel — „die Wärme erhält sie am Leben.“

Humboldt und Bonpland lächelten, denn das Mittel

war den Tag über stark genug, da alsdann die Sonnenstrahlen fast senkrecht auf die Alte niederfielen.

An der einen Seite des Hügels zeigte sich jetzt noch eine Masse ähnlicher Hütten. Sie bildeten die Wohnungen der verheiratheten Sklaven. Feuer brannten vor denselben, an welchen gekocht wurde. In einem weiten, einem Stalle ähnlichen Gebäude lagen auf der Erde an hundert Ochsenhäute. Es waren die Schlafstätten der unverheiratheten Sklaven.

Humboldt und Bonpland beschäftigten sich noch mit der Ansicht dieser ärmlichen Einrichtung, als sie ein furchtbares Gebrüll erschreckte, das aus nicht allzugroßer Ferne und aus tausend Kehlen zu kommen schien.

„Was ist das?“ — frugen beide überrascht und fast zu gleicher Zeit.

„Massa!“ — sagte der Mulatte — „das Araguate sein . . . . dort sein, in nah Wald . . . . bald Regen haben.“

Die beiden Naturforscher wußten nun woran sie waren. Der Lärm kam von zahlreichen Banden Brüllaffen (Simia ursina), die sich wohl in den Baumgruppen am nahen Waldsaume befanden.

Oft schon hatten Humboldt und Bonpland diese merkwürdigen Thiere mit Staunen beobachtet. Wie in Procession sahen sie sie dann in den Wäldern äußerst langsam von Baum zu Baum ziehen. Hinter einem männlichen Thiere kamen stets viele weibliche, deren

mehrere ihre Jungen auf den Schultern trugen. So oft dann die Zweige benachbarter Bäume nicht zusammenreichten, hing sich das Männchen an der Spitze des Trupps mit dem zum Fassen bestimmten schwieligen Theile seines Schwanzes an dem Aste des einen Baumes auf, ließ den Körper frei schweben, und schwang denselben so lange hin und her, bis es einen Ast des nächsten Baumes packen konnte. Der ganze Zug machte nun jedesmal an derselben Stelle dieselbe Bewegung und kam auf die gleiche Art dem Führer nach.

Jetzt war ihr Regen verkündendes Gebrüll und Geheul so stark, daß man es ohne Zweifel Stunden weit hören mußte.

Als Humboldt und Bonpland das Haus auf dem Hügel erreicht hatten, erwartete sie eine nicht sehr angenehme Nachricht: Der Besitzer der Pflanzung, Don Alexandro Gonzales, war in Handelsgeschäften auf der Reise und seine junge liebenswürdige Frau genoß seit einigen Tagen der Mutterfreuden.

Die Freunde waren in nicht geringer Verlegenheit. Wo nun die Nacht zubringen, da Regen zu erwarten war.

Noch aber besprachen Humboldt und Bonpland diese Frage, als sie auch schon die junge Wöchnerin durch eine bei ihr weilende Verwandte mit der liebenswürdigsten Herzlichkeit willkommen heißen ließ.

Von allen Seiten beeilte man sich jetzt, den fremden Gästen Zeichen der Gastfreundschaft zu geben, ihre In-

strumente unterzubringen, ihre Maulthiere zu versorgen. Für sie selbst aber bereitete man ein treffliches Mahl, und vermied sorgfältig alles, was ihnen irgendwie Zwang auflegen konnte.

Die junge Mutter aber war außer sich vor Vergnügen, als sie hörte, daß Humboldt auf dem Rückwege vom Rio Negro an den Orinoco nach Angostura kommen würde, wo sich ihr Mann befand. Von Humboldt sollte er dort erfahren — o wie schlug ihr Mutterherz so freudig! — daß ihm sein Erstling geboren worden.

In diesen Ländern gelten ja, wie bei den Alten, wandernde Gäste für die sichersten Boten. Und wie hätte die junge, so ganz einsam und von aller Welt entfernt wohnende Frau Briefe mit der Nachricht ihres Glücks auf andere Weise an den fernen Gatten in die Llanos gelangen lassen können.

Als Humboldt und Bonpland den anderen Morgen aufbrachen, trug man ihnen das Kind zu.

Sie hatten es am Abend im Schlafe betrachtet; die Mutterliebe ruhte indessen nicht, sie mußten es auch am Morgen wachend sehen.

Sie versprachen es dem Vater Zug für Zug zu beschreiben; bei dem Anblick ihrer Bücher und Instrumente aber wurde die junge Frau unruhig und besorgt. Sie meinte: „auf einer so langen Reise und bei so vielen anderweitigen Geschäften könnten Humboldt und Bonpland leicht vergessen, was für Augen ihr Kind habe!"

Wie liebenswürdig ist solche Gastfreundschaft! wie köstlich dieser naive Ausdruck überseliger Mutterliebe und eines Vertrauens, das ja auch schon ein Charakterzug früherer Menschenalter beim Morgenrothe der Gesittung war! — —

Freudig wurde die Reise jetzt fortgesetzt. Mit der physischen Anstrengung ging dabei, wie immer, geistige Thätigkeit Hand in Hand. Humboldt beobachtete wo und so oft er konnte die Intensität der magnetischen Kraft, stellte Versuche mit dem Volta'schen Elektrometer an, nahm Vermessungen mit dem Barometer vor, bestimmte geographisch alle ihm wichtig scheinenden Punkte und sammelte die wichtigsten Wissensschätze in Thier- und Pflanzenreich, in Betreff der Witterungs- und Erdkunde und einer Masse anderer naturwissenschaftlicher Zweige.

Aber immer und immer neue Wunder der Natur stellten sich den Reisenden dar.

Sie stiegen jetzt von Porto Cabello in die schönen Thäler von Araguay, als, bei der Annährung an die Pflanzung Barbula, der Mulatte plötzlich wie toll zu schreien und zu springen anfing. Seine Gebärden waren dabei so drollig, seine Lustigkeit so ausgelassen und so unerwartet, daß Humboldt lächelnd nach der Ursache frug.

„O Massa! Massa!" — schrie jetzt der Mulatte mit vor Freude funkelnden Augen — „Palo de Vaca! .... Palo de Vaca! ... dort Palo de Vaca stehn! ... Aug' von Mulatte gut Aug' sein .... Palo de Vaca

weit, weit sehen! .... Heia! Heia! .... Milch haben! köstlich Milch haben! .... Arepa und Cassave*) tunken! .... Heia! Heia!"

Und die braune Creatur sprang wie ein Kind in die Lüfte und rieb sich vor Entzücken die Hände.

Aber, beim Himmel! die Freude Humboldt's und Bonpland's war jetzt nicht geringer, als die des Mulatten, wenn auch ganz anderer Art und aus anderem Grunde.

Palo de Vaca nannten ja die eingeborenen Spanier den „Kuhbaum", diese so merkwürdige Erscheinung im Reiche der Pflanzen, von welcher die beiden Reisenden seit ihrer Ankunft in der neuen Welt schon so viel gehört hatten. Milch sollte dieser Wunderbaum geben, und zwar eine köstliche, duftende, wohlschmeckende Milch.

Humboldt nnd Bonpland waren daher auf diesen Kuhbaum nicht wenig gespannt, um so mehr, da sie die milchigten Pflanzensäfte als sonst fast durchweg bitter, scharf und mehr oder weniger giftig kannten. Die ausgelassene Freude des Mulatten, der schon öfter von dieser Milch gekostet haben wollte, sprach freilich schon im Voraus für die Wahrheit jener Aussage.

Wie aber überraschte sie nun die Thatsache selbst.

Es war Abend, als sie sich der Pflanzung Barbula näherten. Da stand er, der schöne gewaltige Baum**),

*) Mais- und Maniocbrod.

**) Galactodendron utile Kunth.

und unter ihm war es, als ob ein Jahrmarkt abgehalten würde.

Eine Masse Neger und Creolen kamen und gingen. Viele hatten Gefäße voll Milch, die sie heimtrugen; Andere saßen lachend und scherzend unter dem Baume und tauchten ihr Arepa und Cassave, ihr Mais- und Maniocbrod, in den köstlichen Saft. Wieder Andere, die sich schon gesättigt hatten, tanzten unter dem grünen Laubdache des Arbol de leche oder „Milchbaume," wie man ihn hier nannte; während sich noch eine ansehnliche Zahl von schwarzen und braunen Sklaven und Sklavinnen zu den Einschnitten drängten, die man in den Stamm des Baumes gemacht hatte, und aus welchen in der That eine dicke Milch in reichlichem Maße quoll.

Der Mulatte war schon vorausgesprungen und kam jetzt Humboldt und Bonpland strahlenden Auges mit einem vollen Gefäße entgegen.

Beide tranken. Es war wirklich ein Genuß: eine Milch so trefflich, wie sie solche noch nie gekostet. Sie hatte dabei durchaus nichts Scharfes und roch angenehm wie Balsam. Nur ihre Dicke und Klebrigkeit machte sie für Europäer etwas unangenehm.

Der Verwalter der Pflanzung, der unterdessen auch herausgekommen war, da er die Ankunft europäischer Reisender vernommen, versicherte sogar: die Negersklaven der Pflanzung legten in der Zeit, wo der Palo de Vaca ihnen am meisten Milch gebe, sichtbar zu. Er machte

sich sogar anheischig, an der Dicke und Farbe des Laubes diejenigen Bäume zu erkennen, die am meisten Saft geben; wie der Hirte nach äußeren Merkmalen eine gute Milchkuh unter vielen Thieren herausfindet.

Humboldt konnte nicht genug staunen. Er gestand: daß von all den vielen merkwürdigen Erscheinungen, die ihm bis jetzt im Verlaufe seiner Reise zu Gesicht gekommen, wenige einen stärkeren Eindruck auf seine Einbildungskraft gemacht hätten, als der Anblick des Kuhbaumes*).

Und bei wem sollte dies nicht der Fall sein? Alles was sich auf die Milch oder auf die Getraidearten bezieht, hat Interesse für den denkenden Menschen: er vermag sich ja gar nicht vorzustellen, wie das Menschengeschlecht ohne diese Stoffe bestehen könne.

Nun wissen wir: das Stärkmehl des Getraides, das bei so vielen alten und neueren Völkern ein Gegenstand religiöser Verehrung ist, kommt in den Samen und den Wurzeln der Gewächse vor; die nährende Milch dagegen erscheint uns als ein ausschließliches Product der thierischen Organisation. Diesen Eindruck erhalten wir von Kindheit auf. Daher aber auch das Erstaunen, womit wir den Kuhbaum betrachten. Was uns hier so gewaltig ergreift, sind nicht

---

*) „Voyage aux régions équinoxiales" etc. II. p. 101 bis 117. Deutsch. IV. Lief. 331.

prachtvolle Wälderschatten, majestätisch dahinziehende Ströme, von ewigem Eis starrende Gebirge: nein! ... ein paar Tropfen Pflanzensaft führen uns die ganze Macht und Fülle der Natur vor das innere Auge. An der kahlen Felswand wächst ein Baum mit trockenen, lederartigen Blättern; seine dicken holzigten Wurzeln dringen kaum in das Gestein. Mehrere Monate im Jahr netzt kein Regen sein Laub; die Zweige scheinen vertrocknet, abgestorben; bohrt man aber den Stamm an, so fließt eine süße, nahrhafte Milch heraus. Bei Sonnenaufgang strömt die vegetabilische Quelle am reichlichsten; dann kommen von allen Seiten die Schwarzen und die Eingeborenen mit großen Näpfen herbei und fangen die Milch auf, die sofort an der Oberfläche gelb und dick wird. Die einen trinken die Näpfe unter dem Baume selbst aus, andere bringen sie ihren Kindern. Es ist, als sähe man einen Hirten, der die Milch seiner Heerde unter die Seinigen vertheilt.

Das ist der Eindruck, den der Kuhbaum auf die Einbildungskraft des Reisenden macht, wenn er ihn zum erstenmale sieht.

Die wissenschaftliche Untersuchung zeigt, daß die physischen Eigenschaften der thierischen und vegetabilischen Stoffe im engsten Zusammenhang stehen; aber sie benimmt dem Gegenstande, der uns in Erstaunen setzte, den Anstrich des

Wunderbaren. Nichts steht für sich allein da; chemische Grundstoffe, die, wie man glaubte, nur den Thieren zukommen, finden sich in den Pflanzen gleichfalls. Ein gemeinsames Band umschlingt die ganze organische Natur.

Lange bevor die Chemie im Blüthenstaub, im Eiweiß der Blätter und im weißlichen Anflug unserer Pflaumen und Trauben kleine Wachstheilchen entdeckte, verfertigten die Bewohner der Anden von Quindiu Kerzen aus der dicken Wachsschichte, welche den Stamm einer Palme überzieht*). Vor noch nicht langer Zeit wurde in Europa das Caseum, der Grundstoff des Käses, in der Mandelmilch entdeckt; aber seit Jahrhunderten gilt in den Gebirgen an der Küste von Venezuela die Milch eines Baumes und der Käse, der sich in dieser vegetabilischen Milch absondert, für ein gesundes Nahrungsmittel.

Ist der Palo de Vaca auf die Weise für uns ein Bild der unermeßlichen Segensfülle der Natur im heißen Erdstrich, so mahnt er uns auch an die zahlreichen Quellen, aus denen unter diesem herrlichen Himmel die träge Sorglosigkeit des Menschen fließt. Mungo Park hat uns mit dem Butterbaum in Bambarra bekannt gemacht, der, wie Decantolle ver-

---

*) Ceroxylon andicola.

muthet, zu der Familie der Sapoteen gehört, wie der Kuhbaum. Die Bananenbäume, die Sagobäume, die Mauritien am Orinoco sind Brodbäume, so gut wie die Rima der Südsee. Die Früchte der Crescentia und Lecythis dienen zu Gefäßen; die Blumenscheiden mancher Palmen und verschiedene Arten von Baumrinden geben Kopfbedeckungen und Kleider ohne Nath. Die Knoten oder vielmehr die innern Fächer im Stamme der Bambus geben Leitern, erleichtern auf tausenderlei Art den Bau einer Hütte, und sind ungemein geschickt zur Herstellung von jenen Geräthschaften, die die ganze Habe der Wilden bilden. Bei einer so üppigen Vegetation mit so unendlich mannichfaltigen Produkten bedarf es dringender Beweggründe, soll der Mensch sich der Arbeit ergeben, sich aus seinem Halbschlummer aufrütteln, seine Geistesfähigkeiten entwickeln. Wie schön! — Welch' ein Segen aber liegt darin zugleich für die von der Natur weniger reich beschenkten Länder und Völker. In der strengen Hinweisung zur Arbeit ist ihnen der Trieb zum Denken geworden, und durch das Denken . . . . . die Möglichkeit der Civilisation, — ein doppeltes Leben: ein körperliches und ein frisches, frohes, kräftiges Leben im Geiste.

Hagar und die Wüste.

Humboldt und Bonpland waren gegen die Llanos des Orinoco vorgedrungen. Sie hatten den Rio Urituco durchwatet, in dem zahlreiche, auffallend wilde Krokodile hausen, und suchten nun an dessen Ufern eine Lagerstätte für die Nacht.

Gewöhnlich bildete für diesen Fall der prachtvolle Sternenhimmel ihre Zeltdecke; heute aber wäre es den Freunden doch lieb gewesen, wenn sie in irgend einer Indianerhütte oder auf irgend einer Pflanzung ein Nachtquartier gefunden hätten, da die Krokodile des Urituco am Ufer des Flusses und selbst in dessen Umgebung zu fürchten waren. Auch das Gebrüll der Jaguars, das den Wald erfüllte, war nicht sehr einladend und Humboldt

hatte erst im Laufe des Nachmittags eine zwanzig Fuß lange Riesenschlange (Boa constrictor) geschossen. Die Führer warnten sogar davor: daß man die Hunde am Flusse saufen lasse, weil es gar nicht selten vorkomme, daß die Krokodile im Uritucu, von dem Geruch der Hunde angelockt, aus dem Wasser gingen und dann diese, so wie alles was sie habhaft werden könnten, verfolgten.

Die Führer hatten übrigens einen Trost. Es mußte sich in der Nähe eine Hütte oder vielmehr eine Art Schuppen befinden, der dem Herrn der nächsten Pflanzung, Don Miguel Cousin, bei seinen Jagden oft als Aufenthalt diente.

Und wirklich die Hütte fand sich! Wer war froher als unsere Reisenden. Sogleich wurden die Maulthiere abgepackt, ein kleines frugales Abendessen eingenommen, und dann suchte Jeder, so gut er konnte, die ersehnte Ruhe auf.

Humboldt und Bonpland breiteten für sich das Fell jenes gewaltigen Jaguars, den der Mulatte einst in der Cuchivanoschlucht getödtet, über eine alte breite Bank; dann legten sie sich — wie in alten Zeiten die Zeltgenossen im Kriege — gemeinsam auf das einfache Lager und suchten zu entschlafen. Aber so müde und abgespannt sie auch waren, wollte ihnen dies nicht gelingen; denn kaum hatten sie mit der einbrechenden Dunkelheit die Augen geschlossen, als etwas in raschem aber zugleich

leisem gespensterartigem Fluge ihre Häupter zu umkreisen anfing. Sie fühlten dies verhängnißvolle Schwirren fast noch mehr, als sie es hörten. Als sie aber die Augen aufschlugen, waren es ungeheure Fledermäuse von der Sippe der Phyllostomen, der Vampyre.

Nun wäre es freilich ein leichtes gewesen, diese lästigen Gäste — von welchen die Freunde jeden Augenblick fürchteten, daß sie sich ihnen in das Gesicht einkrallen würden — durch Anzünden eines Feuers loszuwerden. Damit aber wäre in sofern wenig gewonnen gewesen, als das Feuer wieder Millionen Mosquitos angelockt hätte, die dann gleichfalls die Nacht unerträglich gemacht.

Humboldt und Bonpland fügten sich also in das Unvermeidliche, indem sie einen guten Theil der Nacht in fortgesetztem Abwehren der fliegenden blutgierigen Unholde zubrachten.

Erst gegen Morgen zogen sich die Vampyre zurück und die Augen der Müden fielen zu ......

Aber was ist das? — Kaum hat sich der Schlummer — Ruhe und Kräftigung verheißend — auf die Armen herabgesenkt, so wecken sie heftige Stöße auf.

„Nichts ist zu sehen! ....."

„Soll das ein Erdbeben sein?"

„Aber nein!"

„Die Stöße sind ganz anderer Art."

„Jetzt wieder!"

„Die Erde bewegt sich!"

„Und der Lärm?"

„Holla! da werden Erdschollen in die Höhe geschleudert!"

Beide Freunde sitzen jetzt aufrecht auf ihrem improvisirten Lager.

„Zum Teufel!" — ruft in diesem Augenblicke Bonpland — „die Wirthschaft geht ja unter der alten Bank vor sich, auf der wir liegen."

„So lassen Sie uns aufstehen und sehen, was es denn da gibt! — entgegnete Humboldt.

Aber in dem gleichen Augenblicke sprühte es Erdschollen in die Luft, die Stöße verdoppelten sich, vor den Blicken der Entsetzten öffnet sich der Boden unter ihrer Schlafstätte und ein gewaltiges Krokodil kommt zu Tage.

Ein Ausruf der Ueberraschung und des Staunens entfuhr beiden Naturforschern.

Aber unter dem Ausrufe noch war das Krokodil auf einen Hund losgefahren, der auf der Thürschwelle lag, — verfehlte ihn im ungestümen Laufe, eilte dem Ufer zu und entkam in den Fluß.

Humboldt und Bonpland untersuchten nun den Boden unter der Barbacoa oder Lagerstätte, und da ward denn der Hergang des seltsamen Abenteuers bald klar. Man fand die Erde weit hinab aufgewühlt; es war vertrockneter Schlamm, in dem das Krokodil im Sommerschlafe gelegen hatte. Der Lärm von Menschen und Maul-

thieren, vielleicht auch der Geruch des Hundes, hatte es aufgeweckt. Die Hütte lag an einem Teich und stand einen Theil des Jahres unter Wasser; so war das Krokodil ohne Zweifel, als die Gegend überschwemmt wurde, durch dasselbe Loch hineingekommen, durch das es die Freunde herauskommen sahen.

Häufig finden die Indianer ungeheure Boa's, von ihnen Uji oder Wásserschlangen genannt, in demselben Zustande der Erstarrung. Man muß sie, sagt man, reizen oder mit Wasser begießen um sie zu erwecken.

Trockenheit und Hitze wirken demnach auf Thiere und Gewächse gleich dem Froste.

Die Bäume werfen in sehr trockener Luft ihre Blätter ab. Die Reptilien, besonders Krokodile und Boa's verlassen vermöge ihres trägen Naturells die Lachen, wo sie beim Austreten der Flüsse Wasser gefunden haben, nicht leicht wieder. Je mehr nun diese Wasserlachen eintrocknen, desto tiefer graben sich die Thiere in den Schlamm ein, der Feuchtigkeit nachgehend, die bei ihnen Haut und Schuppen schmiegsam erhält. In diesem Zustande der Ruhe kommt die Erstarrung über sie. Sie werden dabei von der äußeren Luft nicht ganz abgesperrt, und so gering daher auch der Zutritt derselben sein mag, er reicht hin, den Athmungsprozeß bei einer Eidechse zu unterhalten, die ausnehmend große Lungensäcke hat, die keine Muskelbewegungen vornimmt und bei der fast alle Lebensverrichtungen stocken. Die Temperatur des vertrockneten,

dem Sonnenstrahle ausgesetzten Schlammes beträgt dabei im Mittel wahrscheinlich mehr als 40°. Als es im nördlichen Egypten, wo im kühlsten Monat die Temperatur nicht unter 13°,4 sinkt, noch Krokodile gab, wurden diese häufig von der Kälte betäubt. Sie waren einem Winterschlafe unterworfen, gleich unseren Fröschen, Salamandern, Uferschwalben und Murmelthieren. Wenn nun die Erstarrung im Winter bei Thieren mit warmem Blut, wie bei solchen mit kaltem vorkommt, so kann man sich eben nicht wundern, daß in beiden Klassen auch Fälle von Sommerschlaf vorkommen. Gleich den Krokodilen in Südamerika liegen die Tenrecs oder Igel auf Madagascar mitten in der heißen Zone drei Monate des Jahres in Erstarrung.

Der Aufenthalt hier war indessen den Reisenden doch verleidet und die Reise wurde fortgesetzt. So erreichten sie bald das Becken der Llanos, jener ungeheuren Steppen, welche noch so selten vom Fuße civilisirter Menschen betreten worden sind.

Die Ebenen ringsum schienen zum Himmel anzusteigen, und die weite unermeßliche Einöde stellte sich in optischer Täuschung den Blicken als eine mit Tang und Meeralgen bedeckte See dar. Da die Dunstmassen in der Luft ungleich vertheilt waren, und die Temperaturabnahme in den übereinandergelagerten Luftschichten keine gleichförmige war, so zeigte sich der Horizont in gewissen Richtungen

hell und scharf begrenzt, in andern wellenförmig auf und abgebogen und wie gestreift. Erde und Himmel schmolzen dort in einander. Durch den trockenen Nebel und die Dunstschichten gewahrte man in der Ferne Stämme von Palmbäumen. Ihrer grünenden Wipfel beraubt, erschienen diese Stämme wie Schiffsmasten, die am Horizonte auftauchen.

Der einförmige Anblick dieser Steppen hat etwas Großartiges aber auch Trauriges und Niederschlagendes. Es ist, als ob die ganze Natur erstarrt wäre; kaum daß hin und wieder der Schatten einer kleinen Wolke, die, durch den Zenith eilend, die nahende Regenzeit verkündet, auf die Wüste fällt. Der erste Anblick der Llanos überrascht vielleicht nicht weniger als der der Andeskette.

Und in diesen weiten unabsehbaren Llanos weideten die Thiere frei und uneingepfercht. Von den Mündungen des Orinoco bis zum See Maracaybo an 1,200,000 Büffel und Rinder, 180,000 Pferde und 90,000 Maulthiere. Unter den zahllosen Pferden, Büffeln und Rinder gingen jetzt friedlich ganze Heerden von Rehen, mit glatten fahlbraunen, weißgetupftem Fell: Matacani von den Eingeborenen genannt und so zahm und furchtlos, daß sie die Reisenden mit ihren schwarzen Augen ruhig musterten. Nirgends ist eine Umzäunung. Männer, bis zum Gürtel nackt und nur mit einer Lanze bewaffnet, streifen zu Pferde über die Llanos, um die Heerden im Auge zu behalten, zurückzutreiben, was sich zu weit von den

Weiden des Hofes verläuft, mit dem glühenden Eisen zu zeichnen, was noch nicht den Stempel des Eigenthümers trägt. Diese Farbigen, Peones Llaneros genannt, sind zum Theil Freie oder Freigelassene, zum Theil Sklaven. Nirgends aber ist der Mensch so anhaltend dem sengenden Strahle der tropischen Sonne ausgesetzt. Sie nähren sich von luftdürrem, schwachgesalzenem Fleisch; selbst ihre Pferde fressen es zuweilen. Sie sind beständig im Sattel und meinen nicht den unbedeutendsten Gang zu Fuß machen zu können. Die Freunde trafen in einer Niederlassung einen alten Negersklaven, der in der Abwesenheit des Herrn das Regiment führte. Heerden von mehreren tausend Kühen sollten in der Steppe weiden; trotzdem baten sie vergeblich um einen Topf Milch. Man reichte ihnen in Tutumofrüchten gelbes, schlammiges, stinkendes Wasser: es war aus einem Sumpf in der Nähe geschöpft. Sind doch die Bewohner der Llanos so träge, daß sie gar keine Brunnen graben, obgleich man weiß, daß sich fast allenthalben in zehn Fuß Tiefe gute Quellen in einer Schichte von Conglomerat oder rothem Sandstein finden. Nachdem man die eine Hälfte des Jahres durch die Ueberschwemmungen gelitten, erträgt man aus Faulheit in der andern geduldig den peinlichsten Wassermangel. Der alte Neger rieth, das Gefäß mit einem Stück Leinwand zu bedecken und so gleichsam durch ein Filtrum zu trinken, damit der üble Geruch nicht belästige, und sie

von dem feinen, gelblichten Thon, der im Wasser suspendirt war, nicht so viel zu verschlucken hätten. Humboldt und Bonpland ahnten nicht, daß sie von nun an Monate lang auf dieses Hülfsmittel angewiesen sein würden. Auch das Wasser des Orinoco hat ja sehr viele erdige Bestandtheile; es ist sogar stinkend, wo in Flußschlingen todte Krokodile auf Sandbänken liegen oder halb im Schlamme stecken.

Kaum hatte man abgepackt und die Instrumente aufgestellt, so ließ man die Maulthiere laufen und, wie es dort heißt, „Wasser in der Savane suchen.“ Rings um den Hof sind kleine Teiche; die Thiere finden sie, geleitet von ihrem Instinkt, von den Mauritia Gebüschen, die hie und da zu sehen sind, und von der feuchten Kühlung, die ihnen in einer Atmosphäre, die den Menschen ganz still und regungslos erscheint, von kleinen Luftströmen zugeführt wird. Den Schwanz hoch gehoben, den Kopf zurückgeworfen, laufen sie gegen den Wind und halten zuweilen an, wie um den Raum auszukundschaften; sie richten sich dabei weniger nach den Eindrücken des Gesichts als nach denen des Geruchs, und endlich verkündet anhaltendes Wiehern, daß sich in der Richtung ihres Laufs Wasser findet.

Um von der Hitze am Tage weniger zu leiden, setzten Humboldt und Bonpland jetzt ihre Reise zumeist bei Nacht fort. Ihr nächstes Ziel war die kleine, mitten in den Llanos liegende Stadt Calabozo. Das Bild der

Landschaft war immer dasselbe. Der Mond schien nicht, aber die großen Haufen von Nebelsternen, die den südlichen Himmel schmücken, beleuchteten im Niedergang einen Theil des Land-Horizontes. Das erhabene Schauspiel des Sternengewölbes in seiner ganzen unermeßlichen Ausdehnung, der frische Luftzug, der bei Nacht über die Ebene streicht, das Wogen des Grases, überall wo es eine gewisse Höhe erreicht — Alles erinnerte an die hohe See. Vollends stark wurde die Täuschung so oft die Sonnenscheibe am Horizonte erschien, ihr Bild durch die Strahlenbrechung sich verdoppelte, ihre Abplattung nach kurzer Frist verschwand, und sie nun rasch gerade zum Zenith aufstieg.

Oft meinten sie auch Feuer am Himmel zu sehen, und mit Entsetzen gedachten sie dann des schrecklichen Savanenbrandes, den sie erlebt. Aber was sie hier für Feuer hielten, waren aufgehende Sterne, deren Bild durch Dünste vergrößert wurden.

Endlich erreichten sie Calabozo. Unendlich überrascht war Humboldt, hier eine Elektrisirmaschine mit großen Scheiben, Elektrophore, Batterien, Elektricitätsmesser, mit einem Worte einen Apparat zu finden, der beinahe so vollständig war, wie ihn Naturforscher in Europa besitzen.

Und alle diese Werkzeuge waren nicht in den vereinten Staaten gekauft; sie waren die Arbeit eines Mannes, der nie ein solches Instrument gesehen hatte, der Niemand

darüber zu Rathe ziehen konnte, und dem die Erscheinungen der Elektricität einzig nur durch das Lesen der Schrift von Sigaud de la Fond und aus Franklin's Denkschriften bekannt geworden waren. Carlos del Pozo (dies ist der Name des achtungswerthen und sinnreichen Mannes) hatte anfangs cylinderische Elektrisir-Maschinen verfertigt, wozu er große Glasglocken gebrauchte, denen er die Hälse abbrach. Seit etlichen Jahren erst war es ihm gelungen, sich über Philadelphia zwei Glasscheiben zu verschaffen, mittelst deren er eine Scheiben-Maschine verfertigen und ansehnlichere elektrische Wirkungen erzielen konnte. Man kann sich leicht vorstellen, wie große Schwierigkeiten Pozo zu überwinden hatte, nachdem ihm die ersten Schriften über die Elektricität bekannt geworden waren, und er den muthigen Entschluß gefaßt hatte, sich durch eigene Anstrengung alles dasjenige, was er in den Büchern beschrieben fand, zu verschaffen. Bis dahin hatte er nur allein das Erstaunen und die Bewunderung genossen, welche seine Versuche bei völlig vorher ununterrichteten Personen, die nie über die Llanos hinausgekommen waren, gemacht.

Humboldt's Aufenthalt in Calabozo gewährte ihm nun ein ganz neues Vergnügen. Er war außer sich vor Entzücken, einen solchen wissenschaftlichen Mann kennen zu lernen.

Welchen unendlichen Werth mußte für ihn die Meinung eines Mannes haben, der seine Vorrichtungen mit

den in Europa gebräuchlichen vergleichen konnte und der selbst so hoch in der Wissenschaft dastand.

Humboldt führte mehrere Elektrometer, von Stroh, von Korkkugeln und geschlagenen Goldblättchen bei sich, auch eine kleine Leydener Flasche, die man nach dem Verfahren von Ingenhouß durch Reibung laden konnte, und die er zu physiologischen Versuchen gebrauchte. Pozo drückte seine Freude lebhaft aus, als er nun zum ersten Male Instrumente sah, welche er nicht verfertigt hatte, und die den seinigen nachgeahmt schienen. Humboldt zeigte ihm auch die Wirkung der Berührung ungleichartiger Metalle auf die Nerven der Frösche. Galvani's und Volta's Namen waren in diese weiten Einöden noch nicht vorgedrungen.

Wie ergreifend, sich diese beide Männer gegenüber zu denken. Der Eine, ein König seiner Wissenschaft, verläßt Heimath und Freunde, die Aussicht auf hohe Aemter und Anerkennung seiner Leistungen als Beamter u. s. w., um dem, in seinem Geiste lebenden Triebe nach Forschung und Wissenschaft in ferne, unbekannte Länder zu folgen. Da steht er nun mit allen geistigen und materiellen Kräften zur Erreichung seines hohen Zweckes ausgerüstet, 2000 Meilen von seiner Heimath vor einem schlichten Manne, dem alle Vorbildung und alle Mittel zu seiner Fortbildung fehlten — der nur vermöge des in ihm schlummernden Genies und mit

rastlosem Eifer sich den Eingang in das Reich der Wissenschaft erzwungen hat.

Humboldt konnte ihm seine Achtung nicht versagen, und der schlichte Bewohner des einsamen Calabozo's in den weltverlassenen Llano's zeichnete das Zusammentreffen mit dem „großen Reisenden“ als einen der schönsten Momente seines Lebens in die Tafel seines Gedächtnisses ein.

Aber außer den elektrischen Maschinen Pozo's sollten Humboldt und Bonpland hier auch noch die gewaltigen lebendigen elektrischen Apparate kennen lernen, die zu sehen und zu untersuchen sie sich seit ihrer Ankunft in Amerika schon so sehr gesehnt.

Mit der Begeisterung, die zum Forschen treibt, hatte sich Humboldt seit Jahren täglich mit den Erscheinungen der galvanischen Elektricität beschäftigt; er hatte, indem er Metallscheiben aufeinanderlegte und Stücke Muskelfleisch oder andere feuchte Substanzen dazwischen brachte, sich selbst unbewußt, ächte Volta'sche Säulen aufgebaut, und so war es wohl natürlich, daß er sich, seit seines Aufenthaltes in Cumana, nach den berühmten elektrischen Aalen, dieser so eigenthümlichen Naturerscheinung, umsah.

Wenig Bedeutendes hatte er indessen bis dahin an Tembladores, (Zitterer) wie die Spanier alle elektrischen Fische nennen, auftreiben können. Bei dem unerschütterlichen Phlegma der Eingeborenen und der Werthlosigkeit, die das Geld für Menschen hat, welchen die Natur spie-

lend das Leben fristet, fand man nur schwer eine Seele, die sich soviel Mühe gegeben hätte, den Naturforschern irgend einen gewünschten Gegenstand herbei zu schaffen.

Jetzt aber erfuhr Humboldt zu seinem Entzücken, daß es unweit Calabozo's in den Llano's, zwischen den Höfen Morichal und den Missionen de arriba und de abaxo, ächte Gymnoten oder Zitterale in Menge gebe.

„Das ist herrlich!" — rief er freudig aus, und sofort wurden die Anstalten zu einer Jagd auf die Gymnoten getroffen.

An einem prächtigen Morgen brach man nach der Mission Rastro de abaxo auf. Von dort aus führten sie Indianer zu einem Bache, der in der dürren Jahreszeit ein schlammiges Wasserbecken bildet, um das die herrlichsten Bäume: Clusia, Amyris und Mimosen mit wohlriechenden Blüthen standen.

„Hallo, Massa!" — rief jetzt, als man an dem Becken angekommen, der Mulatte. — „Hier Wasser von Tembladores! .... wie fischen wollen? .... Indianer Wurzel haben, ... Barbasco haben."

„Ich glaube nicht, daß das gut sein wird!" — sagte Bonpland. — „Ich habe diesen sogenannten Barbasco untersucht, es ist die Wurzel der Piscidia Erithryna."

„Dann können wir diesen sogenannten Barbasco nicht gebrauchen!" — entgegnete Humboldt. — „Die Wurzel würde die Thiere berauschen und wir könnten schwerlich Versuche mit ihnen anstellen."

„Kann man sie denn nicht in Netzen fangen?" — frug jetzt Bonpland.

„Nicht können das!" — entgegnete der Mulatte, nachdem er Rücksprache mit den Indianern genommen. — „Tembladores wie Schlangen sein.... rasch bewegen .... Netz kommen.... tief in Schlamm eingraben."

„Aber welches Mittel wenden wir denn alsdann an, um zu unserem Ziele zu gelangen?" — frug Humboldt besorgt, denn er fürchtete, sich, so nahe dem Ziele, wieder getäuscht zu sehen.

„Embarbascar con cavallos!" *) — sagte einer der Indianer.

„Mit Pferden fischen?" — frugen Humboldt und Bonpland erstaunt.

Aber im gleichen Augenblicke saßen auch schon die Führer auf den mitgebrachten Pferden und jagten mit Blitzesschnelle in die Llanos.

Die Freunde standen voll Erwartung. Es vergingen indessen keine zehn Minuten, als sich ihnen ein neues überraschendes Schauspiel darbot. So schnell wie sie davon gejagt, kamen die Indianer auch wieder zurückgesprengt, jetzt aber nicht mehr allein, sondern einige dreißig in den Llanos rasch zusammengetriebene Pferde vor sich hertreibend.

---

*) Wörtlich: mit Pferden die Fische einschläfern oder betäuben.

Prächtig sahen sie aus diese völlig ungezäumten, in der Freiheit aufgewachsenen Thiere: die schnaubenden Nüstern weit aufgeblasen, die breiten, kräftigen Hälse vorgestreckt, die lebhaften Augen in wildem Feuer aufflammend.

„Huya! huya!“ — schrieen dabei die sie verfolgenden Indianer, und wie im Sturme jagte die ganze Masse der Thiere in das Wasserbecken.

Jetzt aber steigerte sich das Interesse der Scene noch bedeutend.

Der ungewohnte Lärm, das Schreien der Indianer, das Stampfen der in das Wasser getriebenen Rosse schreckte die Gymnoten aus dem Schlamme auf und reizte sie zum Angriffe.

Plötzlich zeigte sich eine Menge schwärzlich und gelb gefärbter, großen Wasserschlangen gleichende, Aale auf der Oberfläche des Wassers*). Aber nur auf Augenblicke erschienen sie hier, dann verschwanden sie eben so schnell wieder, um den Kampf mit den Pferden zu beginnen.

Es war ein malerisches, höchst originelles Bild, was sich jetzt Humboldt's und Bonpland's Blicken darstellte.

Um den Teich, beschattet von den prächtigen Mimosen, Clusia und Amyris, standen in dichter Reihe die nackten

---

*) „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent“, par A. de Humboldt et A. Bonpland II. fol. 173—189.

braunen Gestalten der Indianer mit Harpunen und langen dünnen Stäben aus Bambusrohr bewaffnet.

Selbst auf die Bäume, deren Zweige sich wagerecht über die Wasserfläche breiteten, waren einige gestiegen. Und alle diese dunkelen Gestalten schienen eine Wache finsterer Dämonen; denn so oft sich eines der schnaubenden, von seinen unsichtbaren Feinden verfolgtes Pferd an das Ufer retten wollte, scheuchten sie es mit wildem Geschrei und mit ihren Rohren zurück.

Die riesigen Zitteraale aber, wie Blitze im Wasser umherfahrend, betäubt von dem ungewohnten Lärm, aufgestachelt durch die Störer ihrer Ruhe, drängten sich unter den Bauch der Pferde und vertheidigten sich durch wiederholte Schläge ihrer elektrischen Batterien.

Ha! wie jeder Schlag die Pferde zittern und sich aufbäumen macht. Schon erliegen mehrere den unsichtbaren Streichen, von welchen die wesentlichsten Organe allerwärts getroffen werden: betäubt von den starken unaufhörlichen Schlägen stürzen die edlen Thiere . . . . und . . . . sinken unter.

Andere, schnaubend, mit gesträubter Mähne, wilde Angst im starren Auge, raffen sich wieder auf und suchen dem um sie tobenden Ungewitter zu entkommen. Umsonst! sie werden von den Indianern wieder in das Wasser getrieben.

Doch halt! dort entgehen einige der regen Wachsamkeit der braunen wachhaltenden Dämonen; sie gewinnen

das Ufer, straucheln aber betäubt bei jedem Schritt und werfen sich in den Sand, zum Tod erschöpft, mit gelähmten, von den elektrischen Schlägen der Gymnoten erstarrten Gliedern.

„Die Pferde gehen alle zu Grunde!" — sagte jetzt Humboldt erschreckt und überrascht durch den in der That unerwarteten Erfolg der fünf bis sechs Fuß langen Aale. Wirklich waren schon in den ersten fünf Minuten mehrere Pferde ertrunken.

Aber so laut er auch den Indianern zurief, einzuhalten, sie hörten ihn über dem allgemeinen Lärm nicht; auch war ihre angeborene Jagdlust so gewaltig aufgestachelt, daß ihre Augen vor Entzücken funkelten, und sie für Alles, außer dem Kampfe, Hören und Sehen verloren hatten.

Da änderte sich allmälich die Scene!

Die Hitze des ungleichen Kampfes nahm ab; die erschöpften Aale zerstreuten sich. Sie bedurften der Ruhe und reichlicher Nahrung, um den erlittenen Verlust an galvanischer Kraft wieder zu ersetzen.

Die Indianer versicherten, wenn man Pferde zwei Tage hintereinander in eine Lache laufen lasse, in der es sehr viele Gymnoten gebe, gehe am zweiten Tage kein Pferd mehr zu Grunde.

Auch jetzt verriethen die Pferde weniger Angst, ihre Mähnen sträubten sich nicht mehr, ihre Augen blickten ruhiger. Die riesigen Zitteraale aber kamen scheu an die

Ufer des Teiches geschwommen, und hier fingen sie nun die Indianer mit kleinen, an langen Stricken befestigten Harpunen.

In wenigen Minuten lagen fünf prächtige lebendige Gymnoten vor Humboldt.

Sie waren nahe an sechs Fuß lang. Der Querdurchmesser des Körpers betrug drei Zoll fünf Linien. Hübsch olivengrün, zeigte sich der Untertheil des Kopfes röthlich gelb. Zwei Reihen kleiner gelber Flecken liefen symmetrisch über den Rücken vom Kopf bis zum Schwanzende, wobei jeder Fleck einen Ausführungskanal umschloß; Schuppen hatten auch diese Aale so wenig, wie die übrigen elektrischen Fische, wogegen die Haut der Thiere mit Schleim bedeckt war, der, wie Volta gezeigt hat, die Elektricität 20 bis 30mal besser leitet, als reines Wasser.

Das wunderbare elektrische Organ fand Humboldt sich durch die ganze Länge des Schwanzes von der Kehle an zu beiden Seiten unter der Wirbelsäule erstrecken. Es bestand aus Platten,, die zu Säulen aufgehäuft waren, welche quer gegen die Hautfläche standen.

Humboldt und Bonpland experimentirten vier Stunden lang an den Gymnoten, so daß sie bis zum anderen Tage Muskelschwäche, Schmerz in den Gelenken und Uebligkeit empfanden. Es waren Folgen der heftigen Reizung des Nervensystems.

Und doch hatten sich die Thiere ihrer Hauptkraft schon entladen. Den ersten Schlägen eines starken Gymnoten würde sich ein Mann nicht ohne Gefahr aussetzen*). — —

Aber der Austritt aus den Llanos sollte für die Reisenden noch durch ein eigenthümliches Abenteuer bezeichnet werden.

Die Llanos waren nachgerade in ihren südlichen Strichen zu einer Wüste geworden.

Die einzelstehenden Palmen verschwanden nach und nach ganz. Der Thermometer stand von Morgens bis Sonnenuntergang auf 34—35°.

Je ruhiger die Luft in 8—10 Fuß Höhe schien, desto dichter wurden die Reisenden von Staubwirbeln eingehüllt, welche von den kleinen am Boden hinstreichenden Luftströmungen erzeugt wurden.

Schon neigte sich die Sonne ihrem Untergange entgegen, als der mit den Maulthieren voranschreitende Mulatte plötzlich wie versteinert stehen blieb und, die Augen weit aufreißend, einmal über das anderemal rief:

„Massa! Massa!"

„Nun was gibt es!" — entgegnete Humboldt, der

---

*) „A. von Humboldt's Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents." IV. Lief. 409. „Voyage" etc. II. 106—117.

einen dunklen Gegenstand vor dem Diener im Sande liegen sah.

„O ho! . . . . o!" — rief der Mulatte mit bedauerlicher Miene.

„Nun?" — frug Bonpland . . . — „Eine Klapperschlange?"

„Nicht Cascabel sein!" — entgegnete jener. — „O ho! . . . . o!"

Neugierig traten jetzt beide Freunde heran, aber wie erschracken sie, als sie ein junges indianisches Mädchen vor sich liegen sahen.

Sie lag auf dem Rücken, war ganz nackt und schien über zwölf bis dreizehn Jahre alt*).

Ermüdung und Durst mußten bei ihr eine völlige Erschöpfung herbeigeführt haben. Augen, Nase und Mund waren voll Staub, der Athem nur noch röchelnd.

Vergeblich bemühten sich die Reisenden die arme kleine Hagar, dies Opfer der Wüste, in's Leben zurückzurufen. Sie war ja selbst der Sprache nicht mehr mächtig.

Neben ihr lag ein umgeworfener Krug, halb voll Sand.

„Wasser!" — rief jetzt Humboldt.

Glücklicherweise trug eines der Maulthiere einen Schlauch, der noch gefüllt war; der Mulatte eilte, ihn

---

*) Thatsache.

herbeizuholen und seine Mienen drückten die aufrichtigste Theilnahme aus.

Humboldt wusch nun der armen Kleinen das Gesicht; Bonpland goß ihr einige Tropfen Wein in den Mund.

Der Mulatte aber rief:

„O ho! o! . . . . zu sich kommen! . . . . kleine Mensch zu sich kommen . . . . Tamanacos sein . . . . verirrt sein! . . . . Augen aufmachen! . . . . O ho!"

Und er selbst machte einen Freudensprung.

In der That kam das Mädchen nach und nach zu sich. Sie war anfangs erschrocken über die vielen Leute um sie her; aber sie beruhigte sich bald und verständigte sich, da sie kein Spanisch verstand, mit dem Mulatten in der Sprache der Tamanacos.

„Und was sagt sie?" — frug jetzt Humboldt den Diener.

„Viel Stunden hier liegen!" — verdolmetschte dieser. — „Sonn' viel herunter gegangen sein. Von Uritucu kommen . . . . Massa sie verstoßen haben . . . . krank gewesen sein . . . . nicht viel mehr arbeiten können. O! . . . . bös' Massa das!"

Die Arme war also wegen Krankheit und Schwäche von der Herrschaft in Uritucu, bei der sie gedient hatte, verstoßen worden.

„Laß sie auf eines der Thiere steigen!" — sagte jetzt Humboldt, dessen Herz Erbarmen mit der armen Kleinen fühlte.

Er wollte sie nach Uritucu zurückbringen und dann für sie sorgen.

Aber das Mädchen that es nicht.

Für Leiden unempfindlich, wie ihre ganze Race, — in die Gegenwart versunken ohne Bangen vor künftiger Gefahr, beharrte sie auf ihrem Entschluß, in eine der indianischen Missionen zu gehen, die in der Nähe Calabozo's lagen.

Da alle Bitten und Vorstellungen vergebens waren, ließ Humboldt ihren Krug mit Wasser füllen, gab ihr, so viel er entbehren konnte, an Lebensmitteln mit, und entließ sie mit dem stillen Wunsche: daß sie ihr Ziel glücklich erreichen möge.

Noch ehe die Reisenden wieder zu Pferde saßen, setzte sie ihren Weg in die Steppe fort.

Bald entzog sie eine Staubwolke ihren Blicken.

Ein holdes Wesen.

In dem Landhause des Statthalters der Provinz Varinas in San Fernando de Apure herrschte tiefe Stille*). Die unmäßige Hitze, die draußen über der Welt lag, war hier weniger empfindlich, denn der Gouverneur, Marquis del Toro, hatte sowohl die Lage des Hauses klug gewählt, als auch dessen innere Einrichtung mit solcher Umsicht getroffen, daß weder die Sonnengluth noch die Moskito's den Bewohnern beschwerlich wurden.

Rauschte doch der Apure dicht an dem Hügel vorüber, auf dem das freundliche Gebäude im Schatten mächtiger

*) San Fernando de Apure (am Apurefluß), nicht zu verwechseln mit der schon vorgekommenen Mission San Fernando und dem noch vorkommenden: San Fernando de Atabapo.

Liquidambar-Bäume lag, während die, von den dicht dahinter liegenden Granitbergen kommenden Wasser so geleitet waren, daß sie in zierlichen Rinnen fast alle Gemächer des Hauses durchliefen. In mehreren derselben bildeten sie selbst kleine Fontainen, deren christallene Strahlen eine köstliche Frische rings um sich her verbreiteten.

Dies war auch in dem Zimmer der Fall, welches Donna Arabella, die Schwester des Statthalters, bewohnte. Es war ein großer hoher Raum, dessen Grundfläche ein längliches Viereck bildete: die Wasser durchströmten es im Kreuze und warfen im Mittelpunkte ihre erfrischenden Strahlen hoch empor. Die Fenster waren fest und straff durch sehr feine Gewebe aus den Fasern einer Pflanze verwahrt. So blieb den Moskito's der Eingang verschlossen, während Licht und Luft genügenden Zutritt fanden. Uebrigens reinigte der frische Lufthauch, der fast beständig aus den anstoßenden Thälern her über den Hügel wehte, die Atmosphäre schon von selbst von den lästigen Insekten.

Was aber diesem Gemache einen ganz besonderen und eigenthümlichen Reiz verlieh, war die Täfelung der Wände. Man hatte sie mit einem wunderschönen goldgelben Holze belegt, das, künstlich geglättet, fast einem Spiegel glich und zugleich einen nicht allzustarken aber ungemein lieblichen Geruch verbreitete. Sehr schön gearbeitete, kostbare Meubles — sie stammten aus der

Havana — standen rings umher: schwellende Divans, Fauteuils, Consols und was das Auffallendste war, ein zierlicher Schreibtisch und zwei Bücherschränke, deren Inhalt aus den besten Werken spanischer, italienischer, französischer und englischer Dichter bestand. Es war dies ein Schatz, wie ihn kaum mehr die sämmtlichen übrigen spanischen Provinzen Südamerika's um jene Zeit aufzuweisen hatten.

Donna Arabella war aber auch in Madrid erzogen worden, und zwar von Pater Acosta, einem eben so geistreichen als wissenschaftlich gebildeten Manne, der sie selbst, als der Marquis zum Gouverneur der Provinz Varinas ernannt wurde — Arabella war damals zehn Jahre alt — an der Seite des Bruders über das Meer begleitete und noch jetzt ihr Beichtvater und väterlicher Freund war. Sie liebte und verehrte daher auch die Wissenschaften und namentlich die edle Dichtkunst, für die sie sogar schwärmte. Selbst Mathematik betrieb das jetzt achtzehnjährige Mädchen mit ihrem Lehrer; während ihr Sinn für die Natur sich in der Liebhaberei kund gab, die sie in der Pflege einer Menge seltener und zierlicher Thiere fand.

Statt der Gemälde und Kupferstiche, die bei uns die Wände schmücken, hingen in dem Zimmer Donna Arabella's rings an dem Getäfel ungemein zierlich aus den Fasern der Vehuco de Maimure geflochtene Käfige mit

den reizendsten und niedlichsten Ziervögeln, meist aus Brasilien.

Zwei stattliche Kakadu's mit schwefelgelber Haube und schneeweißem, auf dem Bauche in das gelbliche und röthliche fallendem Gefieder, schaukelten sich lustig und behende in großen Ringen, während sie dabei unablässig schwatzten und schrieen.

Noch zierlicher aber waren zwei kleine Affen, die sich frei in dem Zimmer bewegten.

Der eine war ein Titi vom Orinoco (Simia sciurea), von den Maypures-Indianern auch Bititeni genannt, ein allerliebstes Thierchen. Er hatte ein weißes Gesicht und über Mund und Nasenspitze weg einen kleinen blauschwarzen Fleck, sein übriger Pelz war goldgelb. Was ihn aber seiner jungen Herrin so lieb machte, war die Aehnlichkeit, die sein Gesicht mit dem eines Kindes hatte: derselbe Ausdruck von Unschuld, dasselbe schalkhafte Lächeln, derselbe rasche Uebergang von Freude zu Trauer.*)

Wenn ihn seine Herrin schalt, oder er über etwas ängstlich wurde, füllten sich seine großen Augen sofort mit Thränen.

Das kleine Thier war so klug, daß wenn ihn Donna Arabella frug: „Wo ist deine Herrin?" — er auf eines

---

*) „Voyage aux régions équinoxiales". II. Fol. 265. „Reise" V. Lief. Fol. 100.

der Consols sprang und so lange bald auf die Marquise, bald in den Spiegel sah, bis diese selbst vor den letzteren trat und sich nun ihr Spiegelbild zeigte.

Früher hatte Donna del Toro mehrere solcher Titi's. Am meisten mußte sie damals über die Thierchen lachen, wenn die Regenzeit einfiel. Sank alsdann die Lufttemperatur auch nur um 2 bis 3 Grade, so schlangen sich die kleinen drolligen Geschöpfe die Schwänze um die Hälse, verschränkten Arme und Beine, und drückten sich mit dem Bauche aneinander, alles um sich gegenseitig zu wärmen. So konnten sie Tage lang auf einem Knäuel sitzen und fragend nach dem Himmel schauen, als ob sie sagen wollten: „Wird es nicht bald wieder wärmer?"

Jetzt hatte, wie gesagt, Arabella nur einen Titi; die anderen waren ihr zu Grunde gegangen. Aber eine Gesellschafterin hatte Titi doch noch: eine Wittwe in Trauer, wie die Missionäre die kleinen Saymiris-Affen nach ihrem Habitus nennen. Es war ein kleines, feines, ungemein zartgebautes Thierchen mit glänzenden, schön schwarzen Haaren. Das Gesicht weißlich, etwas in's Blau spielend. Die kleinen wohlgebildeten Ohren zeigten einen umgebogenen Rand. Vorn am Halse war ein weißer, zollbreiter Strich sichtbar. Die Hinterfüße erschienen schwarz, wie der ganze Körper, dagegen waren die Vorderhände von außen weiß, so daß das kleine schwarze Thier wirklich aussah, als habe es Trauerkleider

an, nebst einem weißen Schleier, Halskragen und weißen Handschuhen.

Alle diese Thiere — Vögel und Affen — erfreuten sich der Zuneigung, des Schutzes und der zärtlichen Pflege der jungen Spanierin, und wahrlich! . . . . sie durften stolz darauf sein, denn Donna Arabella del Toro war eben so liebenswürdig als schön.

Der schlanke Wuchs gab ihrer stattlichen Gestalt, trotz der gesunden und festen Constitution des Körpers, etwas ungemein Feines. Nirgends zeigten dabei die ausgebildeten Körperformen ein Zuviel oder Zuwenig. Alles an ihr war Ebenmaß und Harmonie. Besonders schön geformt waren Schultern und Büste; während der freundliche, liebenswürdige Ausdruck des Gesichtes nicht wenig zur wohlthuenden Milderung jenes Stolzes beitrug, der jeder Spanierin angeboren ist und der sich mehr oder weniger in allem: in den Zügen, in der Haltung, in den Manieren und selbst in jeder Bewegung ausspricht, da er ein Grundzug des National-Charakters ist.

Arabella zeigte in ihrem ganzen Wesen und in ihrer ganzen äußeren Erscheinung nur das Edle davon. Verletzend ward bei ihr dieser Stolz nie, außer, wenn sie gereizt oder gar beleidigt wurde. Dann aber konnte sie wie umgewandelt erscheinen und dem verletzenden Theile eine solch' hoheitsvolle Kälte entgegensetzen, daß sich dieser wie vernichtet vor ihr fühlte. Sie glich bei solchen Fällen, in ihrer jungfräulichen Herzensreinheit und dem

gekränkten Bewußtsein verletzter Schicklichkeit, einem Cherub mit dem Flammenschwerte. Und ein Paradies hatte sie ja allerdings zu bewachen, das . . . . ihrer unangetasteten Kindlichkeit.

Aber eben in dem Ausdrucke ihrer Kindlichkeit lag auch der Hauptreiz ihrer Erscheinung. Und dieser Ausdruck spiegelte sich in allem: in den wunderschön geformten Augen mit den schwarzen gluthvollen Sternen, den feingeschwungenen Bogen der Augenbrauen, den seidenartigen langen Wimpern, in dem reinen unschuldvollen Blick und auf der klaren, sanft gewölbten Stirne. Auch die reichen, schwarzen Locken trugen dazu bei, die kunstlos das liebliche Haupt umwallten. Eine edle und doch vornehme Einfachheit in der Kleidung vollendete die ganze äußere Erscheinung.

Aber wie schön entsprach ihr auch die innere. Arabella war ein ganz schlichter, einfacher aber fester Charakter. Von Kindheit an mutterlos, zwang sie das Geschick sich zuerst an den Vater, dann aber an den Bruder und endlich an ihren Lehrer, den würdigen Pater Acosta anzulehnen. Daher ward ihr eine gewisse männliche Festigkeit und ein überraschend entschlossenes Wesen, die beide gar schön Hand in Hand mit der in ihrem Tiefinnersten schlummernden weiblichen Würde gingen.

Die Natur hat der Frau gesagt: „Sei hübsch, wenn du kannst; weise, wenn du willst, aber sei geachtet, das

ist durchaus nöthig." Diese Achtung aber ist stets Folge der weiblichen Würde und diese weibliche Würde war ein Seelenschatz Arabella's. Sie hätte sich in den Salons der Hauptstädte des civilisirten Europas bewegen dürfen und es würde sich kein unheiliger Gedanke in ihre Nähe gewagt haben. Heiter und launig konnte sie sich Jedermann nähern, ohne je zudringlich zu werden, — freundlich sein gegen Jedes, ohne sich das Geringste zu vergeben. Dabei hatte sie für alles ein offenes Herz; aber sie ließ sich auch nie von den Bewegungen des Herzens überraschen und hinreißen.

Sie umfing, wie ein Kind alles mit Liebe; aber sie vergaß nie dabei des Verstandes. Sie hatte Geist, ohne gerade durch Geistreichthun glänzen zu wollen und zu können.

Arabella suchte am liebsten Dasjenige auf und bewahrte es mit Freude in ihrer Seele, was ein höherer Geist schon durchdacht und in edler Sprache dargestellt hatte. Sie liebte ihre Gefühle dadurch verdolmetscht zu sehen. Darum drängte sich auch bei jedem Anlaß, was die Poesie Schönes hatte, vor ihre Phantasie. Darum liebte sie Dichtkunst und Dichter und lebte geistig gewissermaßen nur durch und in Pater Acosta.

Uebrigens war dies keineswegs ihr einziger Umgang. Der Gouverneur, ihr Bruder, machte so gut in San Fernando de Apure ein Haus, wie in Varinas; denn wenn auch San Fernando nur eine kleine Stadt war,

so lagen doch dicht in deren Nähe mehrere sehr bedeutende Zucker- und Baumwollen-Pflanzungen, deren Besitzer den ersten Familien des Landes angehörten und mit welchen der Statthalter in freundschaftlichem Verkehr lebte: es waren Don Juan de Reinaga, Don Antonio Henriquez und Don Francisco Sanchez, nebst den Ihren.

Die Gesellschaft war also zahlreich genug; aber ihr gemeinschaftliches Leben schlug jetzt neue Wogen, durch den Hinzutritt dreier sehr willkommener Gäste. Es waren dies Humboldt und Bonpland, die auf ihrer Reise San Fernando de Apure berührten, und von dem Statthalter von Cumana, Don Vicente Emparan, an den Marquis del Toro Empfehlungen hatten, und ein junger spanischer Edelmann, Don Nicolas Sotto.

Letzterer, weitläufig mit dem Marquis verwandt, war freilich schon seit zwei Monaten in San Fernando. Gast blieb er indessen immer, denn nur die Wißbegierde hatte den jungen, feingebildeten Mann direct von Cadir herüber getrieben. Er, der Besitzer eines enormen Vermögens, hatte Lust am Reisen. Er wollte daher Länder und Menschen kennen lernen; aber nicht in dem blasirten Europa, sondern in der neuen Welt.

Don Sotto war übrigens ein prächtiger junger Mann; nicht gerade ein Bild der Schönheit, aber eine frische, kräftige offene Natur und zugleich ein Mensch, der, trotz seines Reichthums, etwas gelernt hatte. Daher sagte

ihm auch der Soldatenstand — er war Officier in der spanischen Armee — nicht zu. Sein geistreiches liebenswürdiges Wesen und seine muntere Laune entzückten übrigens Jeden, der mit ihm in Berührung kam. Warum sollte dies nicht auch bei dem Marquis und seiner Tochter der Fall sein?

Sotto hatte den Marquis besucht, um vierzehn Tage in seinem Hause zuzubringen; jetzt waren zwei Monate vergangen, und nun erst fiel es dem jungen Spanier gar nicht mehr ein, fortzugehen.

Aber Donna Arabella wünschte auch nicht ihn fort zu lassen.

Sie, die im Ganzen noch sehr wenig mit jungen Männern zusammengekommen war, fand sehr bald aufrichtigen Gefallen an dem netten Landsmann, und er .... liebte die Marquise leidenschaftlich, schon ehe die ersten vierzehn Tage herumgegangen waren. Dem Gouverneur und Pater Acosta blieb die Sache nicht fremd, und da beide diese aufkeimende Liebe im Stillen billigten und gern sahen, so entwickelte sich dieselbe ruhig und naturgemäß, wie sich eine schöne Rosenknospe zur duftigen Blume entfaltet.

Pater Acosta, der Don Sotto bald als einen tüchtigen und braven Menschen kennen gelernt hatte, freute sich namentlich über diese Liebe, die seinen Liebling beglücken mußte. Acosta faßte aber die Liebe um so tiefer auf, als dieser höchste Schatz des Menschenherzen

ihm, als Geistlichen, in einer Beziehung verschlossen bleiben mußte; aber sie blieb es nicht in jeder Beziehung: er durfte ja die Menschheit wie sich selbst, Arabella wie sein Kind und das Ewige und Göttliche über Alles lieben.

Sein Hauptaugenmerk war daher jetzt auch: dahin zu wirken, daß sich die Liebe in dem Herzen seines Zöglinges so schön, so reich und so edel als möglich entwickeln möge.

Pater Acosta brachte daher gerade in dieser Zeit — wenn er, wie jetzt, mit seinem Zöglinge allein war — das Gespräch gern auf diesen Punkt.

Sie hatten eben eine der frühen Morgenstunden damit hingebracht, daß sie in Camoens „Lusiade" gelesen: als Pater Acosta bei einer bezüglichen Stelle begeistert ausrief:

„Die Liebe ist doch das Höchste und Herrlichste auf Erden!"

Donna Arabella erröthete tief. Pater Acosta sah es. Lächelnd ergriff er die Hand seines Zöglings, blickte ihn freundlich an und sagte:

„Du darfst bei dieser Wahrheit nicht erröthen, mein Kind, auch wenn sie dein Herz bestätigt."

Aber Arabella wurde bei diesen Worten nur noch verlegener:

„Mein Vater! . . ." stammelte sie, indem sie in ihrer reizenden Verwirrung den kleinen neben ihr sitzenden

Titi mit ungemeiner Zärtlichkeit streichelte .... „mein Vater ....“

„Nun?“ — frug der geistliche Herr milde lächelnd und beugte sich noch tiefer gegen das neben ihm sitzende Mädchen, als wolle er ihr ein leise geflüstertes Geständniß erleichtern.

„Sie wissen ....?“

„Daß du ein gutes, vortreffliches Kind bist, mit einem gefühlvollen Herzen. Warum sollte dies Herz der Liebe fremd bleiben?“

Arabella senkte ihr schönes Köpfchen noch tiefer, dann sagte sie kaum hörbar:

„Und Sie mißbilligen meine Gefühle nicht?“

„Nein, gewiß nicht!“ — rief der Pater mit bewegter Stimme. — „Wer lieben kann, ist stark; wer lieben kann, ist gerecht; wer lieben kann, ist keusch; wer lieben kann, kann Alles unternehmen und Alles leiden. Die Seele der wahren Liebenden ist wie ein heiliger Tempel, in dem der Weihrauch ohne Unterlaß brennt, in dem alle Stimmen von Gott reden, wo alle Hoffnungen von Unsterblichkeit sind.“

„Ja!“ — rief hier Donna Arabella und ihre Blicke flammten begeistert auf — „das fühle ich auch in meinem Herzen, und .... daß die Liebe sehr glücklich machen kann.“

„Gott gebe dir dies volle Glück!“ — sagte hier Pater Acosta und drückte einen väterlichen Kuß auf die

reine Stirne des Mädchens. — „Und willst du mir den Namen dessen nicht nennen, den dein Herz gewählt?“

„O Sie kennen ihn!“

„Ich möchte ihn aber gern aus dem Munde meines lieben Zöglinges selbst hören.“

„Sagen Sie aus dem Munde Ihrer Tochter; sie waren mir ja von je ein treuer, liebender Vater.“

„Ja, das war ich!“ — sagte Pater Acosta mit dem Ausdrucke überzeugender Wahrheit und tiefen Gefühles. — „Darum frage ich auch als Vater . . .“

„Nun!“ — lispelte Arabella — „es ist, wie Sie wissen, Don Sotto, den ich liebe. Aber wird auch mein Bruder diese Liebe billigen?“ — fügte sie besorgt hinzu.

„Gewiß!“ — entgegnete der geistliche Herr. — „Don Sotto ist ein Mann aus guter Familie, gebildet, geistreich und was vor allen Dingen wichtig ist: ein Mann von Charakter; auch ist der Gouverneur so einsichtsvoll, daß er weiß: der Mensch ist so sehr für die Liebe geschaffen, daß er sich eigentlich erst von dem Tage an recht als Mensch, in des Wortes edelster Bedeutung, fühlt, an dem er zu dem Bewußtsein gelangt: vollkommen und ganz zu lieben. Bis dahin ist es ordentlich, als ob er immer nach etwas suche; er ist unruhig, aufgeregt und unstät in seinen Gedanken. Von diesem Augenblicke aber an, hat er die Grundbestimmung seines Schicksals erreicht und mit dem Glück zieht die Ruhe in sein Herz.“

„So ist es also auch keine Sünde" — fuhr Arabella freudestrahlend fort — „wenn ich Ihnen, mein Vater, bekenne, daß ich ohne diese Liebe nicht mehr leben könnte."

„Nein, mein süßes Kind!" — entgegnete Pater Acosta mit einem seelenvollen Blick auf das Mädchen, — „das ist so wenig eine Sünde, als wenn du sagst: ich kann nicht leben, ohne zu athmen. Im moralischen, wie im physischen Leben besteht ein Ein- und Ausathmen. Liebe ist der Athem der Seele. Die Seele bedarf sogar unbedingt, um frisch und gesund zu bleiben, der Liebe, der Aufnahme und Aneignung der Empfindungen einer anderen Seele, um diese dann dem geliebten Herzen schöner und reicher noch zurückzugeben. Ohne diese schöne Wechselwirkung fehlt dem Menschen in geistiger Beziehung die Lebensluft, er leidet und . . . stirbt ab."

„O, mein Vater!" — rief hier Arabella, und drückte dem Pater beide Hände — „wie Sie gut sind und Alles so tief und wahr mitfühlen."

Ein leiser Seufzer stahl sich aus Pater Acosta's Brust; dann sagt er, wehmüthig lächelnd:

„Die Liebe ist ein Gemeingut der Menschheit; die Glücklichen schwelgen an ihrer Tafel, und auch dafür hat Gott gesorgt, daß für die weniger Glücklichen einige Brosame abfallen. Aber" — fuhr Pater Acosta hier fort, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr — „lassen wir das. Sage mir lieber, meine Tochter, weiß Sotto schon um deine Liebe?"

Arabella schwieg einen Augenblick, dann sah sie ihren väterlichen Freund offen an und sagte kindlich:

„Ich glaube wohl, daß er darum weiß; aber gesagt habe ich ihm noch nichts davon.“

„Nun, das wird sich geben!“ — meinte Pater Acosta. — „Er wird sich dir schon erklären. Die Liebe ist eine so zarte Blüthe, daß man sie mit einer gewissen heiligen Scheu ihrer naturgemäßen Entfaltung überlassen muß. Aber weißt du, mein Kind, daß mich diese Liebe einer sehr schweren Sorge enthebt?“

„Und welcher, mein Vater?“

„Du würdest dein Herz an Don Manuel Sanchez, den Sohn des reichen Besitzers der benachbarten Pflanzung „Diamante“ verschenken.“

„O!“ — rief Arabella lebhaft — „das würde nie geschehen sein. Ich liebe Don Manuel durchaus nicht.“

„Und er verdient auch deine Liebe nicht!“ — entgegnete Pater Acosta ernst, ja fast streng. — „Er ist ein leidenschaftlicher junger Mann, stolz, rachsüchtig und ebenso hart und grausam gegen die Sklaven seines Vaters, als dieser selbst.“

„Sollte das wirklich der Fall sein?“

„Ich weiß es für ganz gewiß. Pater Romano, der die Plantage „Diamante“ geistlich zu versorgen hat, hat mir neuerdings mitgetheilt: wie der junge Sanchez nur darauf bedacht sei, neue Martern für die Sklaven seines Vaters zu ersinnen. Nicht genug, daß er sie mit der

furchtbaren Manati *) halb todt peitschen läßt, nein!.... es soll vor wenigen Monaten, wir waren noch nicht hier, noch Schrecklicheres vorgefallen sein."

„Sie machen mich beben, mein Vater."

„Don Francisco Sanchez, Don Manuel's Vater, hatte kurze Zeit vorher einen Sklaven aus dem Stamme der Caraiben angekauft. Nun sind die Caraiben allerdings die halsstarrigsten unter allen Sklaven ....."

„Wer kann es ihnen verüblen?" — fiel hier Arabella ein. — „Sie waren einst die Besitzer des Landes von den Antillen bis an den Orinoco. Jetzt hat man sie nicht nur aus dem Erbe ihrer Väter fast gänzlich vertrieben, nein, wo man ihrer habhaft werden kann, verkauft man sie auch noch als Sklaven."

„Es ist das freilich traurig genug!" — sagte Pater Acosta; — „aber noch trauriger ist es, wenn Menschen, die sich zu den Gebildeten zählen und Christen sein wollen, wenn diese alle Bildung, alle Menschlichkeit, alles Christenthum so weit vergessen, daß sie zu wahren Tyrannen an ihren unglücklichen Mitmenschen werden."

---

*) Diese Peitschen aus Seekuhhaut sind ein schreckliches Werkzeug der Züchtigung für die unglücklichen Sklaven. Die Haut der Seekuh, die über anderthalb Zoll dick ist, wird dazu in Streifen geschnitten, getrocknet und verarbeitet. Jeder Hieb reißt nicht nur die Haut vom Körper, sondern schneidet auch wie ein Messer in das Fleisch der Unglücklichen.

„Und was that Don Manuel Sanchez?“

„Er soll den Caraiben — der die Flucht versuchte und wieder eingebracht wurde — mit den Händen an einen, mit den Füßen an einen anderen Baume haben aufhängen und dann so lange mit der Seekuhpeitsche peitschen lassen, bis dem Armen das Bewußtsein schwand . . . .“

„O Gott, welche Unmenschlichkeit!“

„Aber er ließ den Mann auch dann noch nicht abnehmen und am Morgen fand man ihn von Jaguars zerfetzt und todt.“

„Schändlich!“ — rief Donna Arabella empört und sprang so hastig auf, daß der kleine Titi entsetzt in eine Ecke des Zimmers flüchtete. — „Er soll es nicht wagen, sich mir wieder zu nahen! Ich habe seine Annäherung ohnedem nur um seiner Schwester willen geduldet!“

Und sie ging, hoch aufgerichtet, mit stolzer Haltung und zornig flammenden Blicken in dem Gemache auf und ab.

Pater Acosta sah ihr einige Augenblicke schweigend aber mit Beifall nach, dann sagte er ruhig:

„Begehe keine Unklugheit, meine Tochter. Deine edle Aufwallung gegen das Böse freut mich recht; aber du würdest sehr Unrecht thun, einen so boshaften Charakter, wie Don Manuel Sanchez, gegen dich, den Bruder und Don Sotto aufzureizen. Besser machen wirst

du dadurch doch nichts und wer kann berechnen, wie weit die Rache eines solchen Menschen reicht. Setze seinen Annäherungen ein kaltes, würdevolles Wesen entgegen; aber vermeide jedes allzuschroffe Auftreten."

Eine hübsche Stimme ließ sich in diesem Augenblicke singend vernehmen. Donna Arabella's Züge überlief eine dunkele Röthe. Der Pater erhob sich mit schlauem Lächeln.

„Wollen Sie gehen, mein Vater?" — frug die Marquise mit unsicherer Stimme.

„Ja, mein Kind!" — entgegnete der geistliche Herr. — „Ich denke es wird sogleich ein guter Ersatzmann eintreten."

„O, mein Vater!" — rief das Mädchen, indem sie auf Pater Acosta zueilte und den alten treuen Lehrer liebevoll umschlang. — „Einen besseren Freund, als Sie, finde ich niemals."

Der Pater lächelte freundlich: — „Aber vielleicht einen jüngeren," — sagte er dabei — „der mir noch dazu in Liebe und Treue zu dir schwerlich nachstehen wird."

„O!" — rief Arabella — „wenn ich nur wüßte ...."

„Närrchen!" — sagte Pater Acosta und küßte sie zum Abschiede auf die Stirne. — „Hoffen, Sehnen und Glauben ist seliger noch denn Wissen!"

Und mit diesen Worten und einem Blick voll väterlicher Güte und Liebe verließ er das Gemach.

Es gibt nichts, was ein weibliches Wesen liebens-

würdiger macht, als froher Lebenssinn. Kind, Mädchen, Jungfrau und Weib umkleidet er mit einem Zauber, der alle Herzen im Sturme gewinnt. Andere Vorzüge können zwar auch unsere Achtung und Verehrung in Anspruch nehmen: kindlicher Frohsinn aber wirkt berauschender, hinreißender. Jeder fühlt sogleich, daß er eine Quelle ist, die verjüngend auf ihn einwirkt. Desto mehr aber stoßen bei Mädchen und Weibern Kälte, trüber Ernst und vor allen Dingen Launen zurück. Ist es doch eine alte bewährte Wahrheit, daß es sich sogar leichter noch neben einem kalten und trüben Gemüthe leben läßt, als mit einem Wesen voll launenhaften Aprilwetters. So lange ein launenhaftes Weib schön und jung und vergöttert ist, werden von ihren berauschten Verehrern diese negativen Liebenswürdigkeiten oft zu den positiven gerechnet; aber nur von diesen, die übrige Welt rechnet anders, und die Näherstehenden wissen es alle, auf welch' traurige Weise Launen den schönen Lebensfrieden selbst in der heitersten Seele befehden bis sie ihn endlich überwältigen. Der reine Frohsinn hat dagegen die wunderthätige Kraft, daß er die Gemüther, selbst bei Verschiedenheit der Meinungen, eng zusammenhält, gegen einander ausgleicht und veredelt.

Auch jetzt sprudelte Don Sotto, der selbst eine heitere Natur war, der Frohsinn Arabella's wieder so frisch und bezaubernd entgegen, daß er sich mit ganzer Seele hineinstürzte. Es war eine Lust die beiden jungen Leute sich

necken und so herzlich mit einander lachen zu sehen. Freilich überlief das schöne Antlitz Donna Arabella's häufig ein dunkles Roth — nicht etwa, weil sich Don Sotto etwas Unziemliches erlaubt hätte, daran dachte er nicht im Entferntesten — wohl aber, weil Arabella unter allen Scherzen jeden Augenblick fühlte, daß sie liebe und geliebt werde. Und konnte Sotto nicht bei jeder Wendung des Gespräches auf eine Erklärung kommen, die die mädchenhafte Schüchternheit so sehr fürchtete, wie die Liebe sie ersehnte?

Und wirklich! .... der junge Spanier hatte dies nicht nur vor, sondern er that es auch.

Der kleine zierliche Titi war ihm auf den Schooß gesprungen und sah ihn jetzt mit einer so drolligen Zärtlichkeit an, daß beide junge Leute unwillkürlich lachen mußten. Sotto streichelte das Thierchen freundlich. Aber Arabella ward schon wieder roth.

„Was haben Sie?" — frug der junge Mann heiter.

Arabella erröthete noch tiefer, dann sagte sie:

„Ich freue mich, daß Titi Sie so gerne hat, es spricht sehr für Sie."

„Sie machen mir ein eigenthümliches Compliment."

„Für das Sie sich bei Titi bedanken können."

„Wie so?" —

„Titi ist ein Seelenkenner."

„Sie erschrecken mich!"

„Sollten Sie Ursache dazu haben? Ich will nicht hoffen.“

„Er könnte am Ende in meinem Herzen Dinge lesen ....“

„Scherz bei Seite!“ — fiel hier Arabella, auf's Neue erröthend, ein. — „Es liegt ein wunderbarer Instinkt in diesem kleinen Thiere. Ich kann mich ganz bestimmt darauf verlassen, daß Derjenige, gegen welchen er seine Schüchternheit ablegt und zutraulich wird, ein guter Mensch ist. Kommt ihm dagegen Jemand nahe, der rohe und böse ist, so flüchtet er sich gewöhnlich an die Decke des Zimmers und antwortet ihm auf alle Freundlichkeiten mit einem häßlichen Zähnefletschen.“

„Ei, ei!“ — rief Don Sotto lachend — „dann ist ja Titi ein wahres Orakel.“

„Es ist mein völliger Ernst, was ich sage!“ — versetzte das Mädchen. — „Ich habe Beweise in Fülle dafür, wenn ich mir auch den Zusammenhang nicht erklären kann.“

„Also mein Herr Titi!“ — sagte hier der junge Mann, indem er sich mit einem komischen Bückling an den noch immer auf seinem Schooße sitzenden kleinen Affen wandte — „ich habe mich bei Eurer Gnaden für das gute Zeugniß zu bedanken, was Hochdieselben mir ausgestellt.“

Der Affe schaute den jungen Mann mit seinen großen blinzelden Augen aufmerksam an.

„Können Sie mir aber vielleicht auch sagen, mein Herr Titi," — fuhr Don Sotto heiter fort — „wer das beste Mädchen von der Welt ist?"

War es nun Zufall oder hatte Sotto unwillkürlich bei diesen Worten zugleich nach Arabella geblickt und folgte Titi dieser Richtung des Blickes? – Genug!.... Sotto hatte kaum geendet, so war das Thierchen auf Arabella's Schulter und schlang seine Arme mit einer wahrhaft rührenden Zärtlichkeit um den Hals seiner Gebieterin.

„Bravo! bravo!" — rief der junge Spanier.

„Er lügt!" — stammelte Arabella verlegen und barg ihr glühendes Gesicht in dem Pelze des Lieblings.

„Keine so harte Beschuldigung gegen Titi!" — fuhr Don Sotto heiter fort. — „Sie haben ja selbst gesagt, daß Sie Beweise für die Unfehlbarkeit der Titi'schen Urtheilssprüche haben. Uebrigens dürfen Sie mir glauben, daß ich dem guten Thierchen nicht nachstehe: ich habe mich schon lange davon überzeugt, daß Donna Arabella del Toro das beste und liebenswürdigste Mädchen auf beiden Hemisphären ist!"

„Mein Herr . . . ."

„Dürfte ich es Ihnen nur wie Titi beurkunden."

„Wie so?"

„Nun, ... dadurch . . . . daß ich Sie in meine Arme schlösse!"

„Sie sind unartig!“ — entgegnete Arabella in reizender Verwirrung. — „Sprechen wir von etwas Anderem. Heute Abend empfängt mein Bruder Gesellschaft . . . .“

Sotto war mit seinem Sessel etwas näher an denjenigen heran gerückt, auf welchem Arabella saß. Sanft legte er seine Hand auf die ihre und sagte:

„Würde es Ihnen so entsetzlich sein, an demjenigen Herzen zu ruhen, das gewiß von allen Herzen auf der Welt am treuesten und wärmsten für Sie schlägt?“

„Sie vergessen, daß ich einen Bruder und einen väterlichen Freund und Lehrer habe.“

„Mag sein, daß ich Treue und Verehrung für Sie mit diesen würdigen Männern theile; aber eines können sie Ihnen nicht bieten: die heiße Liebe, die ich für Sie fühle.“

Der junge Mann war bei diesen Worten von seinem Sessel herab auf eines seiner Kniee gesunken und bedeckte die Hände des Mädchens, die in den seinen zitterten, mit heißen gluthvollen Küssen.

Arabella's Herz schlug so laut und mächtig, daß ihr dies stürmische Pochen fast den Athem nahm. Hoch wogte ihr Busen, als wolle er das Kleid zersprengen. Gluth auf Gluth überlief sie. Sie fand in der Verwirrung keine Worte, und doch war diese Verwirrung so süß, so selig, daß sich in dem Uebermaße des Entzückens ihre Augen mit Thränen füllten.

„Arabella!“ — rief jetzt der junge Mann und seine flammenden Blicke suchten die ihren. — „Ja, der Augenblick ist gekommen, in dem ich es Ihnen sagen muß: daß ich Sie unaussprechlich liebe. O, stoßen Sie mich nicht zurück! Gestehen Sie es mir offen und ehrlich, darf ich auf Ihre Gegenliebe hoffen?!“

Arabella war nicht im Stande zu antworten. Sie rang nach Luft, nach Fassung, nach Worten . . . aber sie fand weder das Eine noch das Andere. Nur sich selbst fand sie und in ihrem Herzen eine so stürmisch auflodernde Liebe, daß ihr Himmel und Erde und alles was sie umgab schwanden. Seeligkeit und Entzücken allein war jetzt ihr Sein, ihr Wesen, ihr Gefühl, ihre Welt! Und diese Seligkeit und dieß Entzücken glänzten und strahlten aus ihren Blicken, als diese jetzt die Blicke des jungen Mannes trafen.

O! in diesem Momente wußten ja Beide, daß sie sich unendlich liebten. Und doch, doch rief der junge Mann noch einmal: — „Arabella! süßes, holdes Wesen, liebst du mich?“

Da neigte sie ihr liebliches Antlitz zu dem seinen, kaum vernehmbar flüsterte sie ein seliges „Ja!“ und Mund auf Mund brannte in heißen Küssen.

Draußen aber, verborgen hinter dichtrankenden Gewächsen, stand eine hohe männliche Gestalt im ernsten Kleide der Kirche. Es war Pater Acosta. Er hatte

nicht gelauscht, sondern war zufällig in diesem Augenblicke vorübergekommen.

Jetzt stand er still. Sein Gesicht war bleich, seine Augen füllten sich mit Thränen, und doch thronte eine unendliche Freude in diesen ernsten edlen Zügen. Was ein Anderer gewann, verlor ja zum Theil sein Vaterherz in dieser Minute; aber er gab es gern, denn .... er sah seinen Liebling unendlich glücklich.

Monsieur Titi.

Es war an dem Abende desselben Tages, an welchem Don Sotto der Schwester des Gouverneurs seine Liebe gestanden und zu seinem Entzücken bei Donna Arabella auch Gegenliebe gefunden hatte, als sich in dem Landhause des Statthalters eine glänzende Gesellschaft einfand.

Bereits waren die beiden reichen Plantagenbesitzer Don Juan de Reinaga und Don Antonio Henriquez mit ihren Familien eingetroffen, und auch der junge Sotto, Pater Acosta, Humboldt und Bonpland waren schon anwesend. Der Gouverneur und seine Schwester aber machten die Honneurs.

Die jungen Damen sahen in ihren Anzügen von ungemein leichten, ächt ostindischen Stoffen reizend aus und

hätten in dieser Beziehung einem Pariser Salon Ehre gemacht, nur sah man an keiner derselben einen kostbaren Schmuck funkeln. Don Juan und Antonio liebten es nicht, ihr Vermögen in todte Steine zu stecken. Des Pflanzers Reichthum zählt nicht nach Perlen und Juwelen, sondern nach Land und Sklaven. Sein Kapital muß arbeiten und er setzt daher seine Ehre in eine gewisse stolze Einfachheit.

Konnte man sich aber auch etwas Lieblicheres denken, als die prächtige Gestalt Arabella's in ein florartiges weites Gewand gehüllt, dessen frisches Rosa von dem weißen Unterkleide schön abstand. Don Sotto kam sie in seiner Begeisterung vor, wie eine Lilie von rosigem Morgenschimmer umflossen, und Bonpland äußerte fast dasselbe gegen Humboldt.

Auch die drei Töchter Reinaga's waren hübsche Erscheinungen. Ihrem dunklen Teint — sie waren auf der Pflanzung geboren — standen die duftig weißen Gewänder vortrefflich. Nur die zwei Sprößlinge des edlen Don Henriquez hatten hochroth gewählt, was schlecht zu ihren langen gelben Gesichtern paßte. Uebrigens gesellten sich den Mädchen auch einige junge Pflanzer aus der Umgegend zu, so daß die Unterhaltung so belebt als heiter war. Fröhliches Lachen erschallte aus diesem Kreise, während die älteren Damen sich manche eigenthümliche Vermuthung über das lange Verweilen Don Sotto's

im Hause des Gouverneurs und dessen heute auffallend vertrauliches Wesen mit Donna Arabella zuflüsterten. Namentlich fand die würdige Mutter der Damen Henriquez einen Anstoß an der Annäherung Sotto's und Arabella's, da sie hoffte, der junge reiche Spanier werde eine ihrer gelben Schönen heimführen.

Was die Uebrigen betrifft, so sprach der Gouverneur mit den Pflanzern von der diesjährigen Zucker- und Baumwollenernte, wobei Don Henriquez es sehr beklagte, daß der Ankaufspreis der Sklaven immer im Steigen begriffen sei, während auch noch die Fieber die Farbigen decimirten.

Pater Acosta aber, der in der entgegengesetzten Ecke des Salons bei Humboldt und Bonpland stand, sagte eben:

„Alles hat seine zwei Seiten. Die Missionen haben unzweifelhaft viel Gutes gewirkt. Ich erkenne das auch gerne an; wenn nur das abscheuliche, der christlichen Kirche so unwürdige „Seelen erobern" nicht wäre."

„Seelen erobern? — Was verstehen Sie darunter?" frug Bonpland.

Pater Acosta fuhr sich bei diesen Worten, wie er oft in Gedanken zu thun pflegte, mit der Hand über die Stirne, als wolle er hier einen Schmerz verwischen, dann versetzte er: „„Die Stimme des Evangeliums"", sagt ein Jesuit vom Orinoco in den Cartas edificantes de la Campañia de Jesus äußerst naiv, „„wird nur

da vernommen, wo die Indianer Pulver haben knallen hören — el co de la polvora — Sanftmuth ist ein gar langsames Mittel. Durch Züchtigung erleichtert man sich die Bekehrung der Eingeborenen.““

„Ich bin indessen überzeugt“ — fiel hier Humboldt ein, — „daß dergleichen die Menschheit schändenden Grundsätze gewiß nicht von allen Gliedern einer Gesellschaft getheilt werden, die in der neuen Welt und überall, wo die Erziehung ausschließlich in den Händen von Mönchen geblieben ist, der Wissenschaft und der Cultur Dienste geleistet hat.“

„Es mag Ausnahmen geben!“ — sagte Pater Acosta „und“ — setzte er lächelnd hinzu — „ich selbst gehöre ja zu diesen Ausnahmen. Aber die Entradas, die geistlichen Eroberungen mit dem Bajonet, sind einmal ein, von einem Regiment, bei dem es sich nur um eine rasche Ausbreitung der Missionen handelt, unzertrennlicher Gräuel.“

„Das wäre schlimm, sehr schlimm! — rief hier Humboldt.

„Es ist mehr wie das!“ — entgegnete mit sichtbarer Indignation Pater Acosta. — „Es ist ein Schandfleck, den unwürdige, hab- nud herrschsüchtige Menschen der Kirche aufdrücken.“

„Und sollte es wirklich so arg sein?“ — frug Bonpland.

„Wissen Sie, was man hier Conquista de almas nennt?“ — sagte der Pater.

„Nun!“ — entgegnete Bonpland — „Eroberung von Seelen.“

„Und wissen Sie auch, was es für eine Bewandtniß mit solchen Seeleneroberungen hat?“ — frug Acosta weiter.

„Ich denke, es ist in geistiger Beziehung zu nehmen“, — versetzte Bonpland — „und bedeutet: Bekehrung der Indianer.“

Pater Acosta strich sich abermals mit der Hand über die Stirne, dann sagte er:

„Ich wünschte, Sie hätten recht.“

„Und was ist's denn?“

„Sie werden den Orinoco befahren?“

„Ja!“

„Nun denn! wenn Sie an die Mündung des Paruasi in den Orinoco kommen, sehen Sie einen Berg mit plattem Gipfel. Er ist gegen 300 Fuß hoch und diente seit Begründung der Missionen am Orinoco den Jesuiten als fester Platz. Ein kleines Fort mit drei Batterieen wurde hier errichtet und ein Militärposten angelegt.“

„Aber um des Himmels Willen!“ — rief hier Bonpland — „was bedurften denn die frommen Väter der Soldaten und Kanonen. Ich dächte, ihre Waffen wären das Wort der Schrift, die Lehre des Evangeliums und ein gutes Beispiel!“

„Die Soldaten“ — fuhr Pater Acosta ruhig fort — „durch die ausgesetzten Geldbelohnungen angefeuert, machten mit gewaffneter Hand Einfälle auf das Gebiet der unabhängigen Indianer. Man brachte um, was Widerstand zu leisten wagte, man brannte die Hütten nieder und schleppte Greise, Weiber und Kinder als Gefangene fort.“

„Aber das ist ja gegen alles Menschenrecht und alles Christenthum!“ — rief hier Humboldt.

„Leider ja!“ — sagte der Pater.

„Und was geschah' mit den Geraubten?“

„Die Gefangenen wurden sofort in die Missionen am Meta, Rio Negro und oberen Orinoco vertheilt. Man wählte die entlegensten Orte, damit sie nicht in Versuchung kommen sollten, wieder in ihr Heimathland zu entlaufen.“

„Und das nennt man Missionen stiften und Heiden bekehren?“ — frug Humboldt im Innersten empört.

„Das nennt man bei uns: Seelen erobern!“ — sagte mit ruhigem Ernste Pater Acosta. —

„Und was sagt die Regierung dazu?“ — fiel Bonpland ein.

„Dieses gewaltsame Mittel, Seelen zu erobern“ — fuhr der Pater fort — „war zwar nach spanischen Gesetzen von jeher verboten, wurde aber dennoch von den hiesigen Behörden und von den Obern der Gesell-

schaft Jesu, als der Religion und dem Aufkommen der Missionen förderlich, höchlich gepriesen."

„Gerechter Himmel!" — rief hier Alexander von Humboldt staunend — „ist es denn möglich, daß sich bürgerliche und geistliche Behörden, daß sich Menschen und Christen so weit vergessen konnten?"

„Und dabei ward sicherlich auch nicht einmal viel für die Bildung und Aufklärung der eroberten Seelen gethan!" — sagte Bonpland.

„Die Herren mögen selbst urtheilen!" — entgegnete Pater Acosta finster. — „Die eroberten Seelen wurden wie eine kleine Heerde Sklaven zusammengehalten. Elende Hütten, um ein in der Mitte des Lagers aufgerichtetes hohes Missions-Kreuz, nannte man dann Ortschaften. Sie bestanden aber eigentlich, als solche, nie anders, als auf den in Rom und Madrid gestochenen Missionskarten."

„Unglaublich!"

„Und doch wahr! Die Hütten waren aus Rohr und Palmblattstielen, der Ertrag der Arbeit gehörte den Missionären. Die Indianer blieben vollständig nackt, wie in ihren Wäldern ...."

„Und ihre sittliche Entwicklung?"

„Man lehrte sie, der Form nach, in religiöser Be-

ziehung Dinge, die sie weder begriffen noch begreifen konnten. Aber das that nichts, wenn sie nur beim Messelesen niederknieten. Mehr verlangte man nicht."

„Schrecklich! schrecklich!" — rief Humboldt — „aber . . . . . ."

In diesem Augenblicke unterbrach ein allgemeines lautes Gelächter das Gespräch der Männer. Sie schauten sich um, es war in der That eine drollige Scene, die sich ihnen darstellte.

Während sie mit einander gesprochen, waren nämlich weitere Gäste angekommen, zuletzt auch Don Franzisco Sanchez mit seiner Familie: Frau, Sohn und Tochter.

Don Sanchez war ein kleiner, wohlgenährter Mann, nichts sagend in jeder Beziehung; die Gesichtszüge hatten etwas unaussprechlich Hartes und Maliciöses, die kleinen pfiffig funkelnden Augen verriethen dagegen den durchtriebenen Kaufmann, den schlauen Speculanten, der vor nichts zurückschrickt, auch vor keiner Schlechtigkeit, wenn nur Geld dabei verdient wird.

Das Gerücht wollte wissen: daß er früher ein Sklavenhändler gewesen sei, und in der That, man durfte ihn nur ansehen, um diesen Glauben überzeugend zu finden. So viel wußte man gewiß, daß er auch noch jetzt, gegen das Gesetz, freie Indianer, die aufgebracht worden waren, als Sklaven ankaufte. Sie kamen ihm

natürlich viel billiger zu stehen, als Neger, und hielten sich besser, da sie das feuchtwarme Klima gewöhnt waren.

Don Franzisco Sanchez war dabei sehr reich, seine Pflanzung „Diamante" eine der schönsten und ergiebigsten weit und breit. Was aber auf ihr vorging, davon wollte Niemand etwas wissen. Die Erzählungen von den Grausamkeiten, die dort bei Züchtigung der Sklaven vorkommen sollten, gingen in das Mährchenhafte. Verständige und lebenserfahrene Menschen sagten daher auch der Plantage um so sicherer einen schrecklichen Untergang voraus, als die benachbarten Indianer-Stämme, namentlich der Stamm der Caraiben, durch solche, an einzelnen Gliedern ihres Stammes verübten schmachvollen Handlungen, bis auf das Aeußerste gereizt waren. Aber Don Franzisco lachte darüber; seine Sklaven waren auf das Strengste überwacht und gegen einen Ueberfall der Indianer schützten ihn die Nähe San Fernando's, gute Waffen und zehn jener riesigen Bluthunde, die von den Negern und Eingeborenen noch mehr gefürchtet wurden, als selbst der Jaguar.

Jetzt freilich, in dem Salon des Gouverneurs, war der Mann die Artigkeit selbst; ja er war gegen den Statthalter fast zu artig, so daß dies Uebertreiben, wie seine sonstigen Manieren einem Manne von Welt sogleich verriethen, daß Don Sanchez dies letztere eben nicht sei. Auch die Gattin desselben bekundete durch ihr Wesen

keinen hohen Grad von Bildung; während die Tochter — Arabella's Freundin — eine ebenso anspruchslose als liebenswürdige Erscheinung genannt werden mußte. Man sah' es ihr auf den ersten Blick an, sie, die weder Stolz, noch Härte des Gemüthes kannte, litt selbst unter der Tyrannei ihres Hauses.

Desto stolzer trat dafür ihr Bruder auf. Don Antonio war wirklich ein sehr schöner Mann, so daß nichts an ihm an Vater und Mutter erinnerte. Er war Spanier durch und durch, und da er lange in der Havana gelebt, geschmeidig und fein in seinem Auftreten. Die Züge seines Gesichtes straften dabei das Gerücht Lügen, das auch ihn als einen harten und grausamen Menschen bezeichnete; sie waren regelmäßig und eher milde als hart. Pater Acosta freilich ließ sich dadurch in seinem Urtheile nicht irre machen. Ein einziger kleiner Zug um den Mund, der aber nur dann sichtbar wurde, wenn der junge Mann lachte, bestätigte ihm seine Meinung. Und es ist war, dieser eine kleine Zug hatte, wenn er flüchtig beim Lachen erschien, etwas Diabolisches.

Der Pater sagte für sich: Don Antonio Sanchez ist ein Teufel aus Wollust.

Dennoch war es gerade Antonio, der eben die Veranlassung zu dem allgemeinen Gelächter gegeben hatte.

Antonio machte nämlich schon lange Donna Arabella del Toro den Hof; nicht weil er sie liebte, sondern weil er sie heirathen wollte. Die Hand des reichen, hübschen

Mädchens, der Schwester des Gouverneurs von Varinas, wäre ihm sehr erwünscht gewesen. Geld, Einfluß und eine hübsche Frau, mehr verlangte er nicht.

Arabella hatte indessen den jungen Sanchez nie leiden mögen, so sehr sie seine Schwester, als ihre beste Freundin, liebte. Es überkam sie immer eine gewisse Kälte und Unbehaglichkeit in seiner Nähe. Seit der Mittheilung von heute Morgen aber verabscheute sie ihn. Kein Wunder, daß sie Antonio auch jetzt, bei seinem Eintreten mit der Familie, kalt empfing.

Der junge Sanchez hatte indessen Welt genug, um über diesen Empfang mit anscheinendem Nichtbemerken hinauszugehen; ja, er nahm sich vor, durch doppelte Artigkeit Don Sotto — dessen Nebenbuhlerschaft er längst mit richtigem Tackte erkannt hatte — auszustechen.

Nun war aber ihm und allen Freunden des Hauses bekannt, wie viel Donna Arabella auf ihren kleinen Titi hielt. Titi war auch wirklich wieder auf seiner Herrin Achsel gesprungen und liebkoste Arabella, zur Freude der jüngeren Gesellschaft, gar artig, als die Familie Sanchez eintrat.

Merkwürdigerweise veränderten sich aber in demselben Augenblicke die Züge des kleinen Thieres. Titi, der noch eben so schön und lieb geschmeichelt hatte und so artig und zutraulich gewesen war, daß er selbst, auf seiner Herrin Befehl, von deren Schulter auf die Schulter

Don Sotto's gesprungen, zeigte sich jetzt plötzlich scheu und unwillig; er schlüpfte Arabella unter den Arm und verkroch sich hier so tief unter die Falten des Kleides und der Aermel, daß nur sein kleiner Kopf noch heraussah.

Welch' günstiger Moment für den jungen Sanchez, sich gegen Donna Arabella del Toro artig zu beweisen! Rasch nahm er von einem der silbernen Teller, auf welchen braune Diener Confectüren und Erfrischungen herumreichten, ein Zuckerbrod und bot es Titi mit schmeichelnder Gebärde dar. Aber Titi verstand die Artigkeit schlecht; ehe es sich der junge Sanchez versah, hatte ihm das kleine Thier, das Zuckerbrod aus der Hand geschlagen und fletschte ihm dermaßen aus seinem duftigen Versteck heraus die Zähne, daß Alle, die es sahen, in ein lautes Lachen ausbrachen.

Don Antonio erbleichte: er lachte indessen doch mit; aber der Zug um seine Mundwinkel trat diesesmal noch schärfer und diabolischer denn sonst hervor. Pater Acosta erbebte, als er dies sah.

Der an und für sich ganz unbedeutende Zwischenfall verwischte sich indessen schnell. Antonio ließ nicht merken, was in ihm vorging, und Titi ward von dem Gouverneur zur Strafe für seine Unart aus dem Salon verwiesen.

Die Gesellschaft war jetzt vollzählig und wirklich glänzend zu nennen; die Bewirthung machte dem Gou-

verneur alle Ehre, und als man auf dem Gipfelpunkte der Heiterkeit angekommen, überraschte Marquis del Toro alle Anwesenden noch mit der Nachricht des heute stattgehabten Verspruches seiner Schwester mit dem jungen Capitain: Don Nicolas Sotto.

Wie es sich von selbst versteht, ging es nun an ein nicht endenwollendes Beglückwünschen des jungen Paares. Machten auch die Damen Henriquez etwas lange Gesichter und kochte der Haß gegen den glücklichen Nebenbuhler auch in des jungen Sanchez Brust, — man legte doch eine ungemeine Freude an den Tag und war die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit selbst.

Es war tief in der Nacht, als man schied.

Don Antonio ritt schweigend neben dem Wagen her, in dem seine Familie saß. Niemand ahnte die Wuth, die in seinem Inneren tobte; am liebsten hätte der junge Mann Don Sotto noch heute Nacht über den Haufen geschossen; aber das ging um so weniger, als die Besitzer von „Diamante" den Gouverneur sehr zu schonen hatten. Es gab Dinge, die nicht zur Untersuchung kommen durften! Aber austoben mußte er seine Wuth doch.

Er hatte sich auch einen Titi angeschafft, der für Donna Arabella zum Geschenk bestimmt war. Als Antonio auf seinem Zimmer angekommen, nahm er, ohne ein Wort zu sagen, das Thier, band ihm die Vorder- und Hinterfüße zusammen, hing es dann an seinem

Schwanze auf und hieb nun mit seiner Reitpeitsche so lange und so wüthend auf die arme kleine Creatur, bis sie verendet hatte. Dann ließ er es den Bluthunden vorwerfen.

Sklavenleben.

Den kommenden Morgen belebten sich die Straßen von San Fernando de Apure mehr denn sonst an irgend einem Tage im Jahre. Es war ja heute hier großer Markt: nicht Jahrmarkt, nicht Messe, auch nicht Pferde- oder Viehmarkt; .... aber doch etwas Aehnliches! .... Es war heute öffentliche Sklaven-Auction, ... der große „Sklavenmarkt," der um jene Zeit alljährlich in San Fernando de Apure abgehalten zu werden pflegte.

Die Sklavenhändler waren mit ihren „schwarzen Heerden," mit ihrem „Schwarzwildpret" — wie Don Antonio Sanchez, wenn er witzig und heiter war, die zum Verkauf aufgebrachten Neger nannte — längst angekommen; denn „die Heerde" bedurfte der Ruhe

und einiger Tage guter Fütterung, damit die einzelnen „Stücke" preiswürdig auf den Markt kamen.

Aber auch an Käufern fehlte es heute nicht; sie waren in Menge von den nahen und fernen Kaffee-, Zucker-, Baumwollen- und Indigo-Pflanzungen am Apure und oberen Orinoco herbeigekommen. Tiefer in das Innere und höher an den Flüssen hinauf gab es ja keinen Platz mehr, der sich eines jährlichen Sklavenmarktes zu erfreuen gehabt hätte.

Am ärgsten war der Zudrang an und in dem Auctions-Saale, einem stattlichen Gebäude am westlichen Ende San Fernando's, und in dessen Schenkzimmer, der sogenannten „Bar".

Auch Don Antonio Sanchez und sein würdiger Vater traten eben hier ein.

Die „Bar" war eine Art Vorhalle vor dem großen Auctions-Saale. An einem außerordentlich langen Schenktische waren hier Getränke und Speisen aller Art zu haben. Fünf bis sechs Indianer-Knaben, die als Kellner fungirten, hatten fortwährend vollauf zu thun.

In der That fanden die beiden Sanchez — Vater und Sohn — hier auch schon manchen Bekannten.

„Ei, sieh' da, Donna Lanchos!" — rief beim Eintreten der alte Sanchez einer großen und starken, fast männlich aussehenden Dame zu, die eben am Schenktische stand und ein großes Glas Whisky trank.

Die Dame war nicht mehr jung, noch weniger schön;

denn ihr grobknochiges Gesicht mit den harten Zügen, paßte vortrefflich zu dem musculösen Bau ihres Körpers, den ein Kleid von buntem, großblumigem Callico umschloß, während ein alter Strohhut ihr edles Haupt schmückte. Ein schwarzer Sklave, der mit einem ungeheuren Sonnenschirme, dicht hinter ihr stand, bezeichnete sie sofort als die Besitzerin einer Pflanzung, die ebenfalls hierhergekommen war, ihren Bedarf an Schwarzen zu besorgen.

Als Donna Lanchos die Stimme des alten Sanchez vernahm, kehrte sie sich um. Auch sie erkannte den Freund sofort wieder.

„Ha!“ — rief sie mit einer vollständigen Mannsstimme — „Don Francisco Sanchez! Das ist schön! .... sehen wir uns auch einmal wieder.“

Und sie reichte dem Freunde zum Willkomm das Glas mit Whisky hin. Don Francisco trank einen Schluck, gab das Glas zurück und sagte:

„Mein Seel! Donna Lanchos hat sich gut gehalten in den zehn Jahren, die wir uns nicht sahen.“

„Nun!“ — meinte die Dame lachend — „Don Sanchez hat auch nichts verloren .... hat ein schönes Bäuchlein angelegt und ein noch schöneres Vermögen dazu, wie ich höre.“

„Es geht! es geht!“ — antwortete Don Francisco geschmeichelt — „Diamante ist eine schöne Pflanzung.“

„Die schönste weit und breit.“

„Nun!" — rief Don Sanchez, und ließ sich gleichfalls einen Trunk geben. — „Hacienda del Tuy" wird ihm nicht nachstehen. Donna Landos hat schöne Ernten gemacht. Hat mir den Preis im Zucker auf der letzten Auction verdorben."

„Creolisches Rohr!"

„Als ob mein otaheitisches nicht besser wäre."

„Narrheit!" — sagte die Dame und nahm einen tüchtigen Schluck.

„Den Teufel auch!" — rief Don Francisco Sanchez. — „Otaheiti'sches Rohr gibt auf demselben Areal ein Drittheil mehr Vezou als Creolisches."

„Aber Papelon!" *) — rief die Dame lachend.

Das Gesicht des Besitzers von Diamante färbte sich vor Zorn roth. Er spie den Tabak, den er bisher gekaut hatte, dem Neger, der hinter Donna Landos stand, über die Füße, dann sagte er:

„Gut, daß Donna Landos eine alte Freundin von Don Sanchez ist; ein Anderer hätte mir das nicht bieten dürfen."

Die Dame lachte laut auf: — „Immer noch der alte Hitzkopf!" — rief sie dann. — „War aber nicht bös gemeint."

„Will's so annehmen!" — brummte Sanchez und

---

*) Papelon ist unreiner, braungelber Zucker.

trank sein Glas aus. — „Wird Donna Lanchos auch heute wieder die Preise verderben."

„Schwerlich!" — entgegnete die Inhaberin der Plantage Hacienda del Tuy. — „Ich will nur ersetzen, was an Nigger „verbraucht" wurde: zehn, zwölf Stück, ... wenn die „Waare" gut ist. Wie stark ist der Markt?"

„Sechshundert sechzig Stück!" — sagte Don Sanchez mit Gleichmuth. — „Wollen einmal hineingehen und Musterung halten."

„Bin dabei!" — versetzte die Dame und Beide begaben sich in den Saal. Hier war es schon von Käufern so voll, wie in der „Bar." Der Eingangsthüre gegenüber, am anderen Ende des Saales, stand auf einer doppelten Erhöhung ein Tisch, an welchem Schreiber und Einnehmer saßen. Hinter dem Tische aber erhob sich der Katheder für den, bis jetzt noch nicht thätigen, Auctionator. Links von dem Katheder standen in langer Reihe die weiblichen Sklaven rechts in noch längerer Folge die männlichen.

Sie waren alle frisch gewaschen und mit neuen Callico-Schürzen ausstaffirt; bei den weiblichen Prachtexemplaren war sogar auf ein coquet geordnetes Haar gesehen.

Und warum nicht? — Putzt man denn nicht auch ein Pferd auf und striegelt es sorgfältig, wenn es dem Kaufliebhaber vorgeritten werden soll?

Zwischen den beiden Reihen aber gingen die Käufer jetzt auf und ab. Man schwatzte, man plauderte, man besah sich die Neger und Negerinnen, man trank ein Glas in der Restauration, kam wieder, stellte sich in Gruppen, lachte und war guter Dinge.

Die Neger standen dabei schweigsam. Es war augenscheinlich, daß die Meisten ihrem Schicksale mit stumpfem Gleichmuthe entgegen gingen; doch gab es auch welche, die ihre großen Augen fortwährend im Kopfe herumrollten, als suchten sie in den Zügen der Vorüberschreitenden ihre Zukunft zu lesen.

Nur einige Weiber hatten ihre Blicke auf den Boden gesenkt und einige Männer schauten finster vor sich hin. Sie gedachten vielleicht ihrer Kinder, ihrer Eltern . . . ihrer Heimath . . . . alles dessen, was ihnen einst lieb gewesen, was sie zurückgelassen, und was sie nun auf ewig verloren hatten!

„Aber, zum Teufel! was machen denn Sie hier?" — rief in diesem Augenblicke der junge Sanchez, indem er einem älteren Mann auf die Schultern klopfte. — „Haben Sie, als „Sklavenzüchter," Schwarzwildpret gebracht oder wollen Sie welches holen?"

„Immer der nämliche spaßige junge Herr!" — entgegnete mit einem Bücklinge der Sklavenzüchter. — „Schwarzwildpret! bei Gott ein köstlicher Ausdruck für die farbigen Halunken."

Und der Mann hielt sich den Bauch vor Lachen.

„Nun! ersticken Sie nur nicht!" — mahnte geschmeichelt Don Antonio. — „Wie kommt es, daß ich Sie jetzt erst sehe?"

Der Sklavenzüchter bekreuzte sich:

„Ich komme so eben aus der heiligen Messe, die ich zuvor gehört habe."

„So fromm?" — frug Antonio.

„Es ist kein Segen beim Geschäft, wenn man's nicht mit dem lieben Herrgott und der heiligen Kirche hält!" — sagte der Sklavenzüchter in völligem Ernst.

„Und begünstigt der Himmel Ihre Züchterei?"

„Ich muß gestehen, daß ich zufrieden bin."

„Sie verkaufen also hier?"

„Nur einige Weiber, die keine Kinder bekommen wollen, um dafür frische, kräftige Waare zu kaufen, bei der man Hoffnung auf tüchtige Nachkommenschaft hat."

„Sie sind ein köstlicher Mensch!" — rief Don Antonio, dem der heutige Markt sehr willkommen kam, seinen Zorn von gestern auf Momente zu übertäuben. — „Ich glaube wirklich, Sie ziehen die Nigger gerade wie wir auf den Pflanzungen die Schweine?"

„Das thue ich in der That!" — sagte der Mann, indem er sich vergnügt die Hände rieb und seinen Kautabak von einer Seite des Mundes auf die andere warf. — „Ist auch ziemlich einerlei Geschäft, nur daß die Niggerzucht etwas mehr abwirft."

„Etwas? .... Man sagt, Sie seien steinreich dabe geworden!"

„Ich habe etwas verdient!" — bestätigte der Sklavenzüchter mit selbstgefälligem Lächeln.

„Aber sagen Sie mir, mein Bester, wie fangen Sie die Geschichte an?" — frug jetzt der junge Sanchez.

„Nun, das ist weder ein Geheimniß, noch eine besondere Kunst!" — versetzte der Andere. — „Ihre Plantage bringt Ihnen Zucker, die meine Nigger!"

„Aber wie machen Sie es ...."

„Schwarze Nachkommenschaft ist bei mir die Hauptsache. Ich pflanze daher, der leichteren Arbeit wegen, nur Tabak. Das Klima auf meiner Besitzung ist sehr gesund. Dabei erhalten meine Nigger eine kräftige Nahrung: Milch, Fleisch, Mais .... nicht wie bei Euch, Ihr Herren, nur elende Bohnen und schlechtes Pöckelfleisch, und das oft nur, um sich halb satt zu essen."

„Bei allen Heiligen!" — rief hier Don Antonio Sanchez spöttend. — „Da sollte man sich ja wünschen, ein Mitglied Ihrer Züchterei zu sein. Es wäre vielleicht ohnedem manchmal so übel nicht!"

Und der junge Mann lachte lasciv auf.

„Sie können mich ja einmal mit Ihrem Besuche beehren!" — meinte der Sklavenzüchter schmunzelnd.

„Sie sind ein hartgesottener Sünder!" — sagte, noch immer lachend und mit dem Finger drohend, der junge Mann.

„Aber kommen Sie Sonntags!“ — fuhr der Züchter mit einem ironischen Seitenblick auf Don Sanchez fort, — „da gibt es Maiskuchen mit Vanille.“

Antonio hielt sich vor Lachen die Seiten.

„Und“ — fuhr der Andere fort — „die schönsten Tänze! Sie sollten Ihre Freude daran haben.“

„Glaub's schon! Glaub's schon!“

„Aber das ist noch nicht alles. O, bei mir haben es die Nigger wie im Paradiese! Negerinnen, die viel Kinder gebären, werden bevorzugt und besonders gut gehalten, damit sie Anderen zur Aufmunterung dienen. Sie werden nie verkauft; dagegen kommen diejenigen Weiber, die keine Kinder bekommen, so schnell als möglich unter den Hammer. Ich habe hier zwölf Stück. Machen wir ein Geschäft damit .... sie sind stark und durch und durch gesund. Wenn Sie sie alle Zwölf nehmen, gebe ich sie Ihnen per Stück zu sechshundert Piaster.“

„Glaube es!“ — rief Don Antonio heiter. — „Ich gebe noch keine vierhundert.“

„Es ist gute Waare!“

Antonio schüttelte mit dem Kopfe.

„Hat nicht gelitten! Stark in Knochen ....“

„Versteht nicht zu arbeiten!“

„Dafür ist die Peitsche.“

„Sind in der Kost verwöhnt.“

„Macht nichts! Hunger treibt alles hinein.“

„Damit sie mir nachher krank werden?"

„Nun denn .... so will ich sie Ihnen zu fünfhundert Piaster per Stück lassen. Es ist um aufzuräumen."

„Nicht vierhundert!" — wiederholte Don Sanchez bestimmt.

In diesem Augenblicke erklang die Schelle des Auctionators. Es war das Zeichen, daß die öffentliche Auction beginnen sollte.

Alles war jetzt mit einemmale stille, während ein kleines, lebhaftes, bewegliches, listig aussehendes Männchen, dessen Zunge wie ein Rad schnarrte und dessen Kehle die Eigenthümlichkeit hatte, nie heißer zu werden — den Katheder betrat.

„Wer ist das Massa!" — frug im gleichen Momente ein schöner großer Negersklave leise seinen Nachbar, der schon auf einer der benachbarten Pflanzungen gewesen war, indem er mit den Blicken auf den alten Don Sanchez zeigte, der eben an die Seite seines Sohnes trat.

„Das Massa Teufel sein! .... Don Sanchez sein .... wahr Teufel gegen Nigger."

Des Negers Züge nahmen einen Ausdruck von Schrecken an.

„Und was Plantage sein?"

„Rohr-Plantage!" — entgegnete leise der Andere.

„O!" — stöhnte der schöne Neger, indem er sich schüttelte. — „O! .... nicht kaufen mögen mich, ...

nicht mögen Teufel zu Massa haben .... Cäsar lieber sterben mögen."

Die Schelle ertönte zum zweitenmale. Die Auction begann. Die ersten Händel waren unbedeutend; man sparte die besseren Neger auf, bis die Käufer etwas in Eifer und Hitze gekommen.

Der Verlauf war dabei immer derselbe.

Der Auctionator rief einen Sklaven oder eine Sklavin mit Namen auf. Das betreffende Subject trat alsdann vor, und stellte sich auf eine Erhöhung, dicht vor den Ausrufenden.

Nun fing der Auctionator seine „Waare" mit geläufiger Zunge zu preisen an. Dabei kam immer eine ganze Reihe der vortrefflichsten Eigenschaften der zu Verkaufenden zum Vorscheine .... die schlechten blieben natürlich verschwiegen.

„Phyllis!" — rief der Auctionator.

Eine Negerin von 28 Jahren trat vor. Sie war häßlich wie die Nacht und augenscheinlich nicht sehr stark.

„Phyllis!" — rief der kleine, bewegliche Mann auf dem Katheder noch einmal, — „ausgezeichnete Waare: Sie sehen meine Herren und Damen Alles in ihr vereint: Jugend, Schönheit, Geschicklichkeit, Fleiß und Folgsamkeit!"

Ein allgemeines Gelächter der Käufer unterbrach den Redenden.

„Lachen Sie nicht, meine Herren und Damen!" —

fuhr der Auctionator mit Ernst fort. — „Sie dürfen meinen Worten glauben. Phyllis ist die Treue selbst, sie hat Verstand wie ein Pferd. Niemand hat sie noch stehlen sehen, nie war sie ungehorsam .... Sie dürfen ihr nur die Peitsche zeigen und sie folgt auf der Stelle. Sechshundert Piaster, meine Herren und Damen, ... Sechshundert Piaster Angebot, ... wer bietet mehr?"

Die Neger-Sklavin stand indessen ruhig da und schaute mit stumpfsinnigem Gleichmuth über die Köpfe der sie gedrängt umstehenden Käufer hinaus. Aber sie rührte sich auch nicht, als einige Kaufliebhaber jetzt auf die Erhöhung zu ihr traten und sie untersuchten.

Wie die Metzger, die ein Stück Vieh im Handel haben, dasselbe mustern, so machten es hier die Käufer mit dem Menschenfleische; ganz dieselben Manipulationen wurden vorgenommen.

Der Eine machte ihr den Mund auf und sah' nach den Zähnen, um auf Alter und Gesundheit schließen zu können; Andere hoben die Arme in die Höhe und untersuchten die Stärke der Rippen. Auch die Fußknöchel wurden untersucht: ob sie stark und ausdauernd seien. So ging es fort, wenigstens zehn Minuten lang, während die Negerin auch nicht eine Miene verzog.

Endlich ertönte die Schelle abermals. Ein Gebot war gethan worden:

„Sechshundert fünfzig Piaster zum Ersten!" — rief der Auctionator.

Alles schwieg.

„Sechshundert fünfzig Piaster zum Zweiten.“

Es war keine Kauflust für die Negerin vorhanden.“

„Sechshundert fünfzig Piaster! . . . . . . Niemand besser?“

Abermalige Stille.

„Sechshundert fünfzig Piaster . . . . zum . . . . . Dritten!“

Der Hammer fiel. Der Käufer ließ Phillys herunter treten und begab sich, von ihr gefolgt, an den Tisch, um zu bezahlen.

Phyllis verzog keine Mine; ihrer thierischen Stumpfheit war es gleich, wem sie gehörte und wohin sie kam.

Einige Minuten verstrichen, dann bestieg der Auctionator den Katheder auf's Neue. Seine lebhaften Augen flitzerten jetzt ganz besonders listig:

„Cäsar!“ — erschallte es jetzt aus seinem Munde.

Der große schöne Neger, der vorhin schon so ahnungsvoll nach Don Sanchez gefragt, zuckte leise zusammen; dann faßte er sich und stieg auf die Erhöhung. Aber wenn auch seine Züge Gleichgültigkeit zu verrathen schienen, in seinen Augen lag etwas Düsteres . . . . etwas Unheimliches . . . . etwas, was sich zur Verzweiflung steigern konnte.

Der Mann war übrigens so stark und schön gebaut und so jugendlich frisch, daß sein Auftreten alle Käufer

in Bewegung setzte. Ein leises Murmeln ging durch die Versammlung.

„Cäsar!" — rief der Auctionator noch einmal. — „Zwei und zwanzig Jahre. Ein Mensch wie ein Herkules und doch sanft und folgsam wie ein Lamm. Schöner Kerl! .... Ein Bild der Kraft und der Jugend; arbeitet, meine Herren und Damen, für drei Nigger! .... für drei Nigger, meine Herren und Damen, arbeitet Cäsar. Sie haben noch keinen kräftigeren und gewandteren Nigger gesehen. Betrachten Sie diese muskulösen Arme und Beine! da ist auch nicht der leiseste Tadel aufzutreiben. Hände wie von Eisen! .... Knochen wie ein Pferd! .... Zähne wie von Elfenbein! .... Zwölfhundert Piaster für Cäsar! .... Es ist ein wahrer Spottpreiß! .... Zwölfhundert Piaster!"

Diesmal waren die Lobeserhebungen des Auctionators übrigens wahr und die Güte und Tauglichkeit des Niggers so auffallend, daß nur Donna Lanchos und der alte Sanchez zur Untersuchung auf die Erhöhung traten.

Als der Neger sah, daß Don Sanchez sich für ihn interessire, blitzte Verzweiflung aus seinen Augen. Aber schon waren Gebote gemacht.

„Zwölfhundertfünfzig!" — rief der Sklavenzüchter.

„Dreizehnhundert!" — bot Donna Lanchos.

„Dreizehnhundertfünfzig!" — schrie ein Anderer.

„Vierzehnhundert!" — tönte es aus dem Hintergrunde des Saales.

Cäsar schaute nur auf Don Sanchez, der noch nicht geboten hatte.

„Vierzehnhundertzwanzig!" — rief die Mannsstimme der Donna Lanchos.

Auf Cäsars Stirne legte sich eine Falte. Die Negersklaven fürchten im Allgemeinen die Herrinnen mehr als die Herren.

„Vierzehnhundert und dreißig!" —

„Fünfzig!" — rief der Züchter mit Eifer.

„Sechzig!"

„Siebzig!"

„Fünfundsiebzig!" — war Donna Lanchos Gebot. Eine tiefe Stille erfolgte.

„Vierzehnhundertfünfundsiebzig Piaster zum Ersten!" — rief der Auctionator.

Alles stille.

„Vierzehnhundertfünfundsiebzig Piaster zum Zweiten!"

„Vierzehnhundertfünfundsiebzig . . ."

„Fünfzehnhundert!" — sagte Don Sanchez ernst und fest.

Eine Bewegung lief durch den Saal. Die Besitzerin der Plantage, Haciente del Tuy, schoß einen giftigen Blick auf Don Sanchez; aber sie konnte sich doch nicht entschließen, noch höher zu gehen.

In Cäsars Zügen lag der Ausdruck des Entsetzens, der Verzweiflung.

Sonst alles still.

„Fünfzehnhundert Piaster zum Ersten! . . . Zweiten . . . Fünfzehnhundert Piaster . . . zum . . . Dritten!"

Der Hammer fiel. Don Francisco Sanchez ging nach dem Tische des Einnehmers, um zu bezahlen. Cäsar stieg herab; aber er schwankte und wäre bald gefallen.

„Arm Cäsar!" — lispelte er dem Neger zu, den er vorhin über Sanchez gefragt — „Teufel zu Massa haben! — Cäsar lieber sterben."

Aber schon war der Auctionator wieder auf seinem Platz.

„Juno!" — rief er.

Ein junges schönes Negermädchen lag weinend in den Armen seiner Mutter.

„Massa! Massa!" — schrie diese heulend — „Mutter mitgeben . . . nicht trennen Juno von Mutter! . . . Nicht so grausam sein! — Mutter arbeiten wie zwei Nigger! . . ."

Aber schon hatte der Aufseher die Beiden von einander gerissen und getrennt. Ein paar derbe Hiebe brachten die heulende Mutter zum Schweigen. Was kümmern den Sklavenhändler solche Gefühle. Er erkennt keine Familie bei den Schwarzen an. Neger sind ihm ein Handelsartikel, — eine Sache — eine Waare, die kann man trennen und verkaufen, wohin man will: den Sohn nach Louisiana, die Mutter nach Carolina, die Tochter nach San Fernando! Was kümmert es ihn? Wenn er nur Geld verdient.

Das Mädchen bestieg mit gesenktem Kopfe die Erhöhung.

„Juno!“ — rief der Auctionator.

„Ein Prachtexemplar, meine Herren und Damen, ein Prachtexemplar von einem Negermädchen. Erst sechzehn Jahre. Eine wahre Venus diese Juno! Sehen Sie nur den straffen Körper, die volle Brust! . . . Fleisch wie von Stein! Schenkel wie Säulen! . . . Eine wahre Venus diese Juno! Ein Prachtexemplar von einer Sklavin! . . . . Ist ihre sechszehnhundert Piaster unter Brüdern werth! . . . . Ich schlage sie aber nur für Vierzehnhundert an.“

Das Gedränge nach der Erhöhung, auf welcher sich die zum Verkaufe ausgestellten Neger zeigen mußten, war jetzt stärker als bisher. Dennoch behaupteten sich die beiden Sanchez, Vater und Sohn, Donna Landos und der Sklavenzüchter in den vordersten Reihen.

„Ich kaufe keine Katze im Sack!“ — rief jetzt der Letztere.

Der Aufseher verstand ihn und nahm dem Mädchen das Stück Callico ab, das es um die Hüften geschlagen trug.

Niemand nahm daran im Mindesten Anstoß, auch Donna Landos nicht. Eine bloße „Sache“ kann man ja schon ohne Verletzung der Scham in ihrer Nacktheit

besehen, und mehr als eine „Sache" ist ja ein Sklave oder eine „Sklavin" nicht*);

Machen wir es mit Pferden oder Hunden, die wir kaufen wollen, anders?

Das arme Kind hing den Kopf tief herab; aber Donna Lanchos stieß ihn ihr in die Höhe, riß ihr mit beiden Händen den Mund auf und besah die Zähne; während sich der junge Sanchez und der Sklavenzüchter von der Stärke der Fußknöchel Juno's überzeugten . . .

„Das ist etwas für mich!" — sagte der Züchter dabei zu dem jungen Manne.

„Freund!" — rief dieser — „laßt mir die Juno. Ihr findet noch Weiber genug."

„Daß ich ein Narr wäre!" — entgegnete Jener. — „Ich kann kein tauglicheres Exemplar für meine Negerzüchterei finden."

„Nehmt Vernunft an, Freund!" — fuhr der junge Sanchez fort, indem er Juno's Arm in die Höhe hielt und die Stärke der Rippen prüfte — „ich thue Euch auch wieder einen Gefallen."

„Handelschaft leidet keine Freundschaft!" — rief der Züchter. — „Solche für mich geeignete Prachtexemplare

---

*) Thatsache. In neuester Zeit befiehlt übrigens ein Gesetz, daß diese „nackten Musterungen" — die den Käufer vor etwaigen Körpermängeln der Sklaven bewahren sollen — in einem besonderen Locale vorgenommen werden.

kommen selten genug vor. So eine Sklavin ist für mich ein Kapital, das hohe Zinsen trägt. Ihr könnt jede Andere auch, wenn sie gesund und stark ist, für Euere Zuckerplantage brauchen."

„Also wollt Ihr mir den Handel verderben und die Waare in die Höhe treiben?" — rief der junge Mann finster und gereizt.

„Ich habe dasselbe Recht zu bieten!" — rief der Züchter mit einem eben so finsteren und giftigen Blicke — „als Ihr!"

„Nun gut!" — sagte Don Antonio stolz aber mit innerem Ingrimme. — „Wir wollen sehen."

Die Schelle erklang.

„Vierzehnhundert Piaster zum Ersten!" — ertönte die Stimme des Auctionators.

„Und fünfzig!" — rief Don Antonio Sanchez.

„Fünfzig mehr!" — sagte der Züchter.

„Fünfzehnhundert und fünfzig!" —

„Sechzehnhundert!" — ertönte es von verschiedenen Stimmen.

„Sechzehnhundert dreißig!"

„Fünfzig!"

„Sechzig!"

„Achtzig!" — schrie der Sklavenzüchter. Don Antonio glühte.

„Siebzehnhundert!" — rief er jetzt mit einem leiden-

schaftlichen Blick auf die Negerin und einem wutherfüllten auf den Züchter.

„Siebzehnhundert und fünfzig!" — sagte der Züchter.

Antonio biß sich auf die Lippen. Der Preis war sehr hoch. Auch der Vater raunte ihm jetzt zu:

„Laß es gut sein, Antonio! Es ist Unsinn höher zu gehen. Rentirt sich ja nicht."

„Ich nehme sie für meine Rechnung!" — entgegnete der junge Mann in leidenschaftlicher Erregtheit und in demselben Augenblicke rief er:

„Achtzehnhundert!"

„Und fünfzig!" — setzte der Züchter hinzu.

Antonio hätte ihm einen Dolch in die Rippen stoßen mögen. Höher wagte auch er nicht zu gehen; zumal ihm sein Vater einen finsteren gebietenden Blick zuwarf.

Der Hammer fiel . . . . Juno war dem Sklavenzüchter.

Antonio war außer sich. Obwohl die Auction kaum begonnen hatte, verließ er den Saal, stürzte in der „Bar" noch ein großes Glas Whyski hinunter; winkte dem hier harrenden Sklavenaufseher, Cäsar in Empfang zu nehmen und nach der Plantage zu bringen, schwang sich auf sein Pferd und sprengte davon.

„Diamante", die Pflanzung des Don Franzisco Sanchez, lag einige Stunden von San Fernando de Apure in einer Niederung. Sumpf und Oede herrschten nicht weit davon, denn der Apure überschritt oft die

flachen Ufer und überschwemmte das Land bis weit in das Innere. Aber gerade diese Feuchtigkeit, so ungesund sie die Niederung machte, war, verbunden mit der das ganze Jahr hier herrschenden ungeheueren Hitze, so recht das Klima für eine Zuckerplantage.

Aber etwas anderes sind die Rohrfelder, die durch die Sklaven bebaut werden — und — die Wohnungen der Pflanzer selbst.

Auf einer mäßigen Anhöhe, halb versteckt unter Orangen- und Granatbäumen lag „das Herrenhaus von Diamante.“ Es war luftig und geräumig.

Die rings umlaufende Veranda gab ihm etwas ungemein Freundliches. Ein herrlicher Garten, geschmückt mit den prächtigsten Tropengewächsen, schmiegte sich wie ein Blumengürtel an dasselbe. Breite lange Alleen durchschnitten ihn, alle mit eben so zierlichen als schattigen Chinabäumen besetzt, von welchen einige so groß waren, daß man seine Wohnung in den Zweigen aufschlagen konnte. In der That führten denn auch zu mehreren derselben Wendeltreppen hinauf, so daß eine kleine Gesellschaft mitten in dem grünen Laube auf Bänken, die um einen runden Tisch angebracht waren, vor Sonne und Hitze geschützt, die Abende hier zubringen konnte.

Durch die Alleen hindurch sah man in der Ferne die

unabsehbaren Zuckerrohr-Felder und in denselben zahllose Schwarze in eifriger Geschäftigkeit.

Einige hundert Schritte vom Herrenhause entfernt lagen die Negerhütten: kleine, sauber aussehende Häuschen, die einander in gleichmäßigen Linien gegenüber standen.

Einem europäischen Auge erschien das Ganze wie ein kleines Dorf am Fuße eines, auf einem Hügel thronenden herrschaftlichen Schlosses.

Zwischen dem Herrenhause und den Sklavenhütten aber erhob sich die Wohnung des Ober-Aufsehers. Sie bildete ein geräumiges Haus mit einem Portico, von dem aus alle Sklavenwohnungen und der größte Theil der Plantage mit Bequemlichkeit übersehen werden konnten.

Alles dies hatte einen ungemein freundlichen Anstrich. Ja man würde sich — ohne den Blick in das Privatzimmer des Ober-Aufsehers — fast in einem Paradiese geträumt haben. Dieses Zimmer aber mußte doch den Vertrauenvollsten an der hier herrschenden paradiesischen Herrlichkeit etwas zweifeln machen. Es war mit Büchsen und Pistolen wohl ausstaffirt. Auch verschiedene Arten von Peitschen hingen an der Wand. Von der aus gezwirnter Seide gedrehten, auf deren Hieb sogleich das Blut herausspritzt und die tolle, wahnsinnige Schmerzen verursacht, bis zu der, den Körper zerfleischenden Seekuhpeitsche.

In einem geräumigen Nebenzimmer hing eine ausgestopfte Figur — einen Menschen vorstellend — welche mit Hirschleder überzogen war. An dieser Figur übte sich der Aufseher in still-vergnügten Musestunden mit der Peitsche. Da auf dem Hirschleder jeder Hieb sichtbar bleibt, so konnte er nach jedem Schlage prüfen, ob er gut und diejenige Stelle getroffen habe, die er zu treffen sich vorgenommen. Es war dies namentlich eine Beschäftigung für Sonn- und Feiertage, und der Ober-Aufseher von „Diamante" war — Dank dieser vortrefflichen Anstalt — in der Kunst des Peitschenhauens so geschickt, daß er eine Fliege auf dem Rücken eines Negers oder auf dem Schenkel einer Negerin treffen konnte.

Dicht an das Haus dieses menschenfreundlichen Mannes stieß aber noch eine andere hübsche Anstalt .... und das war der Stall für die Bluthunde; jene Bestien, die der Mensch selbst zu einem der furchtbarsten Raubthiere gemacht hat; jene Bestien, welche schon die Eroberer von Amerika zur Schande der Menschheit benützt haben, um die armen Eingeborenen zu hetzen und die noch jetzt als eine Hauptsicherstellung der Sklavenhalter gegenüber ihrer Sklaven gelten.

Zu diesem Zwecke, und um entlaufene Sklaven wieder einzufangen, hielt denn auch Don Francisco Sanchez zehn solcher Bluthunde, von welchen jede Nacht vier freigelassen wurden, um die Plantage zu bewachen.

Wehe dem Sklaven, der sich dann aus seiner Hütte

hätte wagen wollen; er wäre augenblicklich niedergerissen und zerfleischt worden.

Der junge Sanchez hatte, um seinen Aerger zu vergessen, einen weiten Ritt gemacht. Es kochte ja eine dreifache Wuth in seinem Herzen: über das Glück Don Sotto's, über das Mißgeschick mit Donna Arabella's Titi und über das Gebot des verwünschten Sklavenzüchters, der ihm Juno aus den Händen gerissen.

Der Weg, der ihn nach „Diamante" zurückführte, ließ ihn die südlichst gelegenen Zuckerrohrpflanzungen, die zu der Plantage gehörte, berühren.

Als ihn die arbeitenden Sklaven von Weitem sahen, erzitterten alle.

„Junger Teufel kommen!" — war das Wort, das flüsternd durch die entsetzten Reihen lief. — „Schlimmer sein noch, als alter Teufel!"

Und es war wahrlich eine Ahnung, welche die armen Geschöpfe durchzuckte; denn Derjenige, der diese Nacht in seiner Wuth und Rachsucht den kleinen Titi todtgepeitscht, lechzte jetzt in seiner rohen Leidenschaftlichkeit nach einem neuen Ableiter seiner Wuth.

„Nichts vorgefallen?!" — rief er daher von seinem Pferde herab dem Unteraufseher zu, der, die Sklavenpeitsche in der Hand, hinter der Reihe der Arbeitenden stand.

Aber wie gut kannten sich Herr und Knecht.

Der Aufseher sah schon aus Don Antonio's Mienen

und hörte aus dem Tone, in welchem dies: „Nichts vorgefallen?!“ ausgestoßen worden, daß der junge Herr wünsche, es möge etwas, was zu strafen, vorgefallen sein.

Unglücklicherweise hatten sich denn auch wirklich ein Neger und eine Negerin, als der Aufseher sich diesen Morgen einmal scheinbar entfernt, kleine Vertraulichkeiten erlaubt, wodurch sie in der Arbeit zurückgekommen.

Der Aufseher berichtete daher mit zähnefletschender Schadenfreude dem jungen Herrn darüber.

Die Nachricht kam Don Antonio wie gerufen. Da er Juno nicht bekommen, sollten die beiden armen Sünder dafür büßen.

„Und haben sie ihre Strafe?“ — rief er mit funkelnden Augen.

„Noch nicht, Herr!“ — entgegnete der Aufseher.

„Und wer war es!“

„Zeno und Daphne!“

„Nun!“ — sagte Antonio, und eine wirklich diabolische Lust spielte in seinen Zügen. — „Da ihr so lustig und guter Dinge seid, so will ich euch zu dem Tanze schmücken.“ — Dann setzte er witzig hinzu: — „Gebt ihnen das Geschmeide.“

Antonio war ja zu gewissen Zeiten — namentlich wenn Zorn in ihm kochte — ein gar spaßhafter Mann. Er wußte dann die Qualen, die er seinen Sklaven bereitete, mit Witzen zu verschönen.

Als Zeno und Daphne das Wort „Geschmeide" hörten, stürzten sie heulend vor Don Sanchez nieder.

„Gnade haben, Massa, Gnade!" — schrieen sie beide, vor Angst zitternd. — „Nicht „Joch" geben! .... Zeno und Daphne arbeiten wollen .... „Joch" so schwer sein."

Aber vergeblich. Der Aufseher war schon mit dem Instrumente bei der Hand, was die Sklavenhalter auf den englischen Plantagen die „Neck-Yokes" oder „Nackenjoche" nennen.

Diese „Neck-Yokes" sind hölzerne Joche mit eisernen Ringen. Zwischen diese wird der Hals des verurtheilten Sklaven gesteckt, und derselbe wird, trotzdem das Joch seine dreißig Pfund wiegt, und trotzdem daß der Körper sich in diesem „Schmuck" nur mühselig bewegen kann, gezwungen, seine gewöhnliche Arbeit nach wie vor zu verrichten.

Zeno und Daphne hatten noch nicht ausgesprochen, als sie auch dieses „Geschmeide" — welches der Aufseher immer in seiner Nähe hält — schon um den Hals hatten. Ein paar gutgezielte Hiebe brachte sie schreiend auf die Beine und an die Arbeit.

„So!" — rief Antonio. — „Da habt ihr ja, was ihr wollt. Steht euch recht gut, „das Geschmeide." Gleiche Liebeslust, gleiche Liebespein. Wird euch etwas abkühlen!"

Und damit sprengte er lachend davon. Ein ingrim-

miger, zwischen den Zähnen gemurmelter Fluch der Sklaven folgte ihm nach.

Aber Antonio's Zorn und Wuth waren damit nicht gesättigt. Im Gegentheile, es ging ihm bei dieser Grausamkeit, wie dem Löwen, wenn er Blut leckt, ... sie reizte ihn zu neuen Grausamkeiten. Pater Acosta hatte sich in dem Zuge, der sich zeitweise um seinen Mund kund gab, nicht getäuscht.

Und hatte der junge Mann während des Rittes nach dem Herrenhause nicht Zeit genug, aus den Gedanken an die verschiedenen Ursachen seines Zornes Gift zu saugen?

Donna Arabella war ihm entgangen! Juno war ihm entgangen! der verfluchte Affe hatte ihn lächerlich gemacht! Don Sotto, der elende Fremde, hatte ihm eine reiche Braut gestohlen und der Schurke von Sklavenzüchter seinen Stolz verletzt!

Hui! — Bei jedem dieser Gedanken traf das arme Pferd, das den jungen Mann mit den ungezügelten Leidenschaften trug, Hieb und Sporn. Knirschend bäumte es sich auf; aber Don Antonio Sanchez war ein guter Reiter. Er spottete der sich bäumenden Creatur, denn . . . . er war Herr über sie.

Und wer hatte den jungen hübschen Mann, mit dem gefälligen Aeußeren, zu einer solchen Tyrannen-Natur gemacht? — War er von Natur so?

Nein! — Alles verrieth, daß es die Natur bei ihm

auf einen edlen Menschen angelegt hatte. Sein Verderben lag in der Erziehung, in dem abscheulichen Beispiele, das ihm sein Vater gegeben. Niemand hatte als Kind, als Knabe, seine Fehler gerügt, seine Leidenschaft gebändigt. Das kleine, noch ganz zarte Kind sah täglich die Sklaven peitschen und martern; so daß ihm nach und nach solche Scenen zur Unterhaltung dienten. Es stand dann, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, dabei, und lachte, wie der Vater, über die Grimassen und Fratzen, die Sprünge und Windungen, die der gepeitschte Neger machte. Das Schreien des Armen war so viel, wie das Heulen eines Hundes, der nicht gehorcht hat und seine Schläge bekommt. Ein Neger ist kein Mensch, hieß es ja immer, sondern nur eine Sache.

Dem Knaben aber machte der Vater schon ein kleines Negermädchen zum Geschenk. Es sollte ihm als Spielzeug dienen, und der wilde verzogene Knabe ging wild genug mit ihm um. Jeder Zorn ward an dem armen kleinen Geschöpf ausgelassen und Don Francisco Sanchez wollte sich todt lachen, wenn die Kleine auf allen Vieren kriechen mußte und sein Söhnchen auf ihr, wie auf einem kleinen Pferde herumritt, oder wenn er die fleischigen Theile ihres Körpers zu seinem Nadelkissen machte. Schrie dann das Negermädchen und wollte nicht pariren, so faßte sie der Knabe an ihrem Wollkopfe und riß sie so lange herum, bis sie zu Kreuze kroch. Selbst die

Mutter amüsirten solche Scenen und als dies der Knabe sah, trieb er es natürlich nur noch toller.

So wurde bei ihm, wie bei vielen jungen Pflanzern, durch eine unverantwortliche Erziehung, das Herz verhärtet und verdorben und jedes menschliche Gefühl soweit untergraben, daß ihm Grausamkeiten zur Gewohnheit und zur Lust wurden. Die Ungebundenheit, der Reichthum, und die fast völlige Unabhängigkeit, die das Pflanzerleben geben, verdarben den Jüngling dann noch ganz.

Als Don Antonio in die Nähe der Negerhütten kam, traf er den Ober-Aufseher, der eben damit beschäftigt war, die zwölf Sklaven, die der alte Herr noch auf der Auction erstanden hatte, in ihre Hütten einzuweisen. Sein Gesicht war finster und als ihn Antonio um die Ursache seines Unwillens frug, sagte er:

„Ich glaube, Ihr Herr Vater hat an dem Cäsar einen schlimmen Kauf gemacht?"

„Warum?" — entgegnete Antonio — „der Bursche ist ja wie von Eisen."

„Allerdings! Aber ein böser Geist sitzt in ihm."

„O ho!" — rief Antonio lachend. — „Ich denke, den treiben wir ihm bald aus."

„Wenn er das nicht selbst thut!" — meinte der Aufseher.

„Wie so?"

„Er hat einen Versuch gemacht, sich zu erhängen."

„Den Teufel auch!“ — rief Antonio. — „Der Schurke kostet uns 1500 Piaster!“

„Ich kam noch zur rechten Zeit und schnitt ihn ab.“

„Und mit was hat er sich erhängen wollen?“

„Mit dem zusammengedrehten Stück Callico, was er um die Lenden trug.“

„Man muß es ihm nehmen.“

„Ist geschehen.“

„Und hat er seine Strafe.“

„Ich wollte Sie oder Ihren Herrn Vater abwarten. Es ist eine Ausnahme von den gewöhnlichen Negern, deren Stumpfsinn sie ungefährlich macht. Cäsar gehört zu den sogenannten „Gefühlvollen“, und die sind die Allergefährlichsten.“

„O, hat nichts zu sagen!“ — rief Antonio zornflammend — „wir wollen ihm sein gefühlvolles Wesen hier bald austreiben. Wo ist der Schurke?“

„Dort steht er unter den übrigen neu angekauften Negern.“

„Gut! die sollen gleich am ersten Tage Zeugen sein, wie die Disciplin auf „Diamante“ gehandhabt wird. Die Stocks!“

„Herr!“ . . . . . . sagte der Aufseher.

„Was ist?“

„Darf ich mir ein Wort erlauben?“

„Redet.“

„Ich glaube es würde vielleicht besser sein, bei Cäsar

etwas milder zu verfahren, bis er hier eingewöhnt ist, man kann ja später ....."

„Nichts da!" — rief Don Antonio, und in seinen Augen flammte eine unheimliche Gluth. — „Hier muß ein Beispiel gegeben und der schwarze Hund eingeschüchtert werden!"

„Sie wollen also wirklich? ....."

„In die „Stocks" mit dem Kerl sage ich!"

„Und wenn er nun Convulsionen bekommt und darauf geht? — Er kostet 1500 Piaster."

„Ich befehle es!"

„Das ist mir genug!" — sagte der Aufseher. — „Ich könnte sonst, Ihrem Herrn Vater gegenüber, die Verantwortung nicht übernehmen ..... 1500 Piaster! ..... es ist eine Summe! ..... so recht tüchtig die Seekuhpeitsche ..... schmerzt zum Rasendwerden und ist doch nicht lebensgefährlich!"

„Zum Teufel!" — rief hier Don Antonio dunkelroth vor Zorn. — „Wer ist hier Herr! .... Die „„Stocks,"" sage ich!"

Der Aufseher ging.

Die neu angekauften Neger und Negerinnen mußten jetzt Antonio und dem Aufseher folgen, bis zu einem weiten Platze in der Mitte der Hütten, woselbst ein sehr dickes und breites eichenes Brett aufrecht in den Boden eingerammt war. In diesem Brett befand sich, ohngefähr drei und einen halben Fuß vom Boden ein

Loch, groß genug, den Hals eines Menschen durchzulassen. Cäsar mußte ihn hineinlegen. Jetzt ward auf dem Rücken des Opfers ein eiserner Ring angebracht, der mit zwei kleineren Löchern versehen war, durch welche die Hände des Unglücklichen gezwängt wurden.

Die Nigger standen schaudernd.

„So!" — sagte jetzt Don Antonio und jenes diabolische Lächeln, das Pater Acosta so charakteristisch gefunden, spielte um seinen Mund.

„Und nun die Peitsche!"

Die Hiebe fielen wie Hagel und bei jedem spritzte das Blut auf: Cäsar schrie nicht; — nur ein dumpfes Aechzen entwand sich von Zeit zu Zeit seiner breiten Brust.

Endlich sagte Don Antonio: „Genug!"

„Und wie lange sollen die „„Stocks"" andauern?"— frug jetzt der Aufseher.

„Bis sich die Convulsionen andeuten!" — sagte der junge Pflanzer kalt. — „Ihr aber bleibt dabei, sammt den neuen Schwarzen."

„Wenn nur nicht ....."

„Ihr seid verantwortlich!" — rief Antonio finster. — „Bedenkt, was der Kerl kostet!" — und er ritt davon.

Nach zwei Stunden bemerkte der Aufseher bei Cäsar das Herannahen der Krämpfe. Auch der Stärkste konnte diese tief gebückte Stellung, diese furchtbare Strafe nicht

länger aushalten. Eine längere Dauer würde seinem Leben bald ein Ende gemacht haben.

Cäsar wurde aus den „Stocks“ genommen: der starke, herkulische Mann brach bewußtlos zusammen.

Aber . . . . . Don Antonio hatte sich doch verrechnet. Drei Wochen später fand man Cäsar doch erhängt. Er zog den Tod dem Leben auf „Diamante“ vor. An demselben Tage war ein Caraiben-Sklave durchgegangen, der ebenfalls die „Stocks“ erhalten hatte.

Ein Paradies.

Die Regenzeit sollte im Anzuge sein. Humboldt und Bonpland waren sehr gespannt, dies großartige Phänomen des Südens in eigener Person zu beobachten.

Schon von Anfang März an hatte Alexander von Humboldt bemerkt, daß die Anhäufungen sichtbarer Dunstbläschen und damit die Anzeigen von Luftelektricität von Tag zu Tag stärker wurden. Man sah' gegen Süden Wetterleuchten und der Volta'sche Elektrometer zeigte bei Sonnenuntergang fortwährend Glaselektricität.*) Später zeigte sich eine Störung des elektrischen Gleichgewichtes der Luft, die vom 26. Mai an eine völlige ward. Während dieses beständigen Schwan-

*) „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent.“ II. Th. S. 205.

kens der Luftelektricität fingen die Bäume bereits an frische Blätter zu treiben, als hätten sie ein Vorgefühl vom nahenden Frühling.

Unvergleichlich ist in jenen Gegenden die Reinheit der Luft vom Dezember bis in den Februar. Der Himmel ist beständig wolkenlos und von einem wundervoll tiefen Blau. Gegen Ende Februar und zu Anfang März läßt dies Blau nach, es ist nicht mehr so prächtig dunkel, der Hygrometer zeigt allmälig stärkere Feuchtigkeit an, die Sterne sind zuweilen von einer feinen Dunstschichte umschleiert, ihr Licht ist nicht mehr planetarisch ruhig, man sieht sie hin und wieder bis zu 20 Grad über dem Horizont flimmern.

Um diese Zeit wird der Wind schwächer, unregelmäßiger, und es tritt öfter als zuvor völlige Windstille ein. In Süd-Süd-Ost ziehen Wolken auf. Sie erscheinen wie ferne Gebirge mit sehr scharfen Umrissen. Von Zeit zu Zeit lösen sie sich auch vom Horizonte ab und laufen mit einer Schnelligkeit über das Himmelsgewölbe, die mit dem schwachen Winde in den unteren Luftschichten außer Verhältniß steht.

Ende März wird dann das südliche Stück des Himmels von kleinen leuchtenden elektrischen Entladungen durchzuckt, phosphorischen Aufleuchtungen, die von Dunstmassen auszugehen scheinen. Von nun an dreht sich der Wind von Zeit zu Zeit auf mehrere Stunden nach West und Südwest. Es ist dies ein sicheres Zeichen, daß

die Regenzeit bevorsteht, die am Orinoco gegen Ende April eintritt.

Der Himmel fängt jetzt an, sich zu überziehen, das wunderschöne Blau verschwindet und macht einem gleichförmigen Grau Platz. Zugleich nimmt die Luftwärme stätig zu und nicht lange, so sind nicht mehr Wolken am Himmel, sondern ungeheure Massen verdichteter Wasserdünste hüllen ihn vollkommen ein. Lange vor Sonnenaufgang erheben die Brüllaffen ihr klägliches Geschrei, gleich als ob sie die Gewitter fürchteten, die sich jetzt mit ihrer ganzen Schwere, mit ihren furchtbaren Entladungen Schlag auf Schlag folgen.

Humboldt beobachtete alle diese meteorologischen Erscheinungen der Tropen genau, um sie später in wissenschaftlichen Werken niederlegen zu können.*)

Die Regenzeit sollte jetzt aber bald beginnen, denn schon in San Fernando de Apure kündete sie allmälig das Aussehen des Himmels, der Gang der Elektricität und ein Regenguß an. Aber Humboldt und Bonpland hinderte dies an der Ausführung ihres großen Vorhabens

---

*) Man findet sie aufgezeichnet: „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent.“ II. p. 205—207 u. f.

„Alexander von Humboldt's Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents.“ Deutsch von H. Hauff, V. Lieferung. 10—18.

„Kosmos.“ I. 332—361 u. s. w.

nicht. Dankbar für die außerordentlich freundliche Aufnahme im Hause des Gouverneurs von Varinas, Marquis del Toro, schickten sie sich eben zur Weiterreise an, als sie noch durch etwas sehr freudig überrascht wurden.

Humboldt sowohl wie Bonpland hatten während des kurzen Aufenthaltes in San Fernando vor allen Dingen auch Pater Acosta und Don Sotto achten und schätzen gelernt. An letzteren knüpfte sie aber noch besonders jenes verwandte Streben, daß sie und den jungen Spanier von Europa nach der neuen Welt getrieben. Stand ihr Streben — als rein wissenschaftliches — auch unendlich höher, als das Don Sotto's, der, nur um den eigenen Geist zu bereichern, Länder und Völker kennen lernen wollte, so war doch auch dieses ein würdiges Ziel für die Wißbegierde eines Europäers.

Natürlich fand denn auch, in Folge dieser geistigen Verwandtschaft, sofort eine Annäherung zwischen Sotto und den beiden Reisenden statt, die bald durch den liebenswürdigen Charakter des jungen Spaniers eine wirklich innige wurde. Sotto hatte gleich im Anfange ihrer Bekanntschaft den Wunsch geäußert: Humboldt und Bonpland auf ihrer Befahrung des Apure, Orinoco und Rio-Negro begleiten zu dürfen; seine Liebe zu der reizenden Arabella schien indeß diesem Vorhaben entgegentreten zu wollen. Da führte ein glücklicher Zufall Erklärung und Verspruch herbei, und nun, da sich der künftige Schwager des Statthalters im sicheren Besitz

seiner Geliebten wußte, trat die alte Begierde, die an diesen Flüssen liegenden fast noch ganz unerforschten Länder kennen zu lernen, wieder lebendiger hervor.

Eine zwei- bis dreimonatliche Trennung war freilich für beide Liebenden eine schwere Sache; dennoch rieth selbst Pater Acosta dazu, da sich eine gleich günstige Gelegenheit zu dieser interessanten Reise wohl nie mehr bieten durfte, und Arabella war verständig genug, dies einzusehen und dem edlen Wissensdrange ihres zukünftigen Gatten nicht in den Weg zu treten. Nach Vollendung dieser Reise sollte dann sofort die Vermählung der beiden jungen Leute in Varinas gefeiert werden.

Alexander von Humboldt und Bonpland fanden sich daher sehr freudig überrascht, als ihnen — wenige Tage vor der Abreise — Don Sotto sein Vorhaben erklärte. Versprachen doch sein geistreiches, liebenswürdiges Wesen und seine muntere Laune die vielen Beschwerden, die sie auf der nicht gefahrlosen Fahrt erwarteten, leichter tragen zu helfen. *)

Jetzt wurde eine Pirogue, — ein Fahrzeug, welches die Spanier Lanchas nennen, — angeschafft. Zur Bemannung nahm man einen Steuermann (el patron) und vier Indianer. Im Hintertheile der Pirogue wurde dann eine mit Coryphablättern bedeckte Hütte errichtet, die so geräumig war, daß Tisch und Bänke Platz darin

*) „Voyage etc.“ II. p. 210. „Reise.“ V. Lief. S. 20.

fanden. Letztere bestanden aus über Rahmen von Brasilholz straff gespannten und fest angenagelten Ochsenhäuten.

Als dies so weit in Ordnung, wurden für einen Monat Lebensmittel eingeschifft: Hühner, Eier, Bananen, Maniocmehl und Cacao im Ueberfluß; auch Xereswein, Orangen und Tamarinden zu kühlender Limonade. Die Indianer versorgten sich mit Angeln und Netzen, Humboldt und seine Gefährten mit Feuerwaffen. Uebrigens standen als treffliche Nahrungsmittel: Fische, Seekühe, Schildkröten und deren Eier, Vögel, Agutis, Gürtelthiere, Pauris und Guacharacas, — die Truthähne und Fasanen des Landes — in Aussicht.

Das Letzte, was eingeladen wurde, waren ein paar Fässer Branntwein zum Tauschhandel mit den Indianern.

So kam der 30. März heran, und mit ihm stieß, nach einem innigen gegenseitigen Abschiede, die Pirogue vom Lande. Niemand freilich wußte, was dieser Abschied Arabella kostete; selbst Sotto fühlte ihren Schmerz nicht in seiner ganzen Größe, da ihn ein froher, kräftiger Mannesmuth belebte und der Drang, die fast fabelhaften Länder des oberen Orinoco im Vereine mit zwei so tüchtigen Naturforschern zu sehen, seine Wißbegierde fast fieberisch aufstachelte. In zwei, höchstens drei Monaten war er ja zurück, und dann erwartete ihn seine geliebte Arabella am Altare.

Aber welche herrliche Reise war dies nun!

„Diamante“ — dessen prächtiges Herrenhaus unter

seinen Orange- und Granatbäumen wie ein Sitz des Friedens und des Glückes hervorblinkte — war gleichsam die Pforte des Paradieses, das sich nun den Reisenden erschließen sollte.

Mächtige Urwälder schlossen sich an die weiten Zuckerrohrpflanzungen jener großen Besitzung an, — Urwälder in deren geheimnißvollen Nacht sich nur der Fuß der Yaruros-Indianer zu verirren wagte; denn diese unermeßlichen Gebiete waren nur von Tigern und riesigen Schlangen, Krokodilen und Chiguiren — einer großen Art von Linné's Cavia — bewohnt. Dichtgedrängte Vogelschwärme hoben sich vom Himmel ab, wie schwärzliche Wolken, deren Umrisse sich jeden Augenblick veränderten.

Merkwürdig war hier fast durchweg die Stellung der Bäume. Dicht am Ufer sah' man Büsche von Sauso,*) die gleichsam eine vier Schuh hohe Hecke bildeten. Hinter dieser Hecke erhob sich ein dichter Wald von Cedrela, Brasilholz und Gayac und über diesen hinaus — einen Wald über dem Walde bildend — ragten stolz und majestätisch die Stämme der Corozo- und der stachlichten Piritupalme. Die großen Vierfüßler dieser Wälder aber: die Tiger, Tapire und Pecarischweine, hatten überall Durchgänge durch die Sauso-Hecke gebrochen, durch die

*) Hermesia castaneifolia.

sie, um zu trinken, täglich an den Strom kamen. Oft sahen Humboldt und seine Freunde, wie sie, unbekümmert um die herannahende Pirogue, langsam am Ufer hinstrichen, bis sie durch eine der schmalen Lücken des Gebüsches in der Nacht des Waldes verschwanden.

Welchen Reiz hatten diese Auftritte für die drei Freunde! Humboldt sagte schon am ersten Tage bei einem derselben:

„Kann es einen größeren Genuß geben, als eine Reise in diesen himmlischen Gegenden? Die Lust, die man dabei empfindet, beruht nicht allein auf dem Interesse des Naturforschers, sondern zugleich auf einer Empfindung, die allen im Schooße der Cultur aufgewachsenen Menschen gemein ist. Man sieht sich einer neuen Welt, einer wilden, ungezähmten Natur gegenüber. Bald zeigt sich am Gestade der Jaguar, der schöne amerikanische Panther; bald wandelt der Hocco*) mit schwarzem Gefieder und Federbusch langsam an der Uferhecke hin. Thiere der verschiedensten Classen lösen sich ab. Wo will man sonst ein gleiches Schauspiel sehen?"

„Es como in el Paraiso!" — („Es ist wie im Paradiese!") — sagte der Steuermann, ein alter Indianer aus den Missionen.

„Er hat in der That recht!" — fuhr Humboldt

---

*) Crax alector. Ein prächtiger hühnerartiger Vogel, etwas kleiner nur als unsere Truthühner.

fort. — „Alles erinnert hier an den Urzustand der Welt, dessen Unschuld und Glück uralte ehrwürdige Ueberlieferungen allen Völkern vor Augen stellen."

„Und doch" — meinte Sotko — „liegt eine arge Täuschung darin. Es geht hier nicht viel besser zu, als auf den Plantagen, die wir verlassen. Die Herrenhäuser scheinen paradiesische Sitze des Friedens und.... welcher Jammer, und welches bodenlose Elend verbirgt sich hinter denselben. Und hier?.... fürchten sich nicht auch diese Thiere vor einander und zerfleischen sich, wenn sie können?"

„Das goldene Zeitalter ist eben vorbei!" — sagte Bonpland — „und in diesem Paradiese der amerikanischen Wälder, wie aller Orten, hat lange traurige Erfahrung alle Geschöpfe gelehrt, daß Sanftmuth und Stärke selten beisammen sind."

„Nur mit dem Unterschiede" — setzte Humboldt hinzu — „daß die Thiere, die keine Vernunft haben, einfach den Gesetzen und den Bedürfnissen der Natur folgen: die Menschen aber, ihre Geisteskräfte dazu benutzen, ausfindig zu machen, wie sie am raffinirtesten die Gesetze der Natur und aller Menschlichkeit mit Füßen treten können. Wenn Ihr mich lieb habt, Freunde, laßt uns darüber schweigen. Leider können wir die unseligen Mißbräuche, die diese paradiesischen Länder brandmarken, nicht heben. Darum laßt sie uns für jetzt vergessen und die schwarzen, schweren Schlagschatten

ihrer Erinnerung nicht in dies Gemälde voll Licht und Glanz fallen."

In diesem Augenblick bog die Pirogue um eine Ecke, die der Apure hier bildete, die Bewaldung trat für eine kurze Strecke etwas vom Ufer zurück. Da lagen, auf dem Sande hingestreckt, zehn riesige Krokodile. Es waren Thiere von 16 bis 22 Fuß Länge. Die Kinnladen unter rechtem Winkel aufgesperrt, ruhten sie neben einander. Verschiedene Vögel saßen ganz gemüthlich auf ihnen, oder spazierten, Insecten suchend, auf ihrem gepanzerten Rücken langsam auf und ab.

„Es ist sonderbar" — sagte Humboldt bei diesem Anblicke — „daß diese Ungeheuer sich so ganz ohne Zeichen von Zuneigung gegen einander verhalten. Der Trupp geht auseinander, sobald er vom Ufer aufbricht, und doch besteht er sicher nur aus Einem männlichen und vielen weiblichen Thieren; denn — wie schon Descourtils, der die Krokodile auf St. Domingo so fleißig beobachtet, bemerkt hat — die Männchen sind selten, weil sie in der Zeit der Begattung sehr häufig und wüthend mit einander kämpfen und sich um's Leben bringen."

Diese gewaltigen Reptilien waren hier übrigens so zahlreich, daß Humboldt und seine beiden Freunde auf dem ganzen Stromlaufe fast jeden Augenblick ihrer fünf oder sechs sahen, und doch fing der Apure erst kaum merklich zu steigen an, und Hunderte von Krokodilen lagen also noch im Schlamme begraben.

Aber immer neue und immer herrlichere Scenen drängten sich vor die Augen der Reisenden.

Der Apure war jetzt 136 Toisen breit. Die Pirogue glitt an einer Insel vorbei, auf der Flamingo's, rosenfarbige Löffelgänse, Reiher und Wasserhühner, die das mannichfaltigste Farbenspiel boten, zu vielen Tausenden nisteten. Die Vögel waren so dicht an einander gedrängt, daß es schien, als könnten sie sich gar nicht rühren. Es war prächtig anzusehen, dies wunderliche bunte Durcheinander aller der schönen Thiere, dies Hüpfen, Flattern, Laufen und Auf- und Niederfliegen. Die Freunde konnten des Sehens nicht müde werden.

„Isla de Aves!" — („Die Vogelinsel!") sagte der Steuermann unaufgefordert in seiner kurzen Weise; denn er sprach, wie alle Indianer, nur wenig und in kurzen Sätzen.

Ein tiefes, der staunenden Anschauung gewidmetes Schweigen folgte jetzt. Kaum aber vermochte auch das Auge alle die eigenthümlichen Erscheinungen aufzufassen, die sich jetzt fast gleichzeitig demselben entgegen drängten.

Hier zogen, Wasserstrahlen emporwerfend, lange Reihen Toninas — Delphine — durch den Fluß, und belustigten die Dahinfahrenden durch ihre gewandten Bewegungen und ihre munteren Sprünge. Dort war das Ufer mit fischfangenden Vögeln bedeckt. Die schönen Flamingo's standen zu Hunderten regungslos auf einem

Beine da, und nur, wenn sie einen glücklichen Fang gethan, schlugen sie vor Freude mit den wundervoll roth gefärbten Flügeln. Auf dem Flusse selbst hatten sich andere Vögel die gewaltigen Bäume zu Nutze gemacht, die das Hochwasser in Masse den Apure herunter führte. Zu Tausenden und Abertausenden saßen sie dicht gedrängt auf diesen Stämmen und überraschten die Fische, die sich mitten in der Strömung hielten. Schaaren von Affen, blickten aus den Bäumen, warfen wohl auch, wenn die Pirogue dem Ufer nahe kam, mit Baumfrüchten nach derselben. Unter furchtbarem Geschrei eilten Flüge von Papageien, von kleinen Habichten verfolgt, über die Häupter der Reisenden dahin. Hoch in den Lüften kreisten Zamuros — eine Geierart —; während große Heerden Chiguire, Wasserschweine, durch die Sauso-Hecken brachen und sich in toller Eile in den Fluß warfen, so oft einer der gewaltigen Tiger jener Gegenden majestätisch hervortrat.

Und bei all dieser Größe und Herrlichkeit, bei all diesem Leben .... dennoch diese tiefe, unaussprechliche Einsamkeit! — — Nur die einzige kleine Pirogue auf dem gewaltigen Strome — — — nur die wenigen Menschen in diesen unermeßlichen Einöden! —

In Humboldt und seinen Freunden wechselten Entzücken und ehrfurchtsvolle Schauer vor der Größe dieser Natur. Keiner von ihnen fand für den Augenblick Worte;

aber ihr Schweigen war ein feierliches Gebet, eine Hymne an den Weltengeist.

Und wie zu Nichts zerschmolz hier der Mensch! .... Hier! hier! .... war er nicht mehr der Mittelpunkt der Schöpfung! nicht mehr der stolze König und Beherrscher der Erde!

Weit entfernt, die Elemente zu bändigen, hat selbst der hier Lebende vollauf zu thun, sich ihrer Herrschaft zu entziehen. Die Umwandlungen, welche die Erdoberfläche seit Jahrhunderten durch die Hand der Wilden und der Missionäre erlitten, verschwinden zu Nichts gegen das, was das unterirdische Feuer, die austretenden gewaltigen Ströme und die tobenden Stürme in wenigen Stunden leisten. Der Kampf der Elemente unter sich, der Thiere gegen einander, des Seienden gegen das Werdende, ist das eigentlich Charakteristische der Naturscenerie der neuen Welt. Ueberwältigend ist dabei der Eindruck, den der Gedanke auf Europäer macht, daß in Ländern, so groß wie Frankreich .... nur eine Handvoll zerstreuter Hütten stehen.

Auch Humboldt und seine Freunde fühlten das Erschreckende, was in diesen Gedanken für die menschliche Einbildungskraft ruht. Und es ist wahr: es bedarf Jahre, ehe man mit der Vorstellung einer Welt vertraut wird, in der nur Pflanzen und Thiere leben, wo niemals der Mensch seinen Jubelschrei oder die Klagelaute seines Schmerzes hören ließ!

Und welche neue Nahrung bekamen diese Gedanken auch bei der Mittagsruhe wieder.

Die Hitze war auf 40° Reaumur gestiegen. An ein Weiterfahren auf dem Strome konnte also nicht gedacht werden. So legte man an einer felsigen Uferstelle an, um vielleicht in den Zerklüftungen des Gesteins ein etwas kühleres und schattiges Plätzchen zu finden.

Regungslos, mit aufgerichtetem Kopfe und offenem Maule saßen die Eidechsen da und schienen sich von der heißen Luft durchströmen zu lassen. Der Boden schien, in Folge der Luftspiegelung, auf und ab zu schwanken, während sich kein Lüftchen rührte.

Die Sonne war nahe am Zenith und ihr glänzendes, vom Spiegel des Stromes zurückgeworfenes Licht stach scharf ab von dem röthlichen Dunst, der alle Gegenstände in der Nähe umgab. Ueber der ganzen weiten Welt aber . . . lag Todtenstille.

Und wie tief war der Eindruck, den diese unendliche Ruhe auf Humboldt machte!

Die Waldthiere hatten sich im Dickicht verborgen, die Vögel waren unter das Laub der Bäume oder in die Spalten der Felsen geschlüpft. Kein Blatt regte sich . . . aber lauschte Humboldt's Ohr in dieser scheinbar tiefen Stille auf die leisen, allerdings kaum vernehmbaren Laute, die die Luft ihm dennoch entgegentrug, so gab sich ihm ein dumpfes Schwirren kund, ein beständiges Brausen und Summen der Insecten, von welchen die

Luft wimmelte. Myriaden krochen ja auf dem Boden oder umgaukelten ihn, die Freunde und die von der Sonnenhitze verbrannten Gewächse. Ein leises, aber wirres Getöne drang aus jedem Busch, aus den faulen Baumstämmen, die ringsum lagen, aus den Felsenspalten, aus dem Boden, in dem Eidechsen, Tausendfüße und Cäcilien ihre Gänge gruben.

„O Himmel!“ — sagte Humboldt zu Bonpland, den er auf alles dies aufmerksam gemacht hatte — „sind dies nicht eben so viele Stimmen, die uns zurufen, daß Alles in der Natur athmet, daß das Leben in tausendfältiger Gestalt im staubigen, zerklüfteten Boden waltet, so gut wie im Schooße der Wasser und in der Luft, die sie umgibt?“

„So ist es!“ — entgegnete Bonpland. — „Der Eindruck, den ich in diesem Augenblicke habe, gibt mir in der That so recht den Begriff der Allbelebtheit.“

„Der Begriff der Belebtheit“ — fuhr Humboldt nachdenklich fort — „ist so an den Begriff von dem Dasein der treibenden, unablässig wirksamen und schaffenden Naturkräfte geknüpft, welche in dem Erdkörper sich regen, daß schon in den ältesten Mythen der Völker diesen Kräften die Erzeugung der Pflanzen und Thiere zugeschrieben, ja der Zustand einer unbelebten Oberfläche unseres Planeten in die chaotische Urzeit kämpfender Elemente hinaufgerückt wurde. Dort also schon erweiterte dieser Begriff die geistige Lebenssphähre, und . . . .

geschieht dies hier bei uns nicht auch? Erweitern nicht alle diese Anschauungen den Horizont des Lebens vor unseren Augen?"

„Es wäre eine schöne Aufgabe für Sie, Humboldt!" — sagte hier Bonpland — „diese Gedanken schriftlich niederzulegen."

„Das kann geschehen!" — versetzte Humboldt. — „Wenn wir erst wieder in Europa sind, versuche ich es vielleicht, die wundervollen Ansichten und Anschauungen der Natur, die wir hier gemeinsam gewonnen, wiederzugeben und so durch die Schilderung der Allbelebtheit der Erdoberfläche und der Verbreitung der organischen Formen, nach Maßgabe der Tiefe und der Höhe geschildert, die Wissenschaft auch in dieser Richtung zu erweitern."

„Das gibt ein schönes Feld für Ihre Thätigkeit."

„Aber es ist gar keine leichte Aufgabe, das fühle ich schon jetzt."

„Sie sind Meister in der Schilderung der Natur, dies sagt schon Ihr Tagebuch, das Sie ja Tag für Tag im Nachtlager weiter führen."

„Es hat damit seine eigene Bewandtniß!" — versetzte Humboldt. — „Was im Angesichte der geschilderten Gegenstände niedergeschrieben ist, hat ein Gepräge von Wahrhaftigkeit — ich möchte sagen: von Individualität — das auch den unbedeutendsten Dingen einen gewissen Reiz gibt."

„Und damit haben Sie gewonnen Spiel.“

„Noch nicht! Um die Natur in ihrer ganzen erhabenen Größe zu schildern, darf man nicht bei den äußeren Erscheinungen allein verweilen; die Natur muß auch dargestellt werden, wie sie sich im Inneren des Menschen abspiegelt, wie sie durch diesen Reflex bald das Nebelbild physischer Mythen mit anmuthigen Gestalten füllt, bald den edlen Keim darstellender Kunstthätigkeit entfaltet. — Lieber Bonpland! .... Lassen Sie es mich in diesem schönen, erregten Augenblicke, hier — mitten in diesem tropischen Paradiese — frisch umweht von all' den tausend Anregungen, gestehen, daß ich mit hoher Lust eine schöpferische Kraft in mir fühle. Großes soll geschehen, wenn Großes noch vorausgegangen. Ach! wir klopfen ja erst an so vielen geheimnißvollen Pforten der Natur an, die sich alle erst öffnen müssen, ehe wir sagen können, wir ahnen die Fäden, die das Große unermeßliche Ganze zusammenhalten und regieren. Aber es schwebt mir doch immer etwas Großes vor .... wenn auch die Form noch unbestimmt ist .... etwas zu Schaffendes, das ich fast meine Lebensaufgabe nennen möchte. Ich sprach Ihnen ja schon davon! .... ein Werk, das, wo möglich, die Erkenntniß des Naturganzen, die Darstellung des Strebens der Menschheit, das Zusammenwirken der Kräfte in dem kosmischen All, in dem Erd- und Himmelsraume

begreift. O! der Gedanke ist schön! Aber eine Frage ist es: ob die Ausführung desselben in den Kräften eines Menschen liegt?"

„Wenn dies die Möglichkeit ist," — sagte Bonpland — „so ist dies bei meinem Freunde der Fall!" — und damit reichte er Humboldt die Hand.

„Die Zeit wird es lehren!" — entgegnete dieser, den Druck der Freundeshand herzlich erwiedernd. — „Drang und Wille sind da, lassen wir die Zeit abklärend wirken und der Gegenwart offene Augen, ein offenes Herz und einen offenen Geist entgegenbringen." — —

Erst gegen Abend brachen die Freunde wieder auf.

Aber welche Nacht voll Abenteuer sollte diesem Tage folgen.

Der Steuermann hatte Humboldt angekündigt, daß man die Nacht auf einer Pflanzung zubringen würde, was dieser und seine Freunde um so freudiger aufnahmen, als sie sämmtlich nach all dem Erlebten und der unaussprechlichen Hitze des Tages bis zum Umsinken erschöpft und müde waren.

Der Steuermann ließ aber dabei in seiner lakonischen Weise nichts weiter verlauten, als, daß der Herr der Pflanzung ein vornehmer Spanier sei, der die Tigerjagd treibe und mit seiner Frau und Tochter, Donna Isabella und Donna Manuela, hier einsam lebe. Die Erwartung war also doppelt groß: durfte man doch immer bei Don Ignacio und seinen Damen Muth und Groß-

herzigkeit voraussetzen; da es wahrlich für gebildete, der Civilisation nicht fremde Menschen keine Kleinigkeit sein mußte, in diesen, kaum von wilden Indianer-Stämmen besuchten Gegenden zu wohnen.

„Und er treibt die Tigerjagd!" — sagte jetzt Don Sotto, indem man sich im Voraus von den Personen unterhielt, die man bald zu treffen hoffte. — „Bei allen Heiligen, das ist eine Beschäftigung, die mir bei einem Spanier wohl gefällt. Es liegt etwas ungemein Stolzes und Kühnes in dem Gedanken, mit diesen Königen der Wildniß zu kämpfen. Ich stelle mir in Sennor Don Ignacio einen großen, schönen, starken Mann vor, von originellem Aeußeren; über der leichten Kleidung die Büchse auf der Schulter; dabei Flammenaugen und einen kühnen Geist."

„Ich muß gestehen," — versetzte Bonpland — „daß ich noch mehr auf die Damen, als auf Don Ignacio selbst gespannt bin. Einen Mann, der die Jagd liebt, kann ich mir ganz gut hier wohnend denken, aber Frauen? .... sie müßten denn gerade ebenfalls Jägerinnen sein!"

„Und warum sollten Frauen in dieser großen, herrlichen Natur nicht auch heimisch werden und sich wohl fühlen?" — frug Humboldt.

„Gerade vielleicht" — meinte Don Sotto — „weil die Natur hier zu großartig, zu ernst und erhaben für weibliche Naturen ist."

Humboldt schüttelte freundlich das Haupt, dann sagte

er: — „Es ist ein Vorurtheil, wenn man glaubt, daß das Vergnügen an der Natur gerade eine freundliche und lieblich-schöne Gegend erfordere. So unleugbar es ist, daß Lieblichkeit den Reiz erhöht, so ist der Genuß überhaupt doch nicht daran gebunden. Es sind die Naturgegenstände selbst, die das Gefühl anziehen und die Einbildungskraft beschäftigen. Die Natur gefällt, reißt an sich, begeistert, blos weil sie Natur ist. Man erkennt in ihr eine unendliche Macht, größer und wirksamer, als alle menschliche und doch nicht furchtbar. Denn es ist, als strahlte uns jeder Naturgegenstand immer etwas Mildes und Wohlthätiges entgegen, da der allgemeine Charakter der Natur Güte in der Größe ist. Wenn man auch wohl von schauderhaften Felsen, schrecklich schönen Gegenden, der entsetzlichen Einsamkeit dieser Wälder spricht, so ist die Natur doch niemals furchtbar. Man wird bald mit der wildesten Felsenschlucht, der tiefsten und einsamsten Waldnacht vertraut, ja man wird sogar bald heimisch in ihnen und empfindet, daß sie Demjenigen, der sich einsiedlerisch zu ihnen flüchtet, gern Ruhe und Frieden geben."

„Nur muß er ein großes Herz und einen offenen Geist mitbringen!" — meinte Bonpland. — „Und gerade diese Voraussetzung macht mich so gespannt auf die Damen. Frauen sind gewiß zeitweise eines großen Aufschwunges fähig; aber wenige nur werden eine erhöhte Stimmung und ein gleichmäßig andauerndes Interesse

an der Natur festhalten können. Eine Frau will immer auch ein gutes Stück Leben."

„Vielleicht hat Donna Isabella dies früher besessen!" — meinte Sotto. — „Die Außenwelt verwundet oft, und gibt zu Mißstimmung Anlaß. Ich kann mir sehr gut denken, wie man sich, aus den Salon's der großen Welt flüchtend, gerade hier, auf einer schönen still gelegenen Besitzung, unendlich wohl finden kann."

„Nun, wir werden ja sogleich sehen, woran wir sind!" — sagte Humboldt. — „Die Pirogue biegt eben zum Anlanden in eine Bucht."

„Aber, zum Henker!" — rief Bonpland — „ich sehe ja nichts von einer Pflanzung: weder Herrenhaus noch Negerhütten!"

„Sie werden sich hinter Bäumen verstecken!" — sagte Sotto. — „Aber steht dort nicht ein Mensch?"

„Ein Wilder!" — entgegnete Bonpland — „denn er ist nackt und braun von Farbe."

Humboldt frug nun den Steuermann, welcher Indianerstamm hier hause?

„Keiner!" — sagte dieser.

„Aber dort steht doch ein Indianer!" — rief Bonpland.

Der Steuermann schüttelte den Kopf, dann sagte er:

„Das ist Don Ignacio!"

„Wer?" — riefen die Freunde wie aus einem Munde.

„Don Ignacio!“ — wiederholte der Steuermann ruhig und lenkte das Boot zum Anlegen.

Humboldt, Bonpland und Sotto sahen sich stumm vor Staunen an; aber in demselben Augenblick brachen sie auch alle drei in Lachen aus. Und wer von ihnen hätte nicht lachen sollen, bei dem Vergleiche des Bildes, welches sie sich noch eben von Don Ignacio, dem edlen Spanier, gemacht, und des Originals!

„Das ist also Sennor Don Ignacio, der Pflanzer und Tigerjäger!“ — rief Bonpland heiter.

„Nun denn!“ — setzte Don Sotto, noch immer außer sich vor Staunen, hinzu — „da bin ich wahrlich auf Donna Isabella und Donna Manuela begierig!“

Und er hatte Mühe ein neues lautes Auflachen zu verbergen; denn der edle Spanier schritt eben stolzen Schrittes, aber sichtbar hoch erfreut durch den unerwarteten Besuch, rasch auf das Boot zu.

Der Mann hatte wirklich in Kleidungsstücken nicht zu viel gethan: denn dieselben bestanden lediglich in ein paar Mocassins, die die Füße vor Verletzung schützten. In seiner Hand hielt er Bogen und Pfeile und seine Haut war — obgleich man ihm auf den ersten Blick ansah', daß er von Geburt ein Europäer — so schwarzbraun wie die eines Zambo.*) Wirklich köstlich machte

*) Thatsache: „Voyage au régions équinoxiales du nouveau continent,“ par A. de Humboldt et A. Bonpland. II. p. 218. „Reise in die Aequinoctial-Gegenden“ u. s. w. V. Lfg. S. 31.

sich aber die Grandezza mit der jetzt Don Ignacio den Aussteigenden entgegentrat und sie, als ebenbürdige Genossen, auf seiner „Pflanzung“ willkommen hieß.

Er war ganz glücklich und freute sich unendlich, jetzt wieder einmal Nachrichten aus Europa und den Kreisen der gebildeten Welt zu vernehmen, da er „an den Neuigkeiten aus Madrid, an den Kriegen, deren kein Ende abzusehen, und all den Geschichten dort drüben — todas lascosas de allà“ — sagte er, den lebendigsten Antheil nehme.

Den Freunden hielt es in der That schwer, ihre Heiterkeit zu verbergen. Der Anblick und das Wesen Don Ignacio's hatten sie wie durch Zauber von all' ihrer Müdigkeit geheilt; Bonpland und Sotto wären jetzt zu den tollsten Witzen und Streichen aufgelegt gewesen, hätten nicht Humboldt's bittende Blicke ihren jugendlichen Uebermuth etwas gezügelt.

Humboldt ehrte auch in dieser, in der That eigenthümlichen, Erscheinung die wohlwollende Gastfreundschaft, die man ihm und den Freunden entgegenbrachte. Mit bewunderungswürdiger Geduld ging er daher auch auf Don Ignacio's zahllose Fragen ein.

„Und Sie wissen nicht, ob seine Majestät der König von Spanien bald zu uns herüberkommt?“ — frug jetzt der Mann mit den Mocassins.

„Ich glaube kaum!“ — entgegnete Alexander von

Humboldt — „wenigstens habe ich von einem solchen Vorhaben des Königs nichts gehört.“

„Und doch ist es so!“ — sagte Don Ignacio ganz zuverlässig. — „Er wird zum Besuche Ihrer Herrlichkeit im Lande Caracas herüberkommen. „Aber“ — setzte er hinzu — „da die Hofleute nur Weizenbrod essen können, werden sie nie über die Stadt Valencia hinaus wollen, und ich werde den Hof nicht sehen, obgleich ich Hidalgo de naturalezza bin!“

„Bei Gott, da hat er recht!“ — raunte bei diesen Worten Sotto seinem Freunde Bonpland lachend zu. — „Er steht mit Adam, dem Ahnherrn des Menschengeschlechtes, auf einer und derselben Linie!“

„So nehmen wenigstens wir, Ihre Gastfreundschaft für diese Nacht gerne an!“ — sagte jetzt Humboldt zu Don Ignacio — „obgleich wir keine Könige sind.“

„Und ich möchte ein König sein,“ — entgegnete stolz aber nicht ohne Freundlichkeit, der Spanier — „um so liebe Gäste würdig aufnehmen zu können.“

„Wenn es nur in seiner Vorrathskammer nicht aussieht, wie in seinem Kleiderschrank!“ — flüsterte Sotto

„Ich denke, Freund Humboldt,“ — sagte hier Bonpland, der die Bemerkung Sotto's sehr am Platze fand — „wir nehmen das schöne Wasserschwein mit, welches wir geschossen haben. Das gibt einen herrlichen Braten und wir fallen dem edlen Sennor Don Ignacio weniger zur Last.“

Aber der edle Spanier machte eine abwehrende Geberde und sagte mit Würde:

„Wo denken Sie hin, mein Herr, nos otros cavalleros blancos, — weiße Leute und Cavaliere, wie wir sind nicht dazu gemacht, von solchem „Indianerwildpret" zu genießen. Ich habe gestern einen prächtigen Hirsch erlegt, und Hirschbraten ist besser als Chiguire."

Die Erwartungen Bonpland's und Sotto's stiegen jetzt wieder um ein Bedeutendes. Wenn der edle Don Ignacio auf Hirschbraten einladen konnte, so mußte die Küche der Sennora Isabella nicht so übel bestellt sein.

Man folgte also dem neuen Freunde in der heitersten Stimmung nach der Pflanzung.

„Sie sind uns als ein großer Jagdliebhaber geschildert worden!" — sagte Humboldt dabei.

„Nun ja!" — entgegnet der Hidalgo de naturalezza — „es ist eben ein Vergnügen für Cavaliere."

„Aber Sie sind nur mit Bogen und Pfeilen versehen?" — frug Don Sotto — „jagen Sie mit diesen?"

„Allerdings!" — versetzte der edle Spanier. — „Pulver und Schießgewehr kennt man hier nicht. Don Ignacio ist Philosoph: er liebt, trotzt dem, daß er ein Mann von altem spanischem Adel ist, die Einfachheit, und darum jagt er mit Bogen und Pfeil."

„Bei Gott, das ist groß!" — rief Don Sotto lustig. — „Sie sind ein Philosophe nach der That.

Theilen Ihre Gemahlin und Ihre Tochter diese Grundsätze auch?"

„Gewiß!"

„Und in demselben Maaße, wie Sie?"

„Warum nicht! der Gatte ist der König in seinem Hause. Schon was er denkt, ist unumstößliches Gesetz."

„Dann können wir uns freuen!" — lispelte Sotto Bonpland zu.

„Aber wo ist Ihre Pflanzung?" — frug jetzt Alexander von Humboldt, da der Weg, den Don Ignacio eingeschlagen, in den Wald führte.

„Sie liegt wohl hinter jenem Bananengehölze?" — frug Sotto mit einem Anfluge von Spott.

„Wir werden sogleich am Platze sein!" — entgegnete der Hidalgo.

Jetzt öffnete sich in der That das Gebüsch nach einer Seite hin und die Freunde gewahrten einige ärmliche Zuckerrohrfelder.

„Und Ihre Wohnung?"

„Ist hier!" — sagte der Spanier stolz, indem er auf einen riesigen Peccan-Nußbaum zeigte, dessen hellgrünes Laub bereits in das Orange- und Purpurkolorit überging. —

„Dieser Baum?" — rief Sotto, und Staunen erstickte fast seine Stimme.

„O!" — sagte würdevoll Don Ignacio — „wir sind hier herrlich baxo techo (unter Dach)! Sehen Sie,

hier sind unsere Hängematten an den Zweigen angebracht. Sie glauben nicht, wie vortrefflich es sich hier schläft. Sie, meine geehrten Herren, hängen die Ihrigen ebenfalls hier zwischen zwei Bäumen auf, und wir verleben eine Nacht, wie in Eskurial!"

Humboldt und die Freunde mußten jetzt wirklich lachen. Da sie aber gewöhnt waren, auf ihrer Reise sehr häufig auf gleiche Weise zu übernachten, so machten sie sich nicht viel daraus.

Sie ließen eben ihrer Heiterkeit noch freien Lauf, als Sennor Don Ignacio, der sich einen Augenblick entfernt hatte, mit seiner Frau und Tochter herantrat. „Beide waren so nackt wie er"*); aber sie schienen dies in Folge der Gewohnheit so wenig zu fühlen, wie der edle Spanier selbst, und als Don Ignacio ganz mit derselben Würde, als stelle er sie bei Hofe vor, sagte: — „Sennora Donna Isabella, meine Gemahlin und Donna Manuela, meine Tochter!" — verneigten sich beide mit eben so viel Unbefangenheit als Grandezza.

Bonpland und Don Sotto drückten sich gegenseitig die Hand, daß ihnen das Blut unter die Nägel trat; aber sie vermochten es nur auf diese Weise zu vermeiden, in ein lautes, unbändiges Lachen auszubrechen.

---

*) Thatsache: „Voyage aux régions équinoxiales." II. p. 218. „Reise" u. s. w. V. Lief. S. 31.

Auch Humboldt mußte jetzt lächeln; aber dies Lächeln war so milde, daß es unmöglich verletzen konnte.

Es gab übrigens nun einen köstlichen Abend. Eine alte, halblahme Negersklavin zündete ein mächtiges Feuer an und brachte ein gewaltiges Stück Hirschfleisch daran.

Der Mulatte befestigte für die drei Freunde und sich — Steuermann und Ruderer waren bei der Pirogue geblieben — vier Hängematten an den Zweigen eines großen Tamarindenbaumes. Don Ignacio erzählte von seinen Ahnen, die an der Seite des Cid gekämpft und später hohe Stellen bei Hofe eingenommen hatten; Sennora Donna Isabella aber und Donna Manuela saßen neben den Gästen am Feuer, starrten dieselben erstaunt an und ließen von Zeit zu Zeit coquette Blicke auf sie anprallen, wobei Donna Isabella ihre Lieblingskatze, ein rießenmäßiges, häßliches Thier mit ungemein falsch blickenden Augen, auf dem Schooße hielt und zärtlich streichelte.

Endlich war es Zeit, sich zur Ruhe zu begeben, nach der sich die Reisenden jetzt wirklich sehnten. Die Sache war leicht ausgeführt: der Schlafsaal stand ja offen, es war der Wald; — die Betten durften nicht lange gesucht werden, sie hingen als luftige Hängematten an dem Tamarinden- und Peccan-Nuß-Baum, und auszukleiden brauchte sich auch Niemand, am wenigsten der edle Sennor, Don Ignacio und die hochedlen Sennora's, Donna Isabella und Donna Manuela!

Als Humboldt in seiner Hängematte lag, athmete er hoch auf. Sein Wirth hatte zuletzt noch ein Langes und Breites von seinem sogenannten Kriegszuge an dem Rio Meta erzählt, und mit großer Emphase erwähnt, wie tapfer er sich — ein zweiter Cid Campeador — in einem blutigen Gefechte mit den Guahibo-Indianer gehalten. Er rühmte sich dabei mit Stolz der Dienste, welche er Gott und seinem Könige geleistet habe, indem er den Eltern die Kinder (los Indiecitos) weggenommen und in die Missionen vertheilt habe.

Das Komische von der ganzen Erscheinung dieser seltsamen Familie abgerechnet, machte es doch auf Humboldt einen peinlichen und traurigen Eindruck, in dieser weiten Einöde an einem Manne, der von guter Abkunft sein wollte, bei der größten Armseligkeit doch alle eitele Anmaßung, alle verderbten Vorurtheile, alle Verkehrtheiten der europäischen Cultur anzutreffen.

„Die Menschen sind doch überall dieselben!“ — dachte er und wandte sich mit einem Seufzer der Natur zu, die ihn jetzt mit tiefer Ruhe und nächtlichem Schweigen umgab.

„Wie süß kann man hier schlafen!“ — dachte er — „hier in dieser großartigen unendlichen Stille der Urwälder, wo uns nicht, wie in den großen Städten Eu-

ropa's, das nie rastende Treiben und Toben der Menschen zur eigenen Verzweiflung wach hält".

Und Humboldt streckte sich, todtmüde von den Anstrengungen des Tages, noch behaglicher aus und schloß die Augen. Aber noch war der Schlaf nicht über ihn gekommen, da erhob sich im Walde rings umher ein wahrhaft höllischer Lärm.

„Was zum Teufel ist denn das?" — rief Don Sotto aus seiner Hängematte herüber.

„Da kann man ja kein Auge schließen!" — meinte Bonpland ärgerlich.

„Es ist ein furchtbares Concert" — sagte Humboldt — „das uns, wie es scheint, die wilden Thiere der Urwälder hier geben."

„A ha!" — meinte Sotto lachend — „das ist wohl das Orchester Don Ignacio's. Es hat wenigstens den Vorzug der Originalität."

„Aber das müssen ja Hunderte von Bestien sein!" — rief Bonpland.

„Ich kann nur diejenigen unterscheiden" — entgegnete Humboldt — „die sich einzeln hören lassen: die leisen Flötentöne der Sapajou's, die Seufzer der Alouatos, das Brüllen des Tigers und des Caguars*), das Geschrei des Bisamschweines, des Faulthieres, des Hocco, des Parraqua . . ."

---

*) Cuguar, der amerikanische Löwe ohne Mähne.

„Ja wohl!“ — sagte Bonpland — „und diesem prächtigen Unisono gesellt sich das verdammte anhaltende schrille Pfeifen der Affen, die sich beim Brüllen der Tiger davon machen.“*)

„Es ist das Gräßlichste, was ich noch jemals gehört habe!“ — setzte Humboldt hinzu — „und ich hoffte hier bei meiner Müdigkeit und der Stille der Wälder so gut zu schlafen.“

„Massa!“ — rief jetzt der Mulatte aus seiner tiefer unten befestigten Hängematte hervor — „das hier alle Nacht so sein!“

„Recht angenehm!“ — sagte Sotto lachend — „die Damen Don Ignacio's müssen eben nicht an allzu zarten Gehörnerven leiden, wenn sie dabei schlafen können“.

Die Müdigkeit siegte bei den drei Freunden indessen doch endlich und sie entschliefen.

Aber es war, als ob sich heute ein böser Geist gegen sie verschworen hätte. Kaum hatten sie einige Stunden geschlafen, als sich ein furchtbarer Sturmwind erhob: die tausendjährigen Bäume krachten und ihre Wipfel bogen sich wie Rohre, Blitze zuckten an dem dunklen Horizonte hin, der Donner rollte und der Regen goß plötzlich so heftig und in solchen Strömen herab, daß

---

*) Thatsache. „Voyage etc.“ II. p. 221. „Reise“ u. s. w. V. Lief. S. 35.

Humboldt, Bonpland und Sotto in wenigen Augenblicken bis auf die Haut durchnäßt waren.

„Verfluchte Geschichte!“ — rief Bonpland ärgerlich. — „Hätte uns der Satan von Spanier bei unserer Pirogue gelassen, so hätten wir uns doch besser schützen können.“

„Schimpfen Sie mir nur nicht über Ignacio und seine Familie!“ — sagte hier Don Sotto — „wir sind die Narren und er und seine Damen sind die Gescheidten.“

„Wie so?“ — frug Bonpland.

„Nun!“ — meinte Don Sotto — „unsere Kleider sind jetzt durch und durch naß; über dies Mißgeschick brauchen aber weder der Sennor noch die Sennora's zu klagen!“

Humboldt und Bonpland mußten trotz ihrer unbehaglichen Lage lachen, als plötzlich der Mulatte wie toll und rasend zu schreien anfing:

Massa! Massa!“ — schrie er, als ob er am Spieße stecke, — „Hülfe thun! Hülfe thun! . . . . . Ha! ha! . . . . . O weh! . . . . . Au! au! . . . . .“

„Was zum Henker!“ — rief Bonpland aus seiner Matte hinab. — „Bist du toll, Junge! Was hast du denn!“

„Hülfe thun! Hülfe thun!“ — schrie der Mulatte wieder. — „Ho! ho! . . . . . au! . . . . . Mulatt ver-

loren sein! . . . . . au! . . . . . wild Thier Mulatt zerreißen . . . . .!"

Humboldt, Bonpland und Sotto richteten sich bei diesen Worten rasch auf, arbeiteten sich aus ihren Hängematten und eilten mit Messern bewaffnet dem Unglücklichen zu Hülfe; Büchsen und Pulver konnten sie nicht gebrauchen, da beide naß geworden waren.

Der Mulatte schrie noch immer. Die Bestie — es konnte kaum etwas anderes als ein Jaguar sein — mußte den Armen jämmerlich zurichten.

Aber wie sollten die Freunde nun das Thier bei der Dunkelheit erkennen und fassen. Nur so viel gewahrten sie, daß der Mulatte wüthend mit ihm rang. Auch Don Ignacio und Donna Isabella waren, von dem Hülferuf geweckt, herbeigeeilt. Der Bogen des Spaniers war schon gespannt, als ein gewaltiger Blitz die Scene beleuchtete.

Mit dem Momente aber erschallte auch ein lautes tolles Lachen aus dem Munde aller Umstehenden.

Nicht ein Tiger war es, mit dem der Mulatte auf Tod und Leben rang, sondern . . . . . . Donna Isabella's Lieblingskatze. Sie hatte, wie gewöhnlich, die Nacht auf dem Tamarindenbaume zugebracht. Da aber der Sturm den Baum so furchtbar geschüttelt, war sie herunter und unglücklicherweise in die Hängematte des Mulatten gefallen.

Der arme Teufel, von der Katze zerkratzt und aus dem tiefsten Schlafe aufgeschreckt, hatte geglaubt, ein wildes Thier aus dem Walde habe ihn angefallen. Trotz Schlaflosigkeit, Ungewitter und Durchnäßtsein setzte dieser komische Vorfall Alle in gute Laune; zumal die Wunden des treuen Dieners nicht gefährlich waren. Ihn — der sonst mit Recht für einen beherzten, ja verwegenen Tigerjäger galt — hatte nur der Schreck, der ihn so plötzlich aus dem Schlafe geweckt, übermannt.

Auch das Gewitter zog jetzt vorüber und ein heiterer Morgen folgte der verhängnißvollen Nacht.

Humboldt und seine Freunde nahmen so bald als möglich von Don Ignacio und seinen Damen Abschied. Ihre Toilette war dieselbe wie gestern; denn sie trugen auch heute nur .... die unvermeidlichen Mocassins.

Dennoch nahm sich Sennora Donna Isabella — ihre Lieblingskatze unter dem Arme — ganz stattlich aus, als sie, nebst Sennora Donna Manuela, den Gästen mit einer gewissen Feierlichkeit ihren Abschiedsknix machte. Freilich trug sie dabei die Schuld, daß sich Don Sotto die Lippen blutig biß.

Sennor Don Ignacio aber begleitete seine Gäste bis an das Ufer des Apure. Der Mann wußte, was schicklich war. Als Humboldt und die Seinen in die Pirogue stiegen, sagte er:

„Meine Herren, Sie können sich immer Glück wünschen, daß Sie diese Nacht nicht am Ufer geschlafen, sondern auf meinem Gute zugebracht haben, entre gente blanca y de trato!“*)

*) „Unter Weißen und Leute von Stande!“ Die ganze Erzählung ist Thatsache. A. a. O.

Auf dem Orinoco.

Sechs Tage waren seit der Abfahrt von San Fernando verstrichen, als die Pirogue der Reisenden an der Mündung des Apure in den Orinoco ankam.

So war der gewaltige Fluß denn erreicht, der schon so lange das Ziel der Sehnsucht für Humboldt und Bonpland bildete. Und mit welcher imponirenden Größe empfing er sie!

So weit das Auge reichte, dehnte sich eine ungeheuere Wasserfläche, einem See gleich, vor ihnen aus Ein ehrfurchtvoller Schauer überlief sie schon bei dem ersten Blick. Es ist ja gerade ein charakteristisches Gepräge von Einsamkeit und Großartigkeit, was den Lauf des Orinoco kennzeichnet, eines der gewaltigsten Ströme der neuen Welt, der hier 11,500 Fuß breit war; in der Regenzeit aber, wenn die Berge Curiquima und Poco-

pocori zu Inseln werden, eine Ausdehnung von 33,000 Fuß einnimmt.

Der Strom war in der That so breit, daß die Berge von Encaramanda aus dem Wasser emporzusteigen schienen, wie wenn man sie über dem Meereshorizonte sähe.

Im Hafen von Encarmanda trafen Humboldt und seine Freunde zum erstenmale auf freie Caraiben von Panapana.

Es war ein Häuptling, ein Apota der in seiner Pirogue zum berühmten Schildkrötenfang den Fluß hinaufging. Er saß in seinem Schiffe unter einer Art Zelt, das, gleich dem Segel, aus Palmblättern bestand. Sein kalter einsylbiger Ernst, die Ehrerbietung, die die Seinigen ihm bezeugten, Alles bewies, daß man einen gefürchteten Häuptling, einen Herrn über Leben und Tod vor sich habe. Er trug sich übrigens ganz wie seine Indianer; alle hätten Don Ignacio Ehre gemacht, denn sie waren, wie er, völlig nackt, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet und unterschieden sich von dem edlen Spanier nur dadurch, daß sie sich mit Onoto, dem Farbstoff des Rocou, bemalt hatten. Häuptling, Dienerschaft, Geräthe, Fahrzeug, Segel, Alles war bei ihnen roth angestrichen. Dabei waren es Menschen von fast athletischem Wuchs; höher gewachsen, als alle Indianer, die Humboldt und Bonpland bisher gesehen. Ihre glatten, dichten, auf der Stirne verschnittenen Haare, ihre schwarz

gefärbten Augenbrauen, ihr finsterer und doch lebhafter Blick, gaben ihrem Gesichtsausdruck etwas ungemein Hartes. Die sehr großen, aber ekelhaft schmutzigen Weiber trugen ihre kleinen Kinder auf dem Rücken.*)

Aber „den berühmten Schildkrötenfang" wollten ja Humboldt und seine Gefährten auch sehen. Sie begaben sich daher ebenfalls zu der „Boca de la Tortuga," **) wohin sie ein frischer Nordostwind mit vollen Segeln brachte.

Die Insel ist berühmt und hat ihren Namen wegen des Schildkrötenfanges, oder wie man dort sagt, wegen der Cosecha, der Eierernte, die jährlich hier gehalten wird.

Die Reisenden fanden hier viele Indianer beisammen. Sie hatten sich, an dreihundert Köpfe stark, unter Hütten aus Palmblättern gelagert. Da Humboldt und seine Freunde seit San Fernando am Apure nur an öde Gestade gewöhnt waren, so fiel ihnen das Leben, das hier herrschte, ungemein auf. Außer den Guamos und Otomacos aus Uruana, die beide für wilde, unbezähmbare Stämme gelten, waren noch Caraiben und andere Indianer vom unteren Orinoco zugegen. Jeder Stamm lagerte für sich und unterschied sich durch die Farbe, mit der die Haut bemalt war.

---

*) „Voyage aux régions équinoxiales etc." II. p. 235. „Reise" u. s. w. V. Lief. S. 56.

**) Schildkröteninsel. „Voyage etc." II. p. 241.

Auch einige Weiße, namentlich „Pulperos" oder Krämer aus Angostura, fanden sie in diesem lärmenden Haufen. Sie waren dem Fluß heraufgekommen, um von den Eingeborenen Schildkröteneieröl zu kaufen. Es ging hier zu, wie in Europa auf den Messen von Frankfurt und Beaucaire!

Die Zeit, wo die große, oft einen halben Centner schwere, Arrau- (sprich: Arra-u) Schildkröte ihre Eier legt, fällt mit dem niedrigsten Wasserstande zusammen. Da der Orinoco von der Frühlings- Tag- und Nachtgleiche an zu steigen anfängt, so liegen von Anfang Januar bis zum 20. oder 25. März die tiefsten Uferstrecken trocken. Die Arrau-Schildkröten sammelen sich daher im Januar in großen Schwärmen an den Ufern der Inseln Cucurupan, Uruana und Pararuma, recken den Hals und halten den Kopf über dem Wasser, ausschauend, ob nichts von Tigern oder Menschen zu fürchten sei.

Die Indianer, denen viel daran liegt, daß die Schwärme auch beisammen bleiben und daß die Schildkröten in Ruhe ihre Eier legen, stellen alsdann längs des Ufers Wachen auf. Auch den Fahrzeugen wird bedeutet, sich mitten im Strome zu halten und die Thiere nicht durch Geschrei zu verscheuchen.

Nach Sonnenuntergang beginnt nun das Legen der Eier, die größer als Taubeneier sind. Die Schildkröte gräbt dabei mit ihren Hinterfüßen, die sehr lange sind

und krumme Klauen haben, ein drei Fuß weites und zwei Fuß tiefes Loch. Aber der Thiere, welche in der Nacht am Ufer graben, sind so unermeßlich viele, daß manche der Tag überrascht, ehe sie mit dem Legen ferig werden konnten. Da treibt sie der doppelte Drang, ihre Eier los zu werden und die gegrabenen Löcher zuzudecken, damit der Tiger sie nicht sehen möge. Sie achten alsdann auf keine Gefahr, die sie selbst treffen könnte und arbeiten so emsig und so offen fort, daß diese verspäteten Eier-Leger von den Indianern „närrische Schildkröten" genannt werden, zumal sie bei dem Geschäfte dermaßen in Eifer gerathen, daß sie sich leicht mit den Händen fangen lassen.

Das Lager der Indianer war eben aufgeschlagen, als Humboldt mit den Freunden an der Insel landete.

Es waren nicht die freundlichsten Gesichter, die sie hier begrüßten, doch war bald ein gutes Einverständniß hergestellt, als Humboldt dem Missionär von Uruana, der das ganze Geschäft leitete, ein Empfehlungsschreiben von dem Guardian der Franciskaner-Missionen vorzeigte, aus dem der Missionär ersah, daß die Reisenden keine anderen Absichten hegten, als ihr Wissen zu bereichern.

So nahm denn die berühmte Schildkröten-Eierernte ihren üblichen Verlauf.

Zuerst ernannte der Missionär seinen Stellvertreter oder Commissär. Als dies geschehen war, begab sich der Commissionado del Padre daran, den Landstrich wo die

Eier lagen, nach der Zahl der anwesenden Indianerstämme, in Loose zu zerlegen.

Es waren dies nämlich lauter sogenannte „Indianer aus den Missionen", aber so nackt und versunken, wie die „Indianer aus den Wäldern"; man nannte sie reducidos und neofitos, weil sie hie und da einmal zur Kirche kommen, wenn man die Glocke zieht, und . . . . . weil sie gelernt haben . . . . . bei der Wandlung, von der sie übrigens im Entferntesten nicht wissen, was sie bedeuten soll, niederzuknieen!

Sonst hatten sie auch nicht die leiseste Idee vom Christenthum mehr, als die Schildkröten selbst, auf deren Eier sie hier so begierig wie Tiger lauerten.

Der Commissionado del Padre begann nun das eigentliche Geschäft damit, daß er den Boden sondirte. Er untersuchte nämlich mit einem Bambusrohr, wie weit die „Eierschichte" reichte. Sie erstreckte sich bis zu 120 Fuß vom Ufer und war im Durchschnitt 3 Fuß tief. Hierauf wurden die Loose abgesteckt, und nun fielen die Indianer über ihre Theile her und gruben die Eier mit ihren Händen aus. Kleine Körbe, Mappiri genannt, nahmen sie auf. Die Eier wurden nun in das Lager getragen und hier in große mit Wasser gefüllte hölzerne Tröge geworfen.

Sobald ein solcher Trog gefüllt, traten jedesmal Weiber heran und zerdrücken die Eier, rührten die Masse

um und setzten sie alsdann so lange der Sonne aus, bis das Eigelb (der öligte Theil), das oben aufschwimmt, dick geworden ist. Gekocht war dann das „Schildkröten-Eieröl“ — Manteca de tortugas — fertig.

Aber mit welcher Großartigkeit tritt auch hier wieder die Natur auf: man hat berechnet, daß die ganze Ernte an 33 Millionen Eier ergibt, zu welchen 330,000 weibliche Arrau-Schildkröten gehören!

Die Zahl der Schildkröten, welche jährlich an den Ufern des unteren Orinoco's ihre Eier legen, beträgt aber wohl nahe zu eine Million!

Noch oft sprachen Humboldt, Bonpland nnd Sotto bei ihrer Weiterreise auf dem Orinoco, der fortwährend des Interessanten und Neuen in Masse darbot, über diese Schildkröten-Eierernte. Humboldt selbst untersuchte, zeichnete und beschrieb die Arrau- und andere hier vorkommenden Schildkröten auf das Genauste. Auch die wissenschaftliche Untersuchung der Fische des Orinoco's beschäftigte sie viel. Vor allen Dingen aber galt es, den Lauf dieses mächtigen Stromes, der bis dahin noch nicht bestimmt war, geographisch genau festzustellen. Alle Arten von Messungen und Beobachtungen wurden dabei von Humboldt vorgenommen, während Bonpland für das Anwachsen ihrer Pflanzensammlung redlich sorgte. Weitere Beobachtungen galten auch hier wieder der Meteorologie, der Lufttemperatur, den Erscheinun-

gen der Elektricität und der Magnetnadel, der Intensität der magnetischen Kraft; ferner beschäftigte die Reisenden fortwährend die Vermessung der Ufer des Stromes, so wie die geologische Untersuchung derselben.

Nichts, was für die Naturwissenschaften Interesse hatte, entging ja dem Scharfblicke Humboldt's und seinem immer regen, forschenden Geiste. Pflanzen-, Thier- und Mineralreich hatte er jeden Moment im Auge; ebenso die gewaltigen Einflüsse, welche in den früheren und frühesten Zeiten Vulkane und Wasser auf die Gestaltung der Länder übten, die er durchreiste. Wie wenig sich aber Humboldt auf oberflächliche Beobachtungen beschränkte, geht daraus hervor, daß er eine ganze Menagerie lebender Thiere mit sich führte, da er nur auf diese Weise ihre Eigenthümlichkeiten und Lebensverrichtungen genau studieren konnte.

Nur eines war dabei sehr lästig: Man mußte auf dem Orinoco ein anderes Fahrzeug nehmen, und die oberen Fälle und Stromschwellen passiren zu können, und dies neue Fahrzeug war sehr eng und unbequem. Es war, wie alle indianischen Canoes, ein mit Axt und Feuer ausgehöhlter Baumstamm, 40 Fuß lang und 3 breit. Drei Personen konnten nicht neben einander darin sitzen. Diese Piroguen sind so beweglich, sie erfordern, weil sie so wenig Widerstand leisten, eine so gleichmäßige Vertheilung der Last, daß man, wenn man einen

Augenblick aufstehen will, den Ruderern (bogas) zurufen muß, sich auf die entgegengesetzte Seite zu lehnen; ohne diese Vorsicht liefe das Wasser nothwendig über den geneigten Bord. Man macht sich nur schwer einen Begriff davon, wie übel man auf einem solchen elenden Fahrzeug daran ist. Um an Breite zu gewinnen, hatte man auf dem Hintertheil des Fahrzeuges aus Baumzweigen eine Art Gitter angebracht, das auf beiden Seiten über den Bord hinausreichte. Leider war das Blätterdach (el toldo) darüber so niedrig, daß man gebückt sitzen oder ausgestreckt liegen mußte, so daß man nichts sah. Da man die Piroguen durch die Stromschwellen, ja von einem Fluß zum andern oft schleppen muß, und weil man dem Winde zu viel Fläche böte, wenn man den Toldo höher machte, so kann auf den kleinen Fahrzeugen, die zum Rio Negro hinauf gehen, die Sache nicht anders eingerichtet werden. Das Dach war für vier Personen bestimmt, die auf dem Verdeck oder dem Gitter aus Baumzweigen lagen; aber die Beine reichten weit über das Gitter hinaus, und wenn es regnete, ward man zum halben Leib durchnäßt. Dabei lag man auf Ochsenhäuten oder Tigerfellen und die Baumzweige darunter drückten durch die dünne Decke gewaltig. Das Vordertheil des Fahrzeugs nahmen außerdem die indianischen Ruderer ein, die 3 Fuß lange, löffelförmige Pagaies führten. Sie waren ganz nackt, saßen paarweise und ruderten im Takt, den sie merkwürdig genau ein-

hielten. Ihr Gesang war dabei trübselig und eintönig. Die kleinen Käfige mit den Vögeln und Affen, deren immer mehr wurden, je weiter die Reisenden kamen, waren theils am Toldo, theils am Vordertheil aufgehängt. Sie bildeten die Reisemenagerie. Wenn man alsdann das Nachtlager aufschlug, befanden sich die Menagerie und die Instrumente immer in der Mitte; ringsum kamen die Hängematten der Freunde, dann die der Indianer, und am äußersten die Feuer, die man für unentbehrlich hielt, um die Tiger ferne zu halten.

Es ist nun natürlich, daß auf der überfüllten, keine drei Fuß breiten Pirogue für die getrockneten Pflanzen, die Koffer, einen Sextanten, den Inclinationscompas und die meteorologischen Instrumente kein Platz als der Raum unter dem Gitter aus Zweigen übrigblieb, auf dem auch Humboldt, Bonpland und Sotto den größten Theil des Tags ausgestreckt liegen mußten. Wollte man irgend etwas aus dem Koffer holen oder ein Instrument gebrauchen, mußte man an das Ufer fahren und aussteigen. Zu diesen Unbequemlichkeiten kam dann aber noch vor allen Dingen die Plage der Moskito's die unter dem niedrigen Dache in Schaaren hausten, und die Hitze, welche die Palmblätter ausstrahlten, deren obere Fläche beständig der Sonnengluth ausgesetzt war. Jeden Augenblick suchten die Reisenden sich ihre peinliche Lage erträglicher zu machen, und immer vergeblich. Während der eine sich unter ein Tuch steckte, um sich vor

den Insekten zu schützen, verlangte der andere, man solle grünes Holz unter dem Toldo anzünden, um die Mosquito's durch den Rauch zu vertreiben. Wegen des Brennens der Augen und der Steigerung der ohnehin erstickenden Hitze war aber das eine Mittel so wenig für die Dauer anwendbar als das andere. Aber mit einem muntern Geiste, bei gegenseitiger Herzlichkeit, bei offenem Sinn und Auge für die großartige Natur dieser weiten Stromthäler fiel es den Reisenden dennoch nicht schwer, die größten Beschwerden zu ertragen.

Und war es denn nicht auch ein wahres Wunderland, das sie jetzt bereisten? und war dessen Erforschung denn nicht der muthigen Besiegung all dieser Plagen und Müheseligkeiten werth? Es handelte sich ja nicht nur von Naturwundern, ... nein! diese Länder am oberen Orinoco, erschienen ja auch — da sie noch völlig unbekannt waren — so recht eigentlich als der classische Boden der neuen Welt für Sagen und Mährchen.

Hierher versetzten ernste Missionäre die Völker, die ein Auge auf der Stirne, einen Hundskopf oder den Mund unter dem Magen haben; hier fanden sie Alles wieder, was die Alten von den Garamanten, den Arimaspen und den Hyperboräern erzählen. Man würde aber den schlichten, zuweilen ein wenig rohen Missionären unrecht thun, wenn man glaubte, sie selbst hätten diese übertriebenen Mähren erfunden; sie haben sie vielmehr größten-

theils den Indianergeschichten entnommen. In den Missionen erzählt man gern, wie zur See, wie im Orient, wie überall, wo man sich langweilt. Ein Missionär ist schon nach Standesgebühr nicht zum Scepticismus geneigt, er prägt sich ein, was ihm die Eingeborenen so oft vorgesagt, und kommt er nach Europa, in die civilisirte Welt zurück, so findet er eine Entschädigung für seine Beschwerden in der Lust, durch die Erzählung von Dingen, die er als Thatsachen aufgenommen, durch lebendige Schilderung des im Raum so weit Entrückten, die Leute in Verwunderung zu setzen. Ja, diese cuentos de viageros y frailes werden immer unwahrscheinlicher, je weiter man von den Wäldern am Orinoco weg, den Küsten zukommt, wo die Weißen wohnen. Läßt man in Cumana, Nueva-Barcelona und in andern Seehäfen, die starken Verkehr mit den Missionen haben, einigen Unglauben merken, so schließt man einem den Mund mit den wenigen Worten: „Die Patres haben es gesehen, aber weit über den großen Katarakten: mas ariba de los Randales.“

Auch ungeheuere Schlangen und Tiger, ja ganz fabelhafte Thiere sollten hier wohnen und mehr noch wilde grausame Indianerstämme, von welchen man sich das Entsetzlichste erzählte!

Auch jetzt gaben diese Sagen und Mährchen wieder, wie schon so oft, den Stoff zu einer munteren Unterhaltung zwischen Humboldt und den Freunden ab.

„Und es ist doch so!" — sagte eben jetzt der Missions-Indianer, der am Steuer saß — „wenn Ihr es auch nicht glauben wollt. Sobald wir wieder die Sonne aufgehen sehen, sind wir im Lande der Payahoquas und dann können wir unsere Haut hüten."

„Sind denn diese Payahoquas so furchtbar?" — frug Don Sotto, welchen die Mährchen der Indianer am meisten erfreuten.

„Es sind Männer von riesiger Größe und so stark, daß sie den stärksten Tiger mit einem Druck der Hand vernichten. Ihre vergifteten Pfeile tödten Alles, was sie treffen, und ihre liebste Nahrung sind ihre erschlagene Feinde."

„Und von wem wißt Ihr diese Geschichten?" — frug Humboldt.

„Von Pater Romano!"

„War denn der Pater Romano bei den Payahoquas?"

„Gewiß!"

„Und haben sie den Pater nicht verzehrt."

„Er wäre dann wohl nicht wieder gekommen, um uns von denselben Nachricht zu bringen."

Die Freunde lachten über die treffende Antwort des Indianers.

Der Wind blies in diesem Augenblicke frisch und in Stößen. Die kleine, gebrechliche Pirogue schwankte.

„Habt Achtung!" — rief Bonpland dem Steuermann zu — „der Wind stößt gewaltig; die Nußschale,

in der wir fahren, ist leicht umgeworfen und dann fressen uns die Krokodile, was ebenso schlimm ist, als von den Payahoquas verzehrt zu werden."

Der Steuermann warf dem Sprecher einen stolzen Blick zu, dann sagte er ernst:

„Der weiße Mann hat nichts zu fürchten, so lang eine dunkle Haut die Pirogue führt."

„Desto besser!" — rief Bonpland begütigend. — „Es zweifelt Niemand an Eurer Geschicklichkeit; aber dem Besten kann in solchem Fahrzeuge ein Unglück zustoßen. Kommen wir indeß wieder auf die Payahoquas zu sprechen: es sind also in der That Menschenfresser?"

„Das „große Krokodil" — ihr Häuptling — mästet immer eine seiner Frauen, die er, wenn sie recht fett geworden ist, schlachtet und verzehrt."

„Und bei dieser Mahlzeit helfen ihm wohl die übrigen Weiber?" — frug Don Sotto.

„So ist es!"

„Schrecklich, wenn es wahr sein sollte!" — rief der junge Mann.

„So viel ist gewiß wahr!" — sagte jetzt Humboldt ernst — „daß wir in Gefahr schweben, umgeworfen zu werden. Das elende Ding von einem Boot wird den Windstößen, die sich erhoben, nicht lange widerstehen."

„Und der Orinoco ist hier an 18,000 Fuß breit und tief wie das Meer!" — bemerkte Sotto.

„Würden wir nicht besser thun, wenn wir auf kurze Zeit landeten?“ — frug Humboldt den Steuermann.

Dieser aber schwieg stolz und finster einige Minuten, dann sagte er:

„Die dunkle Haut wird den klugen weißen Männern zeigen, wie man eine Pirogue führt.“

„Und was wollt ihr thun?“

„Mich dicht am Winde halten und mit Einem Schlage mitten im Strome sein.“

Und der Mann erhob sich; aber eben, als er seine Geschicklichkeit und die Kühnheit seines Manövers zeigen wollte, fuhr der Wind doppelt heftig in das Segel. Das Boot schwankte, der Bord kam unter Wasser, ein allgemeiner Schrei ertönte und die Wellen stürzten sich mit solcher Gewalt herein, daß Alle schon im gleichen Momente bis an die Kniee im Wasser standen. Im nächsten Augenblicke schwammen die Bücher, Papiere und getrockneten Pflanzen umher.

„Wir sind verloren!“ — rief Sotto bleich wie der Tod.

Die indianischen Ruderer stießen ein Geheul aus; der Steuermann, der durch den Stoß in den Strom gestürzt war, kämpfte mit den Wellen. Auch Humboldt, der sich mühsam an einem Tische festhielt, und sein Tagebuch, das er kaum gerettet, sorgsam mit der einen Hand an seine Brust drückte, war bleich geworden.

Die Windstöße verdoppelten sich; die Pirogue, die jetzt wirklich wie eine Nußschale auf den unermeßlichen Wassern dahintrieb und durch das gewaltsam aufgeblasene Segel wie ein Pfeil fortgerissen wurde, war augenscheinlich in wenigen Minuten verloren. Nur mit den Windstößen hob sich noch von Zeit zu Zeit der schon unterm Wasser stehende Bord.

„Es ist aus!" — sagte Sotto und seine bleichen Lippen lispelten den Namen „Arabella!"

Humboldt schwieg: der Tod stand vor seinen Augen und mit ihm der furchtbare, der traurige Gedanke: „So war Alles umsonst!"

Nur Bonpland hatte diesmal seine ganze vollständige Ruhe und Kaltblütigkeit behalten. Ein Blick über die Wasser nach dem Ufer hin gab ihm Hoffnung:

„Retten wir uns durch Schwimmen!" — sagte er entschieden.

„Nie!" — rief Sotto, — „denken Sie an die Krokodile?"

„Es läßt sich im Momente keines blicken!"

„Die Tiefe birgt sie!"

„Wir müssen es versuchen; es ist die letzte Hoffnung auf Rettung! . . . . . . Freunde! wenn wir uns nicht wieder sehen, ... so lebt wohl! . . . . . und nun . . . . . folgt mir!"

Und Bonpland wollte sich eben todesmuthig in den Orinoco stürzen, als ein neuer Windstoß der Pirogue

einen solchen Ruck gab, daß der junge Franzose rücklings in dieselbe zurückstürzte.

Aber . . . . . welch' ein Glück! das Tauwerk des Segels war mit diesem Stoß gerissen; das Segel flatterte frei, der Sturm konnte sich nicht mehr in ihm fangen, und somit auch das Canoe nicht mehr wie mit Gedankenschnelle forttreiben. Derselbe ungestüme Wind, der das Boot auf die Seite geworfen, richtete es jetzt wieder auf.*)

„Ausschöpfen! ausschöpfen!" — rief in diesem Momente der Steuermann, der sich auch wieder in die Pirogue gearbeitet hatte, und alle darin Befindlichen machten sich daran, mit den Früchten der Crescentia Cujete das Wasser aus dem Boot zu schöpfen. Aber der Wind schien sich auch mit diesem letzten, gewaltigsten Stoße ausgetobt zu haben; er legte sich, und Humboldt und seine Freunde sahen sich wie durch ein Wunder gerettet!**)

Eine ernste, gehobene, fast feierliche Stimmung folgte diesem Ereigniß.

Mit Einbruch der Dunkelheit schlugen sie ihr Nachtlager auf einer kahlen Insel mitten im Strome auf. Bei herrlichem Mondschein, auf großen Schildkrötenpanzern sitzend, die am Ufer lagen, nahmen sie ihr Abendessen ein.

---

*) „Voyage" etc. II. p. 251. „Reise" V. Lief. 78.

**) Humboldt's eigener Ausspruch.

Wie herzlich freuten sie sich, daß sie alle beisammen, daß sie einem fast gewissen Tode entgangen waren!

Sie stellten sich vor, wie es wohl demjenigen von ihnen ergangen wäre, der sich vielleicht bei dem Schiffbruche allein gerettet hätte: wie derselbe am öden Ufer auf und abgeirrt, wie er jeden Augenblick an ein Wasser gekommen wäre, das in den Orinoco läuft und durch das er, wegen der vielen Krokodile und der blutgierigen Caraibenfische, nur mit Lebensgefahr hätte schwimmen können. Und dieser Eine, mit welchem Schmerz, mit welcher Angst, hätte er dann an die Freunde gedacht, nicht wissend, was aus seinen Unglücksgefährten geworden sei, und mehr bekümmert um ihr Loos, als um das seine!

Gerne überließen sie sich solchen ernsten Vorstellungen, weil nach der überstandenen großen Gefahr ihre Seelen unwillkürlich nach starken Eindrücken fort verlangten.

Jeder von ihnen war innerlich mit dem beschäftigt, was sich eben vor seinen Augen zugetragen. Es war ja der Tod gewesen, der sie schon mit seiner kalten Hand gefaßt hatte. Selbst ein leises Bangen durchzuckte sie manchmal.

Es gibt Momente im Leben, wo den Menschen — ohne daß er gerade verzagt — doch vor der Zukunft banger ist, als sonst!

Humboldt und seine Freunde befuhren den Orinoco

erst seit so kurzer Zeit, und — — — vor ihnen lag noch eine fast dreimonatliche Fahrt auf Flüssen voll Klippen, in Fahrzeugen, noch kleiner als das, mit dem sie beinahe zu Grunde gegangen wären!

Und während sie so sannen und dachten, ... schwammen die Jaguar's durch den Strom . . . . und umstrichen ihre Ruhestätte.

Eine Nacht des Entsetzens.

Diamante, die große und reiche Zuckerpflanzung des Don Francisco Sanchez, lag in tiefer Ruhe. Der Mond, der sich zum Untergehen neigte, obwohl es noch frühe in der Nacht war, schien sich von dieser herrlichen Besitzung fast nicht trennen zu können, so langsam sank er den fernen, dicht bewaldeten Bergen zu. Sein Licht küßte jetzt, wie zum Abschiede, noch einmal das unter Orangen- und Granatbäumen halb versteckte Herrenhaus, während es mit den weiten und großartigen Parkanlagen zu liebäugeln schien.

Der Himmel war tiefdunkelblau, die Luft elastisch! Die Sterne zitterten und flimmerten wie Myriaden Diamanten, ein Schillern von sich aussendend, das gleich elektrischen Funken in die Herzen der still und einsam

aufschauenden Menschen flog und ihr ganzes Wesen aufregte, zu neuem Hoffen und zu neuem Sehnen. Wunderbar schön spielten dabei die bis zu den Ufern des Apure vorspringenden Palmettos und Urwälder in dunkeln, in einander verschmelzenden Tinten. Die ungeheueren Chinabäume der Alleen hoben sich ab, wie Riesen; ihre Wipfel sahen wie gewaltige Kronen aus, die auf dem roth und blau und goldenen Kissen ruhten, welches die in einander schillernden Hecken von Orangen und Granat, von Paparol und Catalpas bildeten.

Und wie duftete es aus all den Blumen- und Blüthenkelchen; welche balsamische Gerüche trugen die leisen Lüftchen von den Ufern des Stromes herüber!

Alles war so beruhigt, so schmeichelnd, so bezaubernd, daß es alle Sinne fesseln, das Gemüth mit einer unaussprechlich süßen Ruhe erfüllen mußte.

Die Welt träumte hier einen Traum des Paradieses! . . . . . und . . . . . das fühlte auch Arabella del Toro mit, die, den Arm um den Nacken ihrer Freundin, Donna Julia Sanchez geschlungen, in diese Wunderwelt hinausschaute. Die Zauberpracht der tropischen Nacht hatte beide Mädchen unmerklich ebenfalls in einen halb träumerischen Zustand versetzt. Beide hielten sich umschlungen, beide standen jetzt schon geraume Zeit sprachlos auf dem Balkon des Herren-Hauses, der den oberen Theil des Hauptportales bildete und einen Blick über die ganzen Parkanlagen gewährte.

Endlich schien Arabella aus ihren Träumen zu erwachen: sie neigte sich wenigstens zu der Tochter des Hauses und drückte ihr einen heißen, glühenden Kuß auf die Stirne.

Donna Julia lächelte; dann frug sie mit einem Anfluge von Schalkhaftigkeit:

„Galt der Kuß mir?"

„Wem sonst?" — entgegnete die Marquise.

„Nun!" — fuhr die Freundin fort. — „Ich bin überzeugt, daß du während der ganzen Zeit an deinen Bräutigam, Don Sotto, gedacht hast, der jetzt wohl auf dem Orinoco, oder auf den dunkeln Wassern des Rio Negro schwimmt. Da loderte die stille Gluth der Liebe immer mächtiger in deinem Herzen auf, die Sehnsucht — gesteigert von dieser himmlischen Nacht — erwachte, du sah'st ihn im Geiste neben dir, und dein volles Herz . . . . ."

„O, wie du abscheulich bist!" — schmollte Arabella erröthend. — „Glaubst du wirklich, Julia, meine Liebe zu dir leide unter der Neigung für Don Sotto?"

„Ja!" — entgegnete Julia — „ich glaube es, weil es ganz natürlich ist. Ein Herz wie das Deine kann nicht getheilt lieben."

„Wie ungerecht!" — rief Arabella. — „Es ist zwar wahr: ich liebe Sotto mit einer Leidenschaft, von der ich bisher keinen Begriff hatte; aber glaube mir, meine

Liebe zu dir, zu meinem Bruder und Pater Acosta ist dadurch nicht geschmälert."

Julia lächelte: — „Aber sie ist doch wohl ganz anderer Natur?" — sagte sie dann.

„Sie ist ruhiger," — entgegnete Arabella — „aber gewiß nicht weniger innig."

„So vergib mir die kleine unschuldige Eifersucht!" — bat Donna Sanchez, die Freundin an sich ziehend, — „und laß sie dir einen Beweis sein, welchen Werth ich auf deine Freundschaft lege."

„Und daß ich einen gleichen Werth auf die deine setze, mag dir mein Hiersein beweisen."

„Allerdings!" — entgegnete seufzend Julia. — „Ich kann mir es denken, welche Ueberwindung es dich gekostet hat, deinen Bruder nach Diamante zu begleiten."

„Dich zu sehen" — rief, wie entschuldigend, Donna Arabella — „ist mir immer die größte Lust; aber ...."

„Nicht hier" — ergänzte Donna Julia — „nicht in Diamante ..... und nicht ..... in der Umgebung meines Vaters und meines Bruders! ....."

„Julia!" — .....

„Ich kann dir's nicht verüblen!" — sagte Donna Sanchez mit einem tiefen, schweren Seufzer und Thränen traten in ihre Augen. — „Diamante, — dies schöne, herrliche Diamante, das Gott wie ein Eden dahingelegt, ist ein Ort der Greuel und des Entsetzens ..... und

Diejenigen, die herzlos diese Greuel üben, sind ..... mein Vater ..... und mein Bruder!"

Und sie sank still weinend in Arabella's Arme. Die Freundin küßte sie sanft:

„Weine nicht!" — sagte sie dann — „es ist ja nicht Deine Schuld. Du weißt, wie wenige Pflanzer ein menschlich Herz für ihre Sklaven haben."

„Aber die Wenigsten sind doch so unerbittlich grausam. O! liebe, theuere Arabella!" — fuhr Julia hier fast leidenschaftlich fort. — „Du weißt nicht, du kannst dir es nicht denken, was ich schon alles gethan habe, um diese Herzen, die mir doch so nahe stehen, zu erweichen!"

„Ich glaube es dir!"

„Wie oft habe ich mich meinem Vater zu Füßen geworfen .... Wie viele Nächte habe ich auf den Knieen zugebracht, Gott bittend, das Herz der Meinen menschlicher zu stimmen! .... Wie oft habe ich meinen Bruder unter Thränen beschworen, die Rache Gottes nicht auf sein und unser aller Haupt herniederzuziehen .... umsonst! ..... mit Hohn und ..... mit Fußtritten ward ich von Vater und Bruder zurückgewiesen."

„Um so mehr darfst du für dich beruhigt sein."

„Und kann es mich gleichgültig lassen, was dein Bruder, was du, was die besseren Menschen überhaupt von uns denken?"

„Du kannst es nicht ändern, armes Kind!"

„Kann es mich gleichgültig lassen, wenn ich Tag vor Tag diesen Jammer ansehen muß?"

„Ich beklage dich unendlich."

„Kann es mich gleichgültig lassen, wenn ich an Gottes ewige Gerechtigkeit denke und sehen muß, wie die Flüche einer Menge Unglücklicher sich fort und fort über unseren Häuptern häufen?"

„Gott beschütze dich und bewahre die deinen davor, daß einmal eine Empörung unter euren Sklaven aufkomme!"

„Kann es mich gleichgültig lassen!" — rief jetzt in höchster Erregung Donna Julia — „daß ich kein Herz auf Erden mein nennen kann? O, Arabella, Arabella! es ist ein schreckliches, ein vernichtendes Gefühl, seine Eltern, seinen Bruder . . . verachten zu müssen!"

„Du bist ungerecht, Julia!" — sagte hier Donna Arabella mit sanftem Vorwurfe — „wenn du sagst: kein Herz auf Erden sei dein! Hast du nicht das meine?"

„Das ich schon morgen früh wieder verliere."

„Nein! Du verlierst es nicht. Wenn ich auch gekommen bin, Abschied von dir, meiner lieben, theueren Freundin, zu nehmen, so ist dies nur, wie alljährlich, für kurze Zeit. Wir gehen nach Varinas zurück, um künftiges Jahr zur selben Zeit wieder hier zu sein.

Mein Herz aber, liebe Julia, das bleibt dein und ist bei dir, auch wenn ich in der Hauptstadt bin."

„Versprich nicht zu viel!" — bat Julia mit traurig gesenktem Haupte. — „Ich heiße nicht Don Sotto."

„Schon wieder Eifersucht?"

„Nein! ich gönne dir dein Glück und freue mich über dasselbe. Ein Weib ist ohne die Liebe eines Mannes nichts; sein Leben ist die Liebe und nur durch sie und in ihr lebt es."

„Auch Dein Herz wird noch Gegenliebe finden."

„Nie!"

„O wie thöricht!"

„Ein edler Mann kann nie um die Tochter eines .... Don Sanchez werben, und einem Menschen, wie mein Bruder einer ist, ... dem folge ich nicht!"

„Liebe Julia!" — sagte Arabella hier bittend — „male dir doch die Zukunft nicht so gar schwarz und finster aus."

Aber in diesem Augenblick war es, als liefe ein Schauer durch Julia's Seele.

Mit dem Ausdruck des Entsetzens faßte sie mit der einen Hand die Hand der Freundin und deutete mit der anderen der Haupt-Allee hinunter, die die Parkanlagen mitten durchschnitt und in ihrer langen Flucht gerade vor ihnen lag.

„Was siehst du dort am Ende des Baumganges?" — frug sie dann in unheimlichem Tone.

„Die Hütten der Sklaven Deines Vaters."

„Und in der Mitte des Platzes?"

„Einen Baum."

„Nun denn!" — fuhr Julia geisterartig zu flüstern fort, indem sie ihren Mund an Arabella's Ohr legte:

An diesem Baume hat sich erst wieder vor kurzer Zeit ein Negersklave aus Verzweiflung erhängt, als sie ihn vorher halb zu Todte gepeitscht und die „Stocks" gegeben hatten, bis er in Convulsionen fiel."

„O laß doch diese traurigen Erinnerungen!" — sagte Arabella zusammenschauernd.

„Ich kann nicht!" — entgegnete die Freundin. — „Und heute nun gar nicht. Es liegt mit Bergeslast auf mir."

„Du wirst Dich krank machen; die Nacht wirkt ungünstig auf Dich. Laß uns zu Bette gehen!"

„Es endet doch nicht gut!" — murmelte Julia — „ich fühle es zu sicher und zu schwer!"

In diesem Augenblicke sank der Mond hinter die Berge. Die Mädchen traten von dem Balkon zurück. Sie hatten für diese Nacht ein und dasselbe Schlafzimmer, das sie nun aufsuchten. — —

In diesem Augenblicke bewegte sich an dem entferntesten Ende des Platzes, auf dem die Sklavenhütten standen, ein dunkler Gegenstand wie eine Schlange am Boden hin. Es war ein Caraibe, der, vorsichtig auf dem Bauche liegend, den Hütten zukroch. Er war nackt und

trug nur ein kleines Säckchen auf den Rücken gebunden. Ein langes scharfes und spitzes Messer hielt er fest in der Hand. Die Farbe seiner Haut und die des Bodens waren eines, seine Bewegungen aber so vorsichtig, daß sie auch nicht das geringste Geräusch verursachten.

Aber die dunkle Gestalt mußte hier wohl bekannt sein; langsam und sicher, ohne auch nur einen Augenblick zu schwanken, nahm sie ihren Weg gerade gegen jenen Baum zu, von welchem Donna Julia so eben noch gesprochen und an dem sich jüngst erst Cäsar erhängt hatte. Gespenstisch und riesenhaft streckte er seine Aeste aus; finster hob er in der jetzt finsteren Nacht den stolzen Wipfel über die kleinen Sklavenhütten, die so viele Seufzer, so viel Elend, so viel Verzweiflung bargen, als hätte auch ihn der grausame Eigenthümer dieser Pflanzung, als einen düsteren Wächter über die Elenden bestellt, die hier ihr Leben im Jammer hinschleiften.

Aber die dunkele Gestalt mußte wissen, daß es hier noch gefährlichere Wächter gab. An dem erwähnten Baume angelangt, lauschte sie vorsichtig nach allen Seiten hin.

Ringsum herrschte Todtenstille. Der Caraibe wußte warum: die furchtbaren Bluthunde gingen ja ihre Wache. Er selbst, — er, der hier lang genug als Sklave geseufzt, war ihnen ja kaum entgangen, als er in derselben Nacht die Flucht ergriffen, in der Cäsar an dem Aste, auf den er eben gestiegen, seinem Leben ein Ende gemacht!

„Bald kommen werden, Bluthunde!“ — dachte er jetzt leise vor sich hin. — „Gut Geruch haben von Indianer . . . auch gut Geschmack haben sollen . . . vor all Zeit.“

Und er zog den kleinen Sack, den er auf dem Rücken trug, herab, nahm etwas aus demselben und ließ es zur Erde fallen.

Es fiel mit einem leichten Schlage auf, im gleichen Augenblicke hörte man das dumpfe Knurren eines Hundes. —

Der Caraiben-Sklave regte sich nicht; sein scharfes Auge aber gewahrte, trotz der Dunkelheit, recht gut einen der großen Bluthunde, der sich, die furchtbare Schnauze gehoben, die Ohren gespitzt, die Zähne fletschend, dem Baume näherte, auf dem er saß.

Das Thier mußte die Witterung haben: es wußte irgendwo einen Indianer versteckt, und auch das „wo?“ schien ihm nicht mehr fremd, denn seine blutdürstigen Blicke richteten sich nach dem Baume; ja der Caraibe, obgleich hinter Laub versteckt, sah, wie ihn die Augen der Bestie suchten.

Es war ein kritischer Moment: schlug der Hund an, so war der Indianer verloren . . . und wohl auch das, was sich noch an sein finsteres Unternehmen knüpfte.

Aber wunderbar, der Hund verlor plötzlich seine drohende Stellung! Die Schnauze senkte sich schnuppernd

nach dem Boden, die Ruthe fing zu wedeln an und die Augen suchten einen Gegenstand an der Erde.

Noch zwei, dreimal blickte er zähnepläckend und knurrend empor; . . . aber immer siegte wieder ein anderer Trieb. Es war ein einladender Geruch, der seine Nase traf . . . es war der Geruch von Gürtelthierfleisch. — dem Leckerbissen, mit welchem die Bluthunde regalirt werden, wenn sie brav waren, da Geschmack und Geruch dieses Fleisches mit dem des Indianerfleisches ziemlich übereinstimmen soll.

Jetzt in der That hörte der Caraibe deutlich, wie die Bestie etwas mit Begierde fraß.

Die Augen der dunkelen Gestalt blitzten in wilder Freude auf, wie die eines Jaguars, der ein sorgloses Reh unter den Baum treten sieht, auf dem er nach Beute lauert.

Zwei Minuten später hörte man einen plumpen Fall. Der Hund hatte lautlos verendet. Das Fleisch war durch Curare vergiftet gewesen.

Der Caraibe lachte triumphirend auf: — „So es Massa gehen soll!“ — lispelte er, indem er von dem Baume herab glitt, — „Massa Teufel sein, alt und jung! . . . Massa armen Cäsar und armen Caraiben „Stocks“ geben lassen . . . Nigger feig sein . . . aufhängen . . . Indianer nicht feig sein . . . rächen wollen! . . . selbst Teufel sein wollen!“

Und die dunkele Gestalt legte sich wieder auf den Bauch und kroch weiter.

In einer halben Stunde lebte keiner der Bluthunde mehr. Die vier Bestien, die auf der Wache gingen, lagen hier und dort; aber der schlaue Wilde hatte auch an diejenigen gedacht, die der Aufseher noch in dem Stalle hielt, der an seine Wohnung stieß.

Nur eines war ihm hier mißlungen; wenn er auch das vergiftete Fleisch hineingebracht und die Hunde getödtet, er hatte nicht verhindern können, daß sie vorher angeschlagen. In Folge dessen trat der Aufseher, eine gespannte Büchse schußfertig in den Händen, eben zur Thüre seiner Wohnung heraus.

Wie der Blitz hatte sich der Caraibe in das Buschwerk verkrochen, das den Stall der Bluthunde auf der einen Seite deckte. Wollte der Aufseher den Stall öffnen, mußte er der dunkelen Gestalt ganz nahe kommen.

„Sonderbar!" — sagte jetzt der Aufseher — „die Hunde im Stall schlagen an und Nero, Tiber, Galba und Vitellio, die frei umhergehen, halten sich still! Es muß sich etwas in der Nähe des Stalles . . . gezeigt haben, vielleicht ein Jaguar, den der Hunger aus dem Walde treibt . . ."

Er prüfte noch einmal das Schloß seiner Büchse und ging dann vorsichtig nach dem Stalle zu.

Aber jetzt staunte er noch mehr, da sich in demselben gar nichts regte.

„Zum Henker!“ — sagte er — „sollte ich mich geirrt haben und Tiber hätte draußen angeschlagen? Er ist der wachsamste von allen. Aber warum regen sich denn die Bestien hier nicht? Die Kerle werden zu faul und verlieren Witterung und Muth. Es muß bald einmal wieder eine Negerhetze geben, sonst kommen sie aus der Uebung. Laß doch sehen . . .“

Und der Aufseher streckte die Hand nach der Thüre des Stalles.

In dem gleichen Augenblicke hörte man ein ganz kurzes Röcheln, ein dichter, dunkelrother Strahl spritzte wider die Stallthüre und eine Gestalt sank zu Boden.

Der Caraibe hatte dem Aufseher mit einem einzigen kräftigen Stich und Schnitt seines langen scharfen Messers die Gurgel durchschnitten.

Vorsichtig, aber mit einem Gleichmuth, als habe er eben ein Birkhuhn abgeschlachtet, nahm er die Büchse, brachte den Hahn in Ruhe und schlich davon.

Alles blieb nach Außen stille; aber von einer zur anderen Sklavenhütte fing es jetzt an, sich leise zu regen.

Erst war es nur die eine dunkele Gestalt, die lautlos in jede Hütte schlüpfte . . . bald aber mehrten sich die braunen und schwarzen Gestalten, und es war, als ob eine Masse dunkler Schatten aus der Erde aufstiegen. Wie Dämonen bewegten sie sich hin und her . . . jetzt sammelten sie sich auf einem Knäuel um den Caraiben

. . . . . jetzt stieben sie lautlos in vier Haufen auseinander.

Die alte Ruhe schien auf die Pflanzung zurückgekehrt . . . aber es lag etwas Schwüles, Niederdrückendes, Beängstigendes in dieser Stille.

Eine halbe Stunde verstrich, ohne daß sich etwas gezeigt hätte.

Mit einem Male sah man ganz in der Ferne ein Licht, dann noch eins . . . und jetzt vermochte ein scharfes Auge von dem Standpunkte des Caraiben aus, der regungslos an den Stamm des oft erwähnten Baumes lehnte, zu erkennen: daß diese Lichter kleine Feuer seien. Vom Herrenhause konnten sie nicht gesehen werden, da die Kronen der riesigen Chinabäume die Fernsicht nach jener Gegend deckten.

Der Caraibe nickte und eine düstere diabolische Freude leuchtete aus seinen Augen.

„Nigger gut machen!" — lispelte er vor sich hin — „all Rohrfelder niedermachen! . . . all verbrennen! . . . Aber Nigger doch dumm sein . . . Caraiben besser machen, gescheidter sein! . . . alt un jung Teufel suchen und selbst Teufel sein.

In diesem Momente kroch abermals eine Gestalt am Boden her.

„Bobby!" — rief leise der Caraibe.

„Bobby sein!" — war die Antwort und zwei

Minuten später stand ein zweiter Caraibensklave vor dem ersteren.

„Fertig sein?“ — frug dieser, ohne seine Lage gegen den Stamm aufzugeben.

„Fertig sein!“ — entgegnte Bobby.“

„Nigger all vier Cahujas*) masacrirt haben.“

„Nigger recht thun!“

„Zeno Führer sein — Hauptmann sein!“ — sagte triumphirend grinsend Bobby. — „Hieb nicht vergessen haben.“

„Aber Nigger doch dumm sein!“ — fuhr die dunkele, an den Stamm lehnende Gestalt fort.

„Warum Nigger dumm sein?“ — frug Bobby.“

„Weil Zeichen machen mit Feuer. Groß Meng Caraiben in Wald liegen ..... kommen, wenn Feuer sehen ..... auch Feuer machen ..... bei alt und jung Teufel Feuer machen ..... vor „Stocks“ und „Seekuhpeitsch“ Feuer machen.“

Und er deutete mit einem rachеglühenden Blicke nach der Gegend, in welcher das Herrenhaus lag.

Plötzlich ließ sich vom Walde her ein Geräusch hören. Es war wie der Hufschlag heransprengender Pferde.

„Hu!“ — riefen jauchzend die beiden Indianer, und kurze Zeit darauf flogen wohl vierzig bis fünfzig nackte Caraiben auf ihren völlig ungesattelten Pferden, die sie

*) Unteraufseher.

aber mit wunderbarer Geschicklichkeit durch die Schenkel regierten, daher. Sie waren mit Messern und langen Spiesen bewaffnet.

Der Caraibe, der bis dahin unter dem Baume gestanden, trat jetzt vor. Ein Wink von ihm und die Reiter sprangen von ihren Rossen und folgten ihm. In wenigen Minuten war das Zimmer des ermordeten Oberaufsehers von seinen Büchsen, Pistolen, Messern und anderen Waffen befreit. Auch Pulver und Blei fand man die Menge.

Als sich die Indianer — die mit Feuergewehren wohl umzugehen wußten, obgleich sie bei ihnen eine Seltenheit waren — bewaffnet hatten, traten sie wieder hinaus. Keiner sprach ein Wort; es mußte wohl schon alles verabredet sein; denn: wie einem und demselben Gedanken folgend, saßen sofort sämmtliche Reiter wieder zu Pferde ehe eine Minute verging — auch die beiden früheren Sklaven hatten sich, jeder zu einem Reiter aufgeschwungen — und nun flog die dunkele unheimliche Horde dem Herrenhause zu.

Wie Geister, wie Dämonen der Finsterniß, wie eine wilde spukhafte Jagd, schwirrte der Haufen dahin. Der Hufschlag der Pferde verhallte im Sande und nur das Schnaufen der Thiere gab davon Kunde, daß diese Erscheinung nicht in das Reich überirdischer Gebilde gehöre.

Plötzlich — an einem See, der nur wenige hundert Schritte von dem Herrenhause auf einer Grasflur lag —

hielt die wilde Jagd an. Abermals sprangen die Reiter von den Pferden, die sie sich selbst überließen und verschwanden in den Büschen oder in dem tiefsten Schatten der Alleen. Aber sie standen auch hier nicht stille, sondern bewegten sich sämmtlich leise und bedachtsam vorwärts, einen weiten Kreis um das Haus ziehend.

Alles war wieder still, laut- und regungslos. — —

„Was machst du, liebe Julia!" — frug in diesem Augenblicke Donna Arabella, die von einem leisen Geräusche erwacht war, die Freundin.

„Ich kann nicht schlafen!" — antwortete die Tochter des Hauses — „und habe mich deshalb wieder angekleidet. Bleibe du nur ruhig. Ich gehe auf den Balkon, Luft zu schöpfen. Es ist dies nichts Ungewöhnliches bei mir."

„So warte einen Augenblick!" — entgegnete Donna Arabella del Toro. — „Ich begleite dich!"

„Laß dich doch in deiner Ruhe nicht stören!" — sagte Julia.

„Die Luft wird mir auch besser thun, als der Schlaf. Die Hitze ist erdrückend!" — versetzte die Schwester des Gouverneurs, indem sie ebenfalls von ihrem Lager aufsprang und Anstalt machte, sich in ihre Kleider zu werfen. — „Es war vorhin so schön auf dem Balkon, daß ich gern dahin zurückkehre."

„Der Mond ist untergegangen."

„So scheinen die Sterne!" — rief Arabella heiter. —

„Seit ich Sotto liebe, und er sich mit Herrn von Humboldt auf der Reise befindet, mag ich sie doppelt gern!“

„Wie so?“

„Sind sie doch seine treuen Begleiter und Wächter. Wer weiß, wo und unter welchen Gefahren der Arme jetzt im Freien übernachtet und voll Liebe und Sehnsucht zu ihnen aufblickt. So sind sie freundliche Vermittler zwischen ihm und mir; denn der Lichtstrahl, den sie aus seinem Auge auffsaugen, er kehrt durch sie in mein Auge zurück.“

„Schwärmerin!“ — sagte trüb lächelnd Donna Julia. — „Wer doch so glücklich wäre wie du. Ich beneide selbst deinen Bruder um dich.“

„Erinnere mich nicht an ihn!“ — versetzte Arabella, ihr Oberkleid überwerfend. — „Ich ängstige mich darüber, daß er gestern Abend so spät noch nach der Mission Santa Cruz ritt.“

„War es denn so nöthig, daß er den Weg noch machte?“

„Allerdings war es das. Da wir San Fernando morgen Abend verlassen, um nach Varinas zurückzukehren, so blieb ihm nur noch diese Nacht. Er hat Regierungsgeschäfte dort, die indeß in wenigen Stunden abgemacht sind. Er kann also morgen frühe wieder hier sein und mich mit sich nach San Fernando nehmen.“

„Nun dann sei auch unbesorgt.“

„Der Weg ist nicht ohne Gefahr zurückzulegen. Es ist mir nur lieb, daß ihn dein Bruder begleitete.“

„Der ist wieder zurück!“

„Wie?“ — rief Arabella — „dein Bruder ist zurück, ohne den meinen?“

„Ich hörte es vorhin von meiner Dienerin.“

„Aber das begreife ich nicht?“

„Sie sollen in einen Wortwechsel gerathen sein, berichtete sein Reitknecht! ..... Aber horch! ..... was war das für ein Geheul?“

„Es wird Regen geben und die Brüllaffen .....“

„Nein! nein!“ — rief Donna Julia ängstlich — „das waren keine Thiere! ....“

In dem gleichen Augenblicke ward es so licht wie am Tage in dem Zimmer der beiden Mädchen.

„Was ist das?“ — schrien Arabella und Julia zugleich; aber sie hatten noch keine zwei Schritte nach dem Fenster gemacht, als sie schon von allen Seiten Feuersäulen aufsteigen sahen. Zugleich füllte ein wildes entsetzliches Geheul die Lüfte.

„Gerechter Gott!“ — schrie Julia erbleichend auf. — „Meine Ahnung! Das ist die Rache Gottes, das sind unsere Sklaven, die sich empört, die sich frei gemacht haben. Wir sind alle verloren!“

Und sie brach, die Hände gefalten, in die Knieen zusammen.

Auch Arabella hatten Schreck und Entsetzen für einen Augenblick gelähmt. Aber es war auch nur für einen Augenblick. Ihr kühnes und entschiedenes Wesen ließ sie sich gleich wiederfinden.

„Auf, Julia, auf!" — rief sie daher jetzt fast in gebietendem Tone der Freundin zu. — „Es ist keine Zeit zu verlieren, retten wir uns."

Aber Julia blieb regungslos knieen.

„Rette du dich!" — sagte sie leise und mit der Ergebung der Verzweiflung — „das ist die Strafe Gottes, vor der ich lange gezittert: wir haben sie verdient, ich werde sie mit Demuth hinnehmen."

„Bist du wahnsinnig?!" — rief Arabella — „Nicht dir kann sie gelten, du bist rein, wie eine Heilige!"

„Ich bin Don Sanchez Tochter!"

„Aber seine Sünden sind nicht die Deinen!"

„Das Kind muß mit den Eltern büßen!"

„Unsinn!" — rief Arabella auf's Neue und erfaßte Julia, um sie emporzureißen. — „Willst du, daß wir beide hier verbrennen? .... oder .... was noch entsetzlicher wäre ..... diesen Rasenden in die Hände fallen?"

„Rette dich!" — entgegnete Julia, noch immer wie vernichtet auf den Knieen liegend. — „Gott hat gesprochen, sein Wille geschehe!"

„Thörin!" — rief Arabella — „so muß ich dich mit Gewalt retten!"

Und sie wollte eben Julia mit beiden Armen umfassen, als der Kopf und der obere Theil eines menschlichen Körpers in dem Fenster erschien. Es war einer der Caraiben. Der thierisch wilde Ausdruck seines Gesichtes war erschreckend; aber entsetzlicher noch war sein triumphirendes Auflachen, als er die beiden Mädchen erblickte. Arabella ahnte, was dies Auflachen bedeute.

„Lieber den Tod!" — dachte sie, und ohne dem Wilden auch nur eine Secunde Zeit zu geben, erfaßte sie einen Stuhl und schlug mit demselben so furchtbar auf des Caraiben Haupt, daß dieser betäubt wankte und in die Flammen hinabstürzte.

Rasch war Arabella jetzt an der Seite der Freundin, und diese, die alle und jede Geistesgegenwart verloren, wie ein Kind auf den Arm nehmend, stürzte sie der Treppe zu.

Schon stand auch hier das nur aus Holz gebaute Haus in Flammen. Ueberall züngelten sie, zwischen dicken Rauchsäulen, hervor. Durch Rauch und Flammen aber huschten und sprangen, wie Dämonen der Unterwelt, die dunkelen Gestalten der raubenden und plündernden Caraiben.

Plötzlich stieß Arabella's Fuß so gewaltig gegen einen auf dem unteren Theile der Treppe liegenden Gegenstand, daß sie nahe daran war, mit ihrer Last kopfüber zu stürzen. Unwillkürlich schaute sie zur Erde .... aber

o Entsetzen! es war Julia's Mutter, die: blutend, gräßlich verstümmelt, mit Wunden bedeckt, todt am Boden lag.

Julia stieß einen Mark und Bein durchdringenden Schrei aus, dann schwanden ihr die Sinne, ... sie hing ohnmächtig in dem Arm der Freundin.

Aber der Schrei der Unglücklichen hatte die Mädchen verrathen. Ehe Arabella noch einen Schritt thun konnte, faßten sie zwei mächtige Fäuste an den Schultern und beugten sie wie ein Rohr nach hinten. Julia entglitt ihrem Arm, sie selbst aber fühlte sich geknebelt. Im nächsten Augenblick hob sie ein riesiger Caraibe empor, ein anderer erfaßte Julia und fort ging es durch die Flammen, dem Freien entgegen.

„Hülfe! Hülfe!“ — rief jetzt Arabella, und der Gedanke an Sotto und den Bruder durchzuckte sie wie mit der Gewalt des Wahnsinnes.

„Laß mich los, ich bin die Schwester des Gouverneurs!“ — rief sie weiter.

Aber ihre Worten verhallten unter dem Krachen der Balken und unter dem Geheul der Indianer.

Jetzt hatten sie den Saal erreicht, der nach dem Garten führte. Er brannte noch nicht vollständig, die Flammen leckten indeß gefräßig auch schon an seinen Wänden. Aber welche gräßliche Scene zeigte sich hier den Blicken Arabella's. An die beiden Säulen, die den Saal trugen, waren Don Francisco und Don Antonio Sanchez angebunden. Augenscheinlich hatten sie die

Indianer im Schlafe überrascht und im Triumpfe hierhergebracht. Jetzt tanzten die dunklen Gestalten mit teuflischer Lust um sie her, während die beiden Caraiben, die so lange unter diesen grausamen Händen als Sklaven geseufzt, sie in canibalischer Wuth mit Seekuhpeitschen, die sie aus dem Zimmer des Aufsehers mitgenommen, zerfleischten. Kaum waren beide Männer noch zu erkennen, so waren ihre nackten Körper mit Blut und Wunden überdeckt.

Es war ein furchtbares Gericht über sie hereingebrochen. Aber die Vergeltung für all ihre Greuelthaten, für all die vielen in namenlosem Jammer hingeschleppten Menschenleben sollte eine noch schrecklichere sein.

In dem Augenblicke, als die hohe stolze Gestalt des Indianers der Arabella trug, durch den Saal eilte, verließen auch die übrigen seines Stammes das in hellen Fammen stehende Haus. Vergeblich schrien, alle ihre Schmerzen vergessend, die beiden Pflanzer wie wahnsinnig um Hülfe, man hörte sie nicht. Ihr Ohr war ja auch zu tausendmalen taub gewesen für die Stimme der Menschlichkeit und des Erbarmens . . . . jetzt traf der Schrei ihrer Verzweiflung auch nur taube Ohren! Beide hatten die Qualen ihrer Sklaven, so oft mit höhnenden Scherzen gewürzt, jetzt jauchzten Canibalen zu ihrem Todeskampfe. Und ein schrecklicher Todeskampf war es, der nun für sie begann.

Rasch, mit der Schnelle des Gedankens griff ja das Feuer um sich. Auch der Saal war jetzt ein einziges Feuermeer, ... nur die Säulen in der Mitte waren noch nicht ergriffen .... aber sie mußten es werden jeden Augenblick .... und .... an ihnen festgeknebelt, daß sie sich nicht rühren konnten, waren die beiden Tyrannen Diamantes, die beiden Sanchez, Vater und Sohn.

Sie schrien nicht mehr ... sie brüllten vor Schmerz, vor Angst und Verzweiflung; ihrem gräßlichen Geschrei aber antwortete das Jubelgeheul der Indianer.

Jetzt! ... jetzt! ... flammten auch die Säulen auf. Die Unglücklichen brüllten wie wahnsinnig! Die Flammen fraßen an ihrem Fleische. Beine und Schenkel brieten bei lebendigem Leibe und immer höher züngelten die Flammen ... jetzt ward ihr Brüllen zum rasenden Geheul ... noch ein entsetzlicher Schrei ... dann ward es still; aber ... als hätte der Himmel selbst Theil an diesem Strafgerichte und wolle auch die letzte Spur so vieler Verbrechen verwischen ... in dem gleichen Augenblick brach das ganze Herrenhaus in sich zusammen.

Es war ein furchtbar schöner Anblick. Flammensäulen und Myriaden Funken sprühten für einen Moment wie aus dem Krater eines Vulkanes auf; dann sank das Ganze zusammen und war ein Haufe Rauch und Flammen, Kohlen, Schutt und Asche.

Die beiden Sanchez waren unter ihm begraben.

Arabella hatte von dem allen nichts mehr gesehen. Bei dem entsetzlichen Todeskampfe der beiden Männer waren auch ihr die Sinne geschwunden.

Wenige Minuten später saß die Caraibenhorde wieder zu Pferde. Jeder hatte seine Beute vor sich. Auch Arabella und Julia befanden sich unter derselben. Starke Indianerarme hielten sie fest vor sich auf dem Pferde — — dann brauste es wie im Sturme davon! — —

Leben und Tod.

„Es ist eine schöne Einrichtung in dem menschlichen Dasein!" — rief eben Don Sotto mit der glücklichsten Miene von der Welt, während die Pirogue der Freunde ruhig den Orinoco hinauffuhr — „daß die Wirklichkeit durch den Reiz der Einbildung so unendlich viel an Schönheit und Reichthum des Genusses gewinnen kann. Alles Herrliche, was ich an der Seite so lieber Freunde genieße, empfinde ich gleichsam doppelt, weil meine glückliche Phantasie mir die geliebte Braut an die Seite zaubert."

Aimé Bonpland lachte heiter auf. — „Bei Gott" — sagte er dann — „wie oft habe ich dasselbe Gefühl!"

„Glückliche Seelen!" — rief Humboldt — „deren Gedanken ein so süßes Ziel haben. Aber denkt Euch

nur nicht, daß mich in der holden Einbildung gar Niemand begleite. Im Gegentheil, meine Gesellschaft geht sogar in das Unendliche: es ist das ganze lauschende Publikum, dem ich schon jetzt im Geiste mit Freuden wiedererzähle, was wir hier sahen, erforschten, lernten, litten und genossen!"

„Mag sein! aber ich tausche doch nicht mit Ihnen, Herr von Humboldt!" — entgegnete Sotto mit strahlenden Augen. — „O, wie göttlich schön sollen die Stunden werden, wenn ich — nach Hause zurückgekehrt — als Gatte so recht still und gemüthlich an der Seite meiner lieben, süßen Arabella sitze, und — den Arm um sie geschlungen, den Blick auf ihr liebliches Antlitz gerichtet — ihr von unseren überstandenen Gefahren erzähle."

„So seien Sie schon jetzt doppelt glücklich in dieser schönen Erwartung!" — versetzte Humboldt. — „Sie wird, und dies ist ein neuer Vortheil für Sie und uns, ihre Stimmung zu der glücklichsten und heitersten machen."

„Freilich!" — rief Bonpland scherzend. — „Zählt er doch jetzt schon die Küsse, die ihm sein allerliebstes Weibchen geben wird, wenn er berichtet, wie wir dieser Tage dem Tode des Ertrinkens, oder jenem, von Krokodilen verschlungen zu werden entgingen."

„O Himmel!" — rief Sotto — „wenn sie das hätte ahnen können, wie würde sich die gute liebe Seele geängstiget haben. Aber sie hat wohl jetzt andere Gedanken:

unstreitig ist sie mit ihrem Bruder bereits nach Varinas zurückgekehrt und bereitet dort ihre Einrichtung vor. Ich sehe sie ordentlich vor Augen, wie sie in dem schönen Gouvernementsgebäude mit lieblicher Geschäftigkeit waltet, und in den glänzenden Abendcirceln die Glückwünsche ihrer Freundinnen entgegennimmt.

„Beneidenswerther!" — sagte Bonpland. — „Ich sah kaum ein schöneres, liebenswürdigeres und gebildeteres Mädchen. Sie würde selbst in den pariser Salons ihre Rolle mit Erfolg spielen."

„Wir werden nicht nach Europa zurückkehren."

„Wie? so wollen Sie sich hier niederlassen?"

„Ich kann Arabella doch nicht von ihrem Bruder, an dem sie mit so herzlicher Neigung hängt, trennen? Ich glaube, sie würde eine solche Trennung nicht überleben!"

„Und was gedenken Sie zu thun?"

„Der Gouverneur gibt Arabella die himmlisch schöne Besitzung in San Fernando de Apure mit, auf der wir bisher wohnten! Ich werde mich dann noch weiter ankaufen . . ."

„Und eine Plantage anlegen?" — frug Aimé erstaunt. —

„Nein!" — versetzte Don Sotto lächelnd. — „Ich möchte nicht mit Don Sanchez in einer Linie stehen, nicht meinen Reichthum dem Jammer und Elend zahlloser Menschen verdanken."

„Und was beabsichtigen Sie denn sonst?"

„Glücklich zu sein!" — entgegnete Don Sotto mit leuchtenden Augen. — „Meine süße Arabella werde ich auf den Händen tragen, — ihr jeden Wunsch an den Augen ablesen und ein stilles, seliges, der Liebe, der Natur und dem Studium gewidmetes Leben führen."

„Und da sind wir schon wieder in dem luftigen, duftigen Reiche der Phantasie!" — sagte Humboldt mit mildem Lächeln. — „Möge sie Ihnen zur Wahrheit werden."

„In den Paradiesen der Hoffnung!" — rief Don Sotto und rieb sich glücklich die Hände.

„Auch so, wenn Sie wollen, denn die Hoffnung ist die liebliche Tochter der Einbildung!" — fuhr Humboldt fort.

„Die aber auch einen häßlichen Sohn hat," — fiel Bonpland ein — „der Schrecken heißt."

„Freilich trägt die Einbildung" — ergänzte Humboldt — „oft auch so gut eitele Schrecken als leere Hoffnungen in ihrem Schooße; aber sie schmückt selbst die letzteren, und wenn sie auch Täuschungen wären, gern mit schmeichelnden und lieblichen Farben. Unserem Freunde soll sie indeß jedenfalls Wahrheit, Sonnengold und für jetzt eine recht heitere Stimmung bringen!"

„Ich nehme den Wunsch an!" — versetzte Don Sotto unbefangen und glücklich. — „Eine heitere Seelenstimmung ist ja ohnehin mein Lebenselement."

„Warum sollten Sie aber auch nicht heiter sein, Sie, Sohn des Glücks!“ — rief Bonpland. — „Hat das Schicksal Ihnen nicht Alles gegeben, was sich ein Sterblicher nur wünschen kann? Schönheit, Reichthum, Liebenswürdigkeit, Geist . . . . . !“

„Halten Sie ein!“ — rief Sotto lachend. — „Wollen Sie meine Bescheidenheit auf die Probe stellen?“

„Sinn für Natur, Kunst und Wissenschaft!“ — fuhr Bonpland fort, ohne sich stören zu lassen. — „Und jetzt noch eine allerliebste Braut, die Sie mit Sehnsucht zurückerwartet, um, von da an, das schönste Leben auf der Welt mit Ihnen zu theilen?“

„Bonpland hat recht!“ — fiel hier Humboldt ein. — „Aber mir deucht, eine heitere Seelenstimmung hänge doch nicht allein von diesen Dingen ab, wenn auch allerdings ihr Besitz dazu führen kann. Sie ist in Jedermanns Hände gegeben.“

„Behauptet da mein würdiger Freund nicht zu viel?“ — frug Aimé — „Wohl kann jeder auf vielfache Weise dahin wirken, daß seine Seele in einer reinen heiteren Stimmung erhalten werde; aber wird er stets damit zum Ziele gelangen?“

„In jedem tieferen Gemüthe“, — sagte hier Humboldt, und aus seinen schönen, geistreichen Augen glänzte eben jene heitere Seelenstimmung, von der er sprach — „in jedem tieferen Gemüthe herrscht stets eine Hauptempfindung, von welcher die übrigen ganz oder auch mehr oder

weniger abhängen. Es kommt nur darauf an, daß man es so weit bringt, diese Hauptempfindung immer eine geruhigte und freudige sein zu lassen. Ist dies der Fall, so wird es auch die Stimmung der ganzen Seele."

„Ich stimme, bei glücklicher Lage, vollkommen ein!" — rief hier Aimé. — „Wenn sich aber Unglück einmischt: Kummer, düstere Besorgniß, nicht in Erfüllung gegangene Erwartung, sollte dadurch nicht auch die ganze Seele umdüstert werden?"

„Es kommt darauf an," — versetzte Humboldt — „wie weit man seiner selbst Herr geworden ist."

„Ich verstehe Sie nicht!" — sagte der junge Spanier.

„Aimé sprach eben von Unglück" — fuhr Humboldt fort. — „Aber was ist für den philosophisch denkenden Menschen Glück? was Unglück? — Meiner Ansicht nach gibt es für ihn nur ein Wesentliches und Wichtiges im Leben, und das ist die Lösung der Lebensaufgabe selbst. Für das Seiende ist das Wesentliche: daß die Zeit hingehe und für den in der Zeit lebenden Menschen: wie sie hingehe. Läßt man sich nun von dieser Idee ganz und gar durchdringen, so verlieren eigentlich die gewöhnlichen Begriffe von Glück und Unglück ganz ihre Bedeutung."

„Wie so?"

„Glück und Unglück, Freude und Schmerz sind ja alsdann nichts anderes als ein Hinfliegen der Zeit unter einer gewissen Färbung; — ein Vergehen der Zeit, von

der nichts übrig bleibt, als was sich geistig in uns gesammelt hat, — geistig unser Ich geworden ist."

„Die Zeit ist das Wichtigste im Leben!" — wiederholte Bonpland, mit dem Kopfe nickend, — „aber..."

„Sie ist das Wichtigste!" — bethätigte Humboldt. — „Denn was ist die Freude, nach dem Verfliegen der Zeit? und was ist der Schmerz nach ihrem Verließen? Beide vergehen, nur die Zeit nicht, nur das für uns nicht, was unser geistiges Eigenthum ward. Mit diesem ruhigen Fortschreiten in der Zeit aber" — fuhr Humboldt, mit einem verklärenden Lächlen in den Zügen, fort — „verbindet sich eine reifende Kraft, die um so wohlthätiger wirkt, wenn man auf sie achtet, ihr gehorcht und sie als das größte Endliche ansieht, in der alles Endliche sich wieder auflöst."

„Die Raudals!" — sagte in diesem Momente der Indianer, der die Pirogue lenkte.

Aller Blicke erhoben sich: die Reisenden nahten sich einer der interessantesten Stellen des Orinoco, seinen großen, berühmten Fällen oder Kataraften.

Orinoco! Orinoco! schöner herrlicher Fluß, — du — Humboldt's jahrelange Sehnsucht, wie lagst du nun aufgedeckt mit deinen Wundern vor seinen Augen! und doch, wie viele sollten sich den Reisenden noch zeigen!

Westliche Strömung und tropische Winde begünstigen die Fahrt durch den friedlichen Meeresarm, der das

weite Thal zwischen dem neuen Continent und dem westlichen Afrika ausfüllt. Ehe noch die Küste aus der hochgewölbten Fläche hervortritt, bemerkt man ein Aufbrausen sich gegenseitig durchschneidender und überschäumender Wellen. Schiffer, welche der Gegend unkundig sind, würden die Nähe von Untiefen, oder ein wunderbares Ausbrechen süßer Quellen, wie mitten im Ocean zwischen den antillischen Inseln, vermuthen.

Der Granitküste der Guayana näher, erscheint die weite Mündung eines mächtigen Stromes, der wie ein uferloser See hervorbricht und rund umher den Ocean mit süßem Wasser überdeckt. Die grünen, auf den Untiefen milchweißen Wellen des Flusses contrastiren mit der indigoblauen Farbe des Meeres, welches jene Flußwellen in scharfen Umrissen begränzt.

Der Name Orinoco, den die ersten Entdecker dem Flusse gegeben, und der wahrscheinlich einer Sprachverwirrung seinen Ursprung verdankt, ist tief im Innern des Landes unbekannt. Denn im Zustande thierischer Rohheit bezeichnen die Völker nur solche Gegenstände mit eigenen Namen, welche mit anderen verwechselt werden können. Der Orinoco, der Amazonen- und Magdalenenstrom werden schlechthin „der Fluß“, allenfalls „der große Fluß“, das „große Wasser“ genannt, während die Uferbewohner die kleinsten Bäche durch besondere Namen unterscheiden.

Die Strömung, welche der Orinoco zwischen dem südamerikanischen Continent und der asphaltreichen Insel Trinidad erregt, ist so mächtig, daß Schiffe, die bei frischem Westwinde mit ausgespannten Segeln dagegen anstreben, sie kaum zu überwinden vermögen. Diese öde und gefürchtete Gegend wird die Trauerbucht (Golfo triste) genannt. Den Eingang bildet der Drachenschlund (bocca de Drago). Hier erheben sich einzelne Klippen thurmähnlich zwischen der tobenden Fluth. Sie bezeichnen gleichsam den alten Felsdamm, der, von der Strömung durchbrochen, einst die Insel Trinidad mit der Küste Paria vereinigte.

Der Anblick dieser Gegend überzeugte zuerst den kühnen Weltentdecker Colon von der Existenz eines amerikanischen Continents. „Eine so ungeheuere Masse süßen Wassers" (schloß der naturkundige Mann) könnte sich nur „bei großer Länge des Stroms sammeln. Das Land, welches diese Wasser liefere, müsse ein Continent und keine Insel sein." Wie die Gefährten Alexanders des Großen, über den schneebedeckten Paropamisus vordringend, in dem krokodilreichen Indus einen Theil des Nils zu erkennen glaubten, so wähnte Colon, der physiognomischen Aehnlichkeit aller Erzeugnisse des Palmenklimas unkundig, daß jener neue Continent die östliche Küste des weit vorgestreckten Asiens sei. Milde Kühle der Abendluft, ätherische Reinheit des gestirnten Firmaments, Balsamduft der Blüthen, welchen der Landwind

zuführte, alles ließ ihn ahnen (so erzählt Herera in den Decaden), daß er sich hier dem Garten von Eden, dem heiligen Wohnsitz des ersten Menschengeschlechts, genähert habe. Der Orinoco schien ihm einer von den vier Strömen, die nach der ehrwürdigen Sage der Vorwelt von dem Paradiese herabkommen, um die mit Pflanzen neugeschmückte Erde zu wässern und zu theilen. Diese poetische Stelle aus Colon's Reisebericht hat ein eigenthümliches psychisches Interesse. Sie lehrt auf's neue, daß die schaffende Phantasie des Dichters sich im Weltentdecker, wie in jeder Größe menschlicher Charaktere, ausspricht.

Der Orinoco erscheint bei seiner Mündung schmäler, als der La Plata und Amazonenstrom. Auch seine Länge beträgt nur 280 geographische Meilen. Aber tief im Innern der Guayana, 140 Meilen von der Mündung entfernt, ist er bei hohem Wasser noch über 16,200 Fuß breit. Sein periodisches Anschwellen erhebt dort den Wasserspiegel jährlich 28 bis 34 Fuß hoch über den Punkt des niedrigsten Standes. Die Quellen des Orinoco sind noch von keinem Europäer, ja von keinem Eingeborenen, der mit den Europäern in Verkehr getreten ist, besucht worden. Gelangt man bis zu den Mündungen des Sodomoni und Guapo, so ragt hier hoch über den Wolken der mächtige Gipfel des Duida hervor, ein Berg, dessen Anblick eine der größten Naturscenen der Tropenwelt darbietet. Der südliche Abfall

ist eine baumleere Grasflur. Dort erfüllen weit umher Ananasdüfte die feuchte Abendluft. Zwischen niedrigen Wiesenkräutern erheben sich die saftstrotzenden Stängel der Bromelien. Unter der blaugrünen Blätterkrone leuchtet fernhin die goldgelbe Frucht. Wo unter der Grasdecke die Bergwasser ausbrechen, da stehen einzelne Gruppen hoher Fächerpalmen. Ihr Laub wird in diesem heißen Erdstriche nie von kühlenden Luftströmen bewegt.

Oestlich vom Duida aber beginnt ein Dickicht von wilden Kacaostämmen, welche den berufenen Mandelbaum, Bertholletia excelsa das kraftvollste Erzeugniß der Tropenwelt, umgeben. Hier sammeln die Indianer das Material zu ihren Blaseröhren, kolossale Grasstängel, die von Knoten zu Knoten über 17 Fuß lange Glieder haben. Einige Franciskanermönche sind bis zur Mündung des Chiguire vorgedrungen, wo der Fluß bereits so schmal ist, daß die Eingebornen über demselben, nahe am Wasserfall der Guahariben, aus rankenden Pflanzen eine Brücke geflochten haben. Die Guaicas, eine kleine aber wilde Menschenrace, mit vergifteten Pfeilen bewaffnet, verwehrt das weitere Vordringen gegen Osten.

In diesem oberen Theile des Flußgebiets nun, zwischen dem dritten und vierten Grade nördlicher Breite, hat die Natur eine der räthselhaftesten Erscheinungen, die, der sogenannten „schwarzen Wasser", mehrmals wiederholt. Der Atabapo nämlich, dessen Ufer mit Carolineen und baumartigen Melastomen geschmückt ist, der Temi, Tuamin

und Guainia, sind Flüsse von kaffeebrauner, in der That oft fast schwarzer Farbe. Namentlich im Schatten der Palmengebüsche geht die Färbung dieser merkwürdigen Flüsse oft zur Tintenschwärze über. In durchsichtigen Gefäßen dagegen ist das Wasser goldgelb. Mit wunderbarer Klarheit spiegelt sich in diesen schwarzen Strömen das Bild der südlichen Gestirne. Wo die Wasser sanft hinrieseln, da gewähren sie dem Astronomen, der mit Reflexionsinstrumenten beobachtet, den vortrefflichsten künstlichen Horizont.

Mangel an Krokodilen, aber auch an Fischen, größere Kühlung, mindere Plage der stechenden Mosquitos und Reinheit der Luft, bezeichnen die Region der schwarzen Flüsse. Wahrscheinlich verdanken sie ihre sonderbare Farbe einer Auflösung von gekohltem Wasserstoff, der Ueppigkeit der Tropenvegetation und der Kräuterfülle des Bodens, auf dem sie hinfließen. Aber das sind noch lange die Wunder nicht alle, die der seltsamste der Flüsse — der Orinoco — aufzuweisen hat.

Von dem hohen Gebirgsstock Cunavami aus, zwischen den Quellen der Flüsse Sipapo und Ventuari, schiebt sich ein Granitrücken weit gegen Westen, nach dem Gebirge Uniama, vor. Von diesem Rücken fließen vier Bäche herab, welche die Katarakte von Maypures gleichsam begränzen, an dem östlichen Ufer des Orinoco der Sipapo und Sanariapo, an dem westlichen Ufer der Cameji und der Toparo. Wo das Dorf Maypures

liegt, bilden nun die Berge einen weiten, gegen Südwesten geöffneten, Busen.

Der Strom fließt daher jetzt schäumend an dem östlichen Berggehänge hin. In einer Grasflur liegt hier ein isolirter Granitfels, in welchen, in 80 Fuß Höhe, Bilder der Sonne, des Mondes und mannichfaltiger Thiere, besonders Bilder von Krokodilen und Boaschlangen, fast reihenweise eingegraben sind. In eben dieser wunderbaren Lage befinden sich die hieroglyphischen Steinzüge in den Gebirgen von Uruana und Encaramada.

Fragt man die Eingeborenen, wie jene Züge eingegraben werden konnten, so antworten sie: es sei zur Zeit der hohen Wasser geschehen, weil ihre Väter damals in dieser Höhe schifften. Ein solcher Wasserstand war also neuer, als die rohen Denkmäler menschlichen Kunstfleißes. Er deutet auf einen Zustand der Erde, welcher mit demjenigen nicht verwechselt werden muß, in dem der erste Pflanzenschmuck unseres Planeten, in dem die riesenmäßigen Körper ausgestorbener Landthiere und die pelagischen Geschöpfe einer chaotischen Vorwelt, n der erhärtenden Erdrinde ihr Grab fanden.

So zum Beispiel ist vor allen Dingen der nördlichste Ausgang der Katarakten durch die natürlichen Bilder der Sonne und des Mondes bekannt. Der Felsen Keri hat nämlich seine Benennung von einem fernleuchtenden weißen Flecken, in welchem die Indianer eine auffallende

Aehnlichkeit mit der vollen Mondscheibe zu erkennen glauben. Wahrscheinlich ist der weiße Flecken ein mächtiger Quarzknoten, den zusammenscharrende Gänge in dem graulichschwarzen Granite bilden.

Dem Keri gegenüber, auf dem basaltähnlichen Zwillingsberge der Insel Ouivitari zeigen die Indianer aber auch mit geheimnißvoller Bewunderung eine ähnliche Scheibe, die sie als das Bild der Sonne, Camosi, verehren.

Welche Masse wunderbarer Erscheinungen auf und an dem einen Flusse, und doch traten Humboldt und seinen Freunden jetzt erst die interessantesten entgegen!

„Die Raudals!" — hatte ja eben in seiner lakonischen Weise der Indianer gerufen, der die Pirogue lenkte, ... und wirklich nahte man sich den weltberühmten Katarakten von Maypures.

Es war ein großes, herrliches Schauspiel, was sich jetzt den Blicken der Reisenden darstellte: zwischen zahllosen Inseln, Felsdämmen, aufeinander gethürmten, mit Palmen bewachsenen Granitblöcken löste sich einer der größten Ströme der neuen Welt in Schaum auf!

„Himmel, wie herrlich!" — rief hier Humboldt.

„Unvergleichlich!" — setzte Bonpland hinzu; während Don Sotto vor Ueberraschung die Sprache fehlte.

Wer aber auch beschreibt diese wundervolle Scene? Woher die Farben nehmen zu einem solchen Bilde?

Eine zahllose Menge kleinerer und größerer Kaskaden, die wie Staffeln aufeinander folgten, bildeten einen wahren Archipelagus von Inseln und Klippen, welche das 8000 Fuß breite Flußbett des Orinocos hier dermaßen verengten, daß oft kaum ein 20 Fuß breites Fahrwasser übrig blieb. Und doch bot sich ja hier auf einen Blick dem Auge der Staunenden eine meilenlange schäumende Fläche dar! Aus ihr hervor aber ragten, gleich gewaltigen Burgen, eisenschwarze Felsenmassen. Jede Insel, jeder Stein war mit üppig anstrebenden Waldbäumen geschmückt; die Bäume aber hingen selbst wieder voll der prächtigsten Orchideen, Bignonien, mit blauen Blüthen, gelben Banisterien, Peperomia, Arum und Pothos.

Dichter Nebel schwebte dabei über dem unabsehbaren Wasserspiegel und den furchtbar dahin donnernden Fällen; durch die dampfende Schaumwolke drangen die stolzen Wipfel der himmelanstrebenden Palmen; und da sich im feuchten Dufte die goldenen Strahlen der Sonne myriadenmal brachen, so hüllte das Ganze ein unaussprechlich herrlicher optischer Zauber ein. Es waren zahllose Regenbogen in den herrlichsten Farben, die verschwanden und wiederkehrten: „Ein Spiel der Lüfte, schwankt das ätherische Bild!“

Humboldt, Bonpland und Sotto konnten sich kaum satt sehen; sie waren in Entzücken verloren!

Weniger angenehm freilich als dieser Anblick, war für sie jetzt das Hinüberkommen über diese Fälle.

Welche Arbeit! welche Mühe! welche Gefahr!

Oft schwammen die indischen Ruderer voran, schlangen nach vieler vergeblicher Arbeit ein Seil um die Felsenspitzen, welche aus dem Strudel hervorragten, und zogen, mittelst dieses Seiles, das Fahrzeug aufwärts.

Und wie oft zerschellt bei diesen Anstrengungen ein Kanon an den Klippen. Mit blutigem Körper suchen sich dann die Indianer dem Strudel zu entwinden und schwimmend muß das Ufer erreicht werden. Wo aber die Staffeln zu hoch waren, wo Felsdämme das ganze Bett durchsetzten, da mußte die Pirogue an das Land gebracht und am nahen Ufer auf untergelegten Baumzweigen, wie auf Walzen, ganze Strecken weit fortgezogen werden.

Aber auch diese Schwierigkeiten überwandten die Freunde glücklich — den alten Muth, die alte Kraft, die alte Begeisterung bewährend!

Und krönte sie dafür nicht eine neue, große, interessante Entdeckung? Ein Fund, der ihnen ewig unvergeßlich blieb?

Sie hatten die gewaltigen Wasserfälle von Maypures und Atures, an welchen sie sich fünf Tage aufgehalten, bereits hinter sich, als sie in ein Thal eintraten, das, ohne daß sie sich selbst Rechenschaft davon geben konnten, einen eigenthümlich ernsten, fast feierlichen Eindruck auf

sie machte. Der Charakter der ganzen Gegend ringsumher war nicht nur ein großartiger, sondern auch ein melancholischer, fast schauerlicher, so daß sich Humboldt nicht enthalten konnte, zu sagen:

„Der Eindruck, welchen dieses Thal auf mich macht, ist der, als ob es, so weit man sehen kann, der Begräbnißplatz für eine ganze Nation sei!"

Sie erklimmten nun mühsam, nicht ohne Gefahr herabzurollen, eine steile, völlig nackte Granitwand. Nur große Feldspatkrystalle, die der Verwitterung trotzten und zolllang aus dem Gestein hervorstanden, machten das Aufsteigen an dieser glatten Fläche möglich. Wohin sie ihr indianischer Steuermann — jetzt ihr Wegweiser — führte, wußten sie nicht. Er hatte ihnen in seiner kurzen und ernsten Art nur gesagt: — „In die Höhle von Ataruipe!"

Der Mühe werth mußte der Weg immer sein, sonst hätte der ruhige und bequeme Indianer sich nicht die Mühe gegeben, sie den beschwerlichen Weg zu führen. Humboldt fügte sich daher willig.

Aber schon als sie die Kuppe der Granitwand erreicht, fanden sie eine lohnende Aussicht.

Aus dem schäumenden Flußbette erhoben sich mit Wald geschmückte Hügel. Jenseits des Stromes, über das westliche Ufer hinweg, ruhte der Blick auf der unermeßlichen Grasflur des Meta. Am Horizonte erschien, wie ein drohend aufzieheud Gewölk, das Hochgebirg

Uniama. Aber nahe umher war alles öde und eng. Im tief gefurchten Thale schwebten der Geyer und die krächzenden Caprimulge. An der nackten Felswand schlich ihr schwindender Schatten dahin.

Plötzlich öffnete sich eine Höhle.

„Die Höhle von Ataruipe!" — sagte der wortkarge Führer.

Es war Humboldt und den Seinen, als stünden sie vor einer riesigen Katakombe! . . . und siehe . . . sie hatten sich nicht getäuscht. Wenige Schritte und sie fanden, daß dieser merkwürdige Ort: die Gruft eines vertilgten Völkerstammes sei!

An sechshundert wohlerhaltene Skelette fanden sich in eben so vielen, aus Stielen von Palmenlaub geflochtenen Körben.

Die Entdeckung war für Humboldt und seine Gefährten so überraschend, als erschütternd. Der Gedanke, an dem Grabe eines ganzen Volksstammes zu stehen, der . . . . . mit all seinen Hoffnungen, Wünschen, Freuden und Leiden aufgehört hat zu sein und ausgestrichen ist von der Tafel der Lebendigen, ist wahrlich tiefgreifend und bedeutungsschwer genug, um die Seele des Stärksten mit eisiger Hand zu fassen.

„Und welcher Volksstamm war es, der hier sich selbst zu Grabe getragen?" — frug jetzt Humboldt den Führer.

Der Indianer stand regungslos, Hände und Kinn auf seinen Stab gestützt, die Züge noch ernster denn sonst, die melancholischen Blicke auf die Todtenkörbe gerichtet. Endlich sagte er in feierlichem Tone:

„Es geht die Sage unter den Guareken-Indianern, die tapferen Aturer hätten sich, von der Ueberzahl der menschenfressenden Caraiben bedrängt, auf die Klippen der Raudals gerettet. Lange vertheidigten sie, von diesen traurigen Wohnsitzen aus, Leben und Dasein, bis, den Feinden und der Noth erliegend, der bedrängte Stamm sammt seiner Sprache erlag."

Humboldt, Bonpland und Sotto untersuchten nun sowohl die Körbe wie die Gerippe näher.

Die Körbe, von den Indianern Mapires genannt bildeten eine Art viereckiger Säcke, die nach dem Alter des Verstorbenen von verschiedener Größe waren. Selbst neugeborene Kinder hatten ihre eigenen Mapire. Die Skelette waren so vollständig, daß keine Rippe, kein Phalange fehlte.

Die Knochen waren dabei auf dreierlei Weise zubereitet: theils gebleicht, theils mit Onoto roth gefärbt, theils mumienartig zwischen wohlriechendem Harze und Pisangblättern eingewickelt.

Humboldt's indianischer Führer versicherte, man grabe den frischen Leichnam auf einige Monate in feuchte Erde, welche das Muskelfleisch allmählig verzehre; dann scharre man ihn aus und schabe mit scharfen Steinen den Rest

des Fleisches von den Knochen ab. Dies sei jetzt noch der Gebrauch mancher Horden der Guayana. Neben den Mapires oder Körben fand man auch Urnen von halbgebranntem Tone, welche die Knochen von ganzen Familien zu enthalten schienen.

Die größeren dieser Urnen waren drei Fuß hoch und fünf und einen halben Fuß lang, von angenehmer ovaler Form, grünlich, mit Henkeln in Gestalt von Krokodilen und Schlangen.

Humboldt und seine Freunde verließen die Höhle bei anbrechender Nacht, nachdem sie mehrere Schädel und das vollständige Gerippe eines bejahrten Mannes, zum größten Aergerniß ihres indianischen Führers, mitgenommen*).

In ernster Stimmung schieden sie von dieser Gruft eines untergegangenen Völkerstammes!

Es war eine der heiteren und kühlen Nächte, die unter den Wendekreisen so gewöhnlich sind.

Mit farbigen Ringen umgeben, stand die Mondscheibe hoch im Zenith! Sie erleuchtete den Saum des Nebels, der in scharfen Umrissen wolkenartig den schäumenden Fluß bedeckte.

*) Einer dieser Schädel ist von Herrn Blumenbach in seinem vortrefflichen craniologischen Werke abgebildet worden. Das Skelett selbst ist, wie ein großer Theil der Humboldt'schen Sammlungen, leider! in einem Schiffbruche an der afrikanischen Küste untergegangen.

Zahllose Insekten gossen ihr röthliches Phosphorlicht über die grünende Erde. Von lebendigem Feuer glühte der Boden, als habe die sternvolle Himmelsdecke sich auf die Fluren niedergelassen.

Rankende Bignonien, duftende Vanille und gelbblühende Banisterien schmücken den Eingang der Höhle. Ueber dem Grabe rauschten die Gipfel der Palmen.

Humboldt stand lange schweigend; endlich sagte er voll tiefen Ernstes:

„So sterben dahin die Geschlechter der Menschen. Es verhallt die rühmliche Kunde der Völker. Doch wenn jede Blüthe des Geistes welkt, wenn im Sturme der Zeit die Werke schaffender Kunst zerstieben, so entsprießt ewig neues Leben dem Schooße der Erde. Rastlos entfaltet ihre Knospen die zeugende Natur, unbekümmert ob der frevelnde Mensch — ein nie versöhntes Geschlecht — die reifende Frucht zertritt“*).

---

*) Humboldt's eigene Worte vor der Höhle von Ataruipe. „Ansichten der Natur.“ I. „Ueber die Wasserfälle des Orinoco bei Atures und Maypures.“

Unter den Caraiben.

Die Strahlen der untergehenden Sonne fielen zwischen den Stämmen riesiger Sapacuya-Bäume auf die Lichtung eines jener unabsehbaren und fast undurchdringlichen Urwälder des oberen Orinoco. Die majestätischen Kuppeln der belaubten Riesen mit ihren rosenfarbigen Blättern glühten jetzt in dem Abendscheine, als stünden sie alle in Feuer und Flammen, und brachten somit einen unbeschreiblich schönen Effect hervor. Der Curiy, eine Art Fichte, deren Samen man ißt, der Weihrauch-Baum, das wohlriechende Palosanto und das Aguaraibay, mit seinem kostbaren Harze mischten sich darunter, und sandten ihre Düfte weit aus.

Hoch in den Wipfeln der Bäume saßen Schaaren der schön gefiederten Pfefferfresser mit ihren ungeheueren Schnäbeln und ließen ihr „Gujake-ke-ke-ke!" in trüber

Monotonie erschallen, auf das in fast gleicher Eintönigkeit ein leiser Indianergesang antwortete. Auf der, noch theilweise von umgehauenen Baumstämmen bedeckten Lichtung, lag nämlich ein Indianerdorf, wohl aus sechzig bis achtzig Hütten bestehend, die an Einfachheit fast noch hinter den Bauten der Biber zurückstanden. Vier in die Erde geschlagene starke Pfahle bildeten die Ecken, übereinander geschichtete Baumscheiter, von Pfosten unterstützt, die Wände. Die Decken waren aus Palmblättern construirt und ließen, durch einen offenen Raum, Licht und Luft zu. Ein anderes Loch, an der vorderen Seite der Hütten diente als Thüre. An den Pfählen sah man im Inneren Hängematten befestigt; auch hingen an ihnen die Macanas, jene sieben Fuß langen Bogen mit den fünf Fuß messenden Pfeilen, deren Spitzen vergiftet sind, und die den Stolz und die beste Waffe der Indianer-Stämme des Orinocos ausmachen. Einige plump aus Thon geformte Töpfe, Körbe von Palmblätterstielen mit Pataten und Manicowurzeln, Cujas oder Trinkgeschirre und ein ausgehöhlter Baumstamm zum Stoßen des Mais, machten den Rest des Ameublements aus.

Schildkröten krochen dabei langsam und mit unaussprechlicher Langweiligkeit am Boden dahin, während Gallito's oder Felshühner mit ihren olivenbraunen Jungen und ihren prächtig goldgelben Männchen die Scene einigermaßen belebten.

Denn in den Hütten des Caraiben-Dorfes war jetz fast Niemand, da eine Art Fest die ganze Bevölkerung auf dem freien Platze versammelt hielt, den die ringsum liegenden Wohnungen auf der Lichtung bildeten.

Es war das Fest der Bereitung des Curare, eines der heftigsten Gifte, die man kennt.

Und wahrlich! der Anblick ließ kaum etwas anderes erwarten: er war ein fast schauerlicher. Alle Anwesenden, Männer und Weiber, Mädchen und Jünglinge, Kinder und Greise — Glieder des großen Caraiben-Stammes — waren völlig nackt; aber diese Nacktheit der dunkelfarbigen, meist schön gebauten, kräftigen Körper wäre nicht so abschreckend gewesen, hätten sich nicht sämmtliche Männer Gesicht und Hände mit Onoto (Rocou)*) feuerroth bemalt gehabt. Es war, als ob sie bei nacktem Leibe rothe Masken und Handschuhe trügen. Furchtbar stach dabei das Weiße der Augen und Zähne von der grellen Röthe der Gesichter ab, deren ohnehin wilder Ausdruck dadurch nur erhöht wurde.

Auch Weiber und Mädchen waren zum Theil bemalt. Die Haare mit Schildkrötenöl eingerieben, in den langen Zöpfen Bündel prächtiger Papageienfedern, um den Hals

---

*) Onoto (Rocou) ist der rothe Farbstoff, den fast sämmtliche Indianerstämme am Orinoco zur Bemalung ihres Körper's gebrauchen. Sie gewinnen denselben aus dem Fruchtfleisch der Bixa orellana.

Collier von Saamenkörnern, Glasperlen oder Bänder, die mit wirklicher Kunstfertigkeit aus Affen- und Jaguarzähnen zusammengesetzt waren, hatten auch sie hin und wieder Onoto aufgetragen; nicht aber im Gesicht, sondern auf dem Rücken, der Brust, dem Leibe und den Schenkeln. Bei vielen bestand die Malerei in einer Art Gitter von schwarzen sich kreuzenden Linien auf rothem Grunde. In jedem kleinen Viereck war dann noch ein kleiner schwarzer Punkt angebracht. *)

Und diese Männer, furchtbar schon in ihrer gewöhnlichen Erscheinung, wahrhaft schrecklich aber in dieser festlichen Bemalung, saßen oder hokten vielmehr jetzt regungslos in einem großen, weiten Kreise auf mächtigen Schildkrötenpanzern. Bogen und Pfeile in den Händen, rührte sich Keiner; Keiner unter ihnen verzog auch nur eine Miene. Es war, als wären sie durch Zauber alle erstarrt, als sähe man eben soviele Bronze-Statuen kriegerischer Götter in einer weiten Kreislinie hingesetzt.

---

*) Humboldt sagt in seiner „Reise in die Aequinoctial-Gegenden" von dieser Arbeit, daß eine unglaubliche Geduld dazu erforderlich sei. Er sah eine Indianerin, die sich auf diese Weise von zweien ihrer Töchter bemalen ließ. Er hatte mit Bonpland lange botanisirt, und als er zurückkam, war die Malerei noch nicht halb fertig.

Wie man bei uns von einem armen Menschen sagt: „Er hat nicht die Mittel sich zu kleiden!" — so sagt man unter jenen wilden Stämmen: „Er ist so elend, daß er sich den Leib nicht malen kann!"

Desto geschäftiger waren Weiber und Mädchen, die sich sämmtlich in der Mitte dieses Kreises befanden, und unter einem halblauten, beängstigend-monotonen Gesange das Gift bereiteten.

Es waren die Früchte der Mavacure-Liane, die zu diesem Zwecke benutzt wurden. Da aber das Gift in dem Splint dieser Früchte liegt, so war es hier die Aufgabe der Mädchen, diesen abzulösen und auf Reibsteinen in sehr dünne Fasern zu zertheilen. Die gelbe Masse erhielt dann durch einen Theil der Weiber einen kalten Aufguß, worauf dieser in einem großen Kessel von rothem Thon wieder verdunstet wurde.

Letzteres war die Hauptsache, weßhalb auch nur die Weiber der Anführer und der tapfersten Krieger mit dieser Beschäftigung betraut waren. Während nun zwei derselben die Masse des tödtlichen Giftes — für dessen schreckliche und augenblickliche Wirkung man kein Gegenmittel kennt — umrührten, kauerten die anderen um das Feuer, es von Zeit zu Zeit durch das Anlegen neuer Holzstücke unterhaltend.

Aber auch dies war das Entsetzlichste der Scene noch nicht. Den grauenhaftesten Anblick gewährten unstreitig die dreißig bis vierzig gebratene und durch den Rauch geschwärzten Affen, die ringsum aufgesteckt waren. Sie stacken — als Leckerbissen schon jetzt den gierigen Blicken ausgesetzt — an Bambusspießen und sahen genau wie

kleine in einem Feuer verbrannte Kinder oder wie Mumien aus. *)

Die Indianer weideten sich an diesem Anblicke; europäischen Augen aber war er furchtbar widerwärtig; denn das sich vor Schrecken krampfhaft zusammenziehende Herz fühlte: daß diese Völker vor noch nicht allzulanger Zeit Menschenfresser gewesen sein mußten.

Und doch starrten vier schöne Augen dies schreckliche Bild an; denn dicht hinter dem Kreise der Männer standen, von bewaffneten Kriegern umgeben, Donna Arabella del Toro und Donna Julia Sanchez. Sie waren frei und nicht gefesselt, noch in denselben Anzügen, die sie in jener Schreckensnacht trugen, in welcher Diamante in Flammen aufging; aber ihre Gesichter waren bleich, ihre Augen blickten tief und gluthlos. Und doch lag dabei in Arabella's Zügen ein Ausdruck von Energie und Entschlossenheit, als stände ihr, der Gefangenen und in die fernen Urwälder Geschleppten, die volle Macht einer Königin zu. Hoch aufgerichtet stand sie auch jetzt, während sich Donna Julia, wie eine vom Sturme geknickte Blume, an sie anschmiegte, den rechten Arm um den stolzen Nacken der Freundin gelegt, das Haupt ängstlich an Arabella's Brust gedrückt.

Beide schauten mit finsterem Widerwillen dem Feste

---

*) Thatsächliche Darstellung des Curare-Festes.

der Wilden zu; doch hatte man sie augenscheinlich dazu gezwungen, was die kriegerische Bewachung bezeugte, die dicht neben und hinter ihnen stand.

Die Scene war bisher monoton genug gewesen; jetzt mit einemmale gewann sie neues Leben.

Die Mädchen hatten ihre Arbeit lange zu Ende gebracht, der Giftstoff befand sich, seiner ganzen Masse nach, klein gerieben im Kessel und die Concentration durch Verdunstung, als der letzte Act der Zubereitung, fand eben unter der Aufsicht der um den Kessel kauernden Weiber statt. Auch sämmtliche Mädchen kauerten sich jetzt in einer weiteren Linie um die Frauen herum, und zwar so, daß sie, wie diese, zu sitzen schienen, aber dennoch den Boden nur mit den Zehen und dem vorderen Theil des Fußes berührten, während die Kniee nach rechts und links auseinander standen. Die Ellenbogen stützten sich dann wieder auf die Kniee, und die Köpfe ruhten in den Händen. Die stieren Blicke suchten dabei gedankenlos die Flamme. Fort und fort aber tönte der halblaute, nur aus zwei bis drei Tönen bestehende grauenhaft monotone Gesang.

Die Männer dagegen hatten sich jetzt bis auf eine kleine Gruppe erhoben.

Diese Gruppe bestand nämlich aus fünf der größten und schönsten Krieger, die augenscheinlich die Anführer der Horde waren, obgleich sie sich durch nichts von den Uebrigen auszeichneten, als durch Jaguarfelle, die sie

über Schulter und Rücken trugen. Die Mitte der Gruppe aber bildete ein Greis, dessen ernste Züge in der That ein Ausdruck von Hoheit charakterisirte. Sein ruhiges, stolzes und abgemessenes Wesen und die Ehrfurcht der ihn Umgebenden, bezeichneten ihn sofort als den „Apoto", den „Herrscher des Stammes". Aber er mußte nicht nur der oberste Anführer der Horde, er mußte wohl auch der Vater der beiden prächtigen Männer sein, die sich zu seinen beiden Seiten befanden; war doch die Aehnlichkeit der Züge eine unverkennbare.

Und so zeigte es sich denn auch wirklich. Die beiden jungen Männer, von welchen der Eine bei dem Rachezug gegen Diamante Arabella, der andere Julia als Beute davon getragen, waren die Söhne des Apoto. Herkulische Gestalten, von prächtigen Körperformen und stolzer Haltung. Auch die beiden anderen Männer waren Anführer.

Als sich nun sämmtliche Krieger, außer dieser kleinen Gruppe, erhoben hatten, begann, auf ein Zeichen des Alten, der heilige Tanz des Curare-Festes, das heißt: alle Indianer, junge und alte, drehten sich langsam im Kreise, bald rechts bald links, mit schweigender Gravität.

Jeder blies dabei in eine Art Hirtenflöte mit ungleichen Röhren und hob und bog zur Bezeichnung des Tactes die Kniee.

Alles dies geschah nach derselben langsamen und

traurigen Melodie, welche die Weiber und Mädchen bereits angestimmt, nur daß von Harmonie dabei auch nicht die leiseste Ahnung war.

Und diese Scene dauerte wohl eine volle Stunde: denn diese Zeit bedurfte der Curare zur Concentration.

Endlich erlosch das Feuer unter dem Kessel und der Tanz war zu Ende. Jetzt erhob sich auch der Apoto mit seiner Umgebung; während sich zugleich die Frauen und Mädchen von dem Kessel zurückzogen.

Als dies geschehen, traten die Anführer, den Alten an der Spitze und gefolgt von dem ganzen Schwarm der Krieger, zu dem Gefäße heran, in welchem sich das schreckliche Gift befand, und nun tauchte, Einer nach dem Anderen, die Spitzen seiner Pfeile in den tödtlichen Inhalt des Kessels. Endlich kündete ein furchtbares, Entsetzen erregendes Jubelgeheul den Schluß der Ceremonie; auch der jüngste und letzte der Krieger war mit der Vergiftung seiner Pfeile zu Ende gelangt.

Der Kessel mit dem Rest des Giftes ward in die Hütte des Apoto gebracht, und nun war es die Aufgabe der Weiber, die schrecklichen Affenbraten, gegorene Getränke, Palmenkohl u. s. w. herbeizutragen; sie selbst drückten sich, wie eine von Wölfen bedrohte Heerde scheu zur Seite. Wußten sie doch, daß nun eine vollkommene Orgie folgen werde, und welche Mißhandlungen sie erwarteten, wenn erst der Guarapo*) seine Wirkung gethan.

*) Gegohrener Zuckerrohrsaft. Ein stark berauschendes Getränke.

Auch Donna Arabella und Donna Julia waren damit der Widerwärtigkeit enthoben, dem schauerlichen Feste, das jetzt erst seine volle Nachtseite entwickelte, weiter zuzusehen. Schon bei dem Eintauchen der Pfeile und dem Zurückziehen der Weiber, hatten die Krieger die Aufsicht über die beiden Mädchen den Weibern der Söhne des Apoto übergeben, deren jeder mehrere hatte, da Vielweiberei bei den Caraiben herrscht.

Julia schreckte, als sie dies gewahrte, zusammen, sie fürchtete diese nackten, schmutzigen, bösartigen Weiber noch mehr, als die wilden Krieger; Arabella indessen richtete sich nur noch höher auf und drückte die Freundin fester an sich.

„Was ist dir, liebes Kind?" — frug sie dann mit milder Stimme, deren leises Zittern aber den eigenen Schmerz und die eigene Beglommenheit nur zu sehr verrieth.

„O!" — flüsterte Julie, die bald vor Angst zusammenbrach — „nun kommen diese schrecklichen Weiber wieder und werden uns trennen."

„So lassen wir es nicht geschehen!" — sagte Arabella.

„Nicht geschehen?" — wiederholte Julia. — „Was können wir beide arme, verlassene Wesen gegen die Ueberzahl dieser Unholdinnen?"

„Wir können ihnen die Kraft des eigenen Willens

und die Macht weiblicher Energie entgegen setzen!" — sagte Arabella fest und ernst.

„O!" — seufzte Donna Sanchez — „die hat wohl meine Arabella; aber ich . . .?"

„Und warum nicht auch du? Hast du nicht schon gehört, daß der feste stolze Blick eines Mannes einen Löwen bändigen kann? warum nicht der unsere diese elenden Weiber, die nur die Sklavinnen ihrer Männer sind. Ich sage dir, daß noch keines dieser widerwärtigen, ekelhaften Geschöpfe mir zu nahe kam."

„Du leidest ungerecht und das macht dich stark!"

„Und hast du, unschuldige Seele, dies Unglück vielleicht verschuldet?"

„Ich nicht!" — hauchte Donna Julia mit einem schmerzlichen Seufzer — „aber meine Familie!"

„Kommst du wieder mit dieser Thorheit?"

„Es ist keine Thorheit, Arabella. Gott ist gerecht, sein Fluch hat uns alle getroffen. Bruder und Eltern haben ihre Freventhaten mit dem Leben büßen müssen, mich hat sein Zorn zu Schwererem verurtheilt."

„Du hast keinen Theil an ihren Thaten."

„Aber, als Tochter, habe ich Theil an dem Fluche, der sie traf. Sagte nicht Gott selbst zu Moses: er werde der Eltern Missethaten an den Kindern heimsuchen, bis in das dritte und vierte Glied? Darum muß ich hinnehmen, was er über mich verhängt und nur Dein Unglück zerreißt mir die Seele."

„Laß von diesem Gedanken ab!" — bat jetzt Arabella. — „Er lähmt völlig alle geistige Kraft in dir, und diese bedürfen wir jetzt vor allen Dingen!"

„Ich kann nicht," — entgegnete Julia seufzend — „Gott will es, daß ich für meine Eltern büße, ich küsse unter Thränen seine strafende Hand. Wohl werde ich erliegen; aber es ist gut, wenn das Geschlecht der Sanchez von der Erde verschwindet. Suche nur dich zu retten und überlasse mich meinem Geschick und Gottes Zorn."

Arabella wollte eben entgegnen, als sich ihnen ein Trupp der Weiber näherte.

Furchtsam wie Hunde, die an Schläge gewöhnt sind umkreisten sie lange mit scheuen und doch tückischen Blicken die beiden Mädchen, die sich noch immer fest umschlungen hielten. Es waren die Weiber der beiden Männer, die Arabella und Julia geraubt hatten. Haß gegen die Weißen, Neid und Eifersucht erfüllten ihre Herzen. Stand doch, diesen reizenden Wesen gegenüber, der letzte Schatten des Einflusses auf ihre Männer auf dem Spiele? Wußten sie nicht, daß die Weißen die Peiniger ihrer Race seien? Und hatten sich, dem ohnerachtet, ihre Männer diese Mädchen nicht zu Weibern bestimmt?

Was waren sie dann noch, wenn sie von ihnen ausgestochen wurden? Sklavinnen, Lastthiere und nichts weiter!

Wuth kochte daher in ihren Herzen, und da sie die Mädchen nicht vernichten konnten, so trieben sie Haß, Neid und Eifersucht, sie wenigstens zu quälen.

Und doch? ..... was war es, das sie abhielt, sich ihnen ganz zu nahen? die Wehrlosen anzufassen und auseinander zu reißen?

Wie gierige Wölfinnen schlichen sie um sie her; manche Hand streckte sich verzagt nach den Kleidern der Beiden aus, die sie ihnen ohnedem gerne vom Leibe gerissen hätten, um aus den Fetzen derselben sich selbst einen Schmuck zu bereiten ..... und doch wagte es Keine ..... denn, ... der feste, hoheitvolle Blick, das stolze, gebieterische Wesen Donna Arabella's hielt sie wie in einem Zauberbann.

Julia hing zitternd an der Freundin. Ein wunderbarer Kampf war in ihr. Ihre fromme Exaltation befahl ihr, sich unbedingt allem duldend hinzugeben, was Gott ihr durch ihr Schicksal auferlege, und doch sträubte sich ihr armes, schwaches Mädchenherz, ihre schüchterne Natur davor, bebte ihre Seele in Entsetzen vor dem, was kommen sollte.

Wohl sahen dies auch die Indianerinnen, und schnell war eine List entworfen. Es bedurfte ja nur einigen Flüsterns in der Caraibensprache und alle waren einverstanden.

Noch stand Arabella hoch aufgerichtet und sah' fest und kühn Jeder in das Auge, die sich ihr und der

Freundin nahen wollte. Die Indianerinnen aber hatten jetzt einen dichtgeschlossenen Kreis gebildet, den sie fast unmerkbar zusammenzogen. Jetzt freilich war es Arabella unmöglich gemacht, Alle mit ihren Blicken zu beherrschen. Zugleich aber begann die keckste unter den Indianerinnen in gebrochenem Spanisch — sie war auch einmal als Sklavin kurze Zeit in einer Pflanzung gewesen — mit Arabella zu unterhandlen. Sie sprach von „nicht bös meinen!" -- „Eines Mannes Weib sein," — mitgehen in Wigwam des „Adlerauges."

Arabella aber, die das Weib durchschaute, wieß sie stolz und in festem, gebietendem Tone zurück. Plötzlich ertönte ein Schrei. Während Donna del Toro gesprochen, hatten sich einige der verschmitzten Indianerinnen auf den Bauch gelegt, sich so, hinter dem Kreise der anderen Weiber, genähert, von da aus Julia's Füße ergriffen und mit solcher Gewalt an sich gerissen, daß diese mit einem Schrei zu Boden gesunken war und Arabella losgelassen hatte. Jauchzend schleiften sie jetzt die Arme an der Erde fort; während sich vier andere Weiber von hinten auf Arabella stürzten, ihr die Arme mit roher Gewalt auf den Rücken zogen und dort knebelten.

Julia stieß herzzerreißende Schreie aus; aber ihr Mund ward ihr bald mit Blättern verstopft, und im Laufe ward sie nach dem Wigwam geschleift, der ihrem jetzigen Herrn gehörte. Eine wahre diabolische Freude strahlte dabei aus den Augen der Weiber. Ihre nach

Rache heißhungerigen Blicke — jenen raubgieriger Wölfinnen gleich — schienen sich zu fragen, wie man die Verhaßte nun quälen solle. Wußten doch die Indianerinnen, daß diese Nacht nicht an ein Heimkommen der Männer zu denken sei, ja daß diese morgen und vielleicht noch länger, von dem Genusse des Guarapo's betäubt, in todtähnlichem Schlafe liegen würden.

Aber es bedurfte hier keiner weiteren Verständigung. Die lüsternen Blicke der Weiber hatten schon seit der Ankunft der Gefangenen namentlich auf deren schönem Kleide von buntem Stoff geruht; jetzt war es, als ob sich Raubthiere über ein Lamm stürzten, so fielen, wie von einem und demselben Gedanken erregt, die Unholdinnen über Julia her und rissen ihr das Oberkleid in Stücken vom Leibe.

Julia stand zitternd; aber der Gedanke, der seit lange ihren Geist beherrschte, war wieder mit der ganzen Kraft über sie gekommen. Sie litt für die Verbrechen ihrer Familie, und Gott hatte sie vielleicht gewürdigt, durch ihr Schicksal einen Theil der Leiden abzubüßen, die diese in dem jenseitigen Leben jetzt wohl erwarteten. So kam plötzlich der Muth des Leidens, ja fast der Enthusiasmus eines kindlichen Märtyrerthumes über sie. Sie bebte unter den Mißhandlungen der Wilden; aber sie grüßte diese Mißhandlungen mit einer Art fanatischer Freude.

So stand sie jetzt, nur noch verhüllt von dem einzigen weißen Unterkleide, das sie in jener Unglücksnacht, die Diamante vernichtete, übergeworfen. Ihr schönes Haupt war auf den Busen gesunken, die Arme mit den wie zum Gebet gefalteten Händen, hingen schlaff in den Schooß herab.

Ihr Mund aber lispelte: — „Hier bin ich, Herr und Gott, laß mich martern, laß mich sterben; aber sei den Meinen gnädig!"

Die Weiber hatten sich unterdessen mit den Fetzen des Kleides nach ihrer Art geschmückt: die eine ließ den Streifen, den sie erbeutet, über die Achseln fallen, wie die Männer die Jaguarfelle trugen; die Andere wandt ihn um die Haare; eine Dritte band ihn unter den braunen Brüsten zusammen. Aus aller Blicken aber leuchtete jetzt die stolze Freude befriedigter Eitelkeit. Aber diese Freude griff doch nur kurze Zeit Raum in den verwilderten Seelen, das dominirende Gefühl blieb Bosheit und Rachsucht. Sie, die beständig wie Lastthiere von ihren Männern mit Hieben und Tritten behandelt wurden, konnten sich die Lust nicht versagen, jetzt auch einmal ihre Bosheit an einem unterworfenen Geschöpfe zu fühlen.

Rasch winkten sie jetzt Julia vor einem niederen Troge, in den sie Mais schütteten, niederzuknieen. Dann drückten sie ihr einen Stein in die Hand und hießen sie durch Geberden, den Mais verreiben. Es war dies eine

der gewöhnlichen Tagesarbeiten der Weiber und für diese ein Leichtes; aber das zitternde, zarte Mädchen war dieser Arbeit nur schlecht gewachsen; unter Hohn und Jubel umtanzten sie daher die Unholdinnen, während sie mit ihren Fäusten auf sie schlugen, daß sie oft fast zu Boden sank, oder mit ihren langen Nägeln sie kratzten, daß das Blut darnach lief und Julia vor Schmerz in sich zusammenzuckte.

Aber sie schrie jetzt nicht mehr, sie wimmerte nur leise und ihr einziger Gedanke war: — „Ich danke dir Gott, daß du mich für meine Eltern und für meinen Bruder büßen läßest. Erlöse ihre Seelen aus dem Fegefeuer und nimm mein Blut. Ich küsse die Hand die mich züchtigt.“

Aber immer noch mußte sie reiben und jetzt fingen ihre Kräfte an zu schwinden.

Die Weiber dagegen befiel eine Art Raserei. Es war bei ihren wilden, thierischen Naturen fast wie bei dem Löwen, der Blut geleckt hat. Sie, die gewohnt waren, bei der Geburt von Zwillingen stets eines der Kinder umzubringen — weil das wilde und rohe Vorurtheil unter ihnen jede Mutter von Zwillingen dem allgemeinen Spott preisgab*) — konnten und sollten sie hier menschlich fühlen?

*) Thatsache. A. von Humboldt: „Voyage aux régions équinoxiales“ etc. II. 260.

„Reise“. Heft V. 154. „Zwillinge in die Welt setzen, heißt

Je schwächer daher Julia wurde, desto rasender fielen sie über sie her; auch das Unterkleid rissen sie ihr jetzt ab und das Hemde, dann sperrten sie sie in eine niedere kleine Hütte, in der sich fünf oder sechs Schweine befanden.

Aber jetzt, als sie sich in tiefer Nacht mitten unter den Thieren befand, die an ihrem ganzen Körper mit ihren kaltnassen Schnauzen an sie kamen, sich an ihr aufstellten und sich gegen sie drückten .... jetzt verließ Julia beinahe die letzte Kraft des Körpers und des Geistes; halb besinnungslos brach sie in die Kniee, und die Hände gefaltet, flüsterte sie: — „Herr! sei mir und den Meinen gnädig und nimm meinen Tod als Sühnopfer an!"

Aber in demselben Augenblicke hörte sie ein furchtbares Geheul von Weiberstimmen; gleich darauf ward die Thüre des Stalles aufgerissen und die herkulische Gestalt eines Indianers bückte sich herein, Julia erkannte noch in ihm den Sohn des Apoto, den Häuptling, der sie geraubt, — sie fühlte sich von seinem nervigen Arme umfangen und herausgehoben, dann schwanden ihre Sinne und sie wußte nichts mehr von sich! — — nicht mehr, was mit ihr geschah! — — — —

---

bei den Caraiben, sich dem allgemeinen Spott preisgeben; heißt, es wie Ratten und Beutelthiere machen, die viele Junge zugleich werfen." Auch die schwächlichen Kinder bringen die Völkerschaften am Orinoco nach der Geburt um's Leben.

Arabella hatte nämlich, als sie die vier Weiber von hinten gepackt und ihre Arme zusammengeschnürt, auch einen Schrei ausgestoßen, aber einen Schrei der Empörung und des Zornes.

„Zurück!" — rief sie zugleich und riß sich mit einer so stolzen, so kühnen Bewegung los, daß sie sofort wieder wie eine Königin dastand, obgleich ihre Arme noch gefesselt blieben.

„Gebt meine Arme frei!" — herrschte sie jetzt — „ich bin die Schwester des Gouverneurs von Varinas. Sein Arm wird euch vernichten, wenn er erfährt, daß ihr mich geknebelt!"

Aber nur eine unter den Weibern verstand ja diese Worte. Es war jene ehemalige Sklavin. Dennoch war der Ton, in dem sie gesprochen, so gewaltig, daß er allein schon den Weibern imponirte. Sie wichen zurück, nur jene blieb stehen und sagte boshaft lächelnd:

„Aber Gouverneur erst kommen müssen! .... Caraiben weit, weit sein von Varinas!"

Arabella schleuderte der Sprechenden einen Blick des Zornes und der Verachtung zu, dann rief sie gebietend:

„Löse mir die Bande, Elende! Wenn wir auch weit von Varinas und San Fernando de Apure sind, so wird der Gouverneur euch doch finden. Er wird seine Schwester suchen, bis an das Ende der Welt, und Alle vernichten, die es gewagt, sie zu beleidigen."

„Nicht vernichten können," — sagte die Sklavin höhnisch — „wenn nicht haben. Caraiben wachsam sein. Caraiben sich freuen, ... weiße Haut haben. Rache nehmen an weiß Mädchen vor arm Sklaven. Weiß Mädchen jetzt quälen wollen, wie Massa quälen arm Nigger und arm Caraiben-Sklaven, wenn Peitsche geben, „Neck-Yokes" und Stocks."

Und sie winkte die anderen Frauen heran.

„So will ich sehen, wer es wagt!" — rief Arabella.

In der That regten sich die übrigen Weiber nicht. Da warf sich die Sprecherin auf den Boden, um, wie vorhin Julia, jetzt auch Arabella an den Füßen zu packen und niederzureißen.

Arabella erkannte ihr Vorhaben. Wie siedendes Blei rann es durch ihre Adern, — wie mit glühenden Strömen schoß es in ihr Herz: gelang der Indianerin ihr Vorhaben, dann war sie verloren. Nur hoch und stolz aufgerichtet konnte sie mit Wort und Blick die halb thierischen Seelen dieser Wesen dominiren. Einmal zu Boden geworfen, war sie ein Opfer ihrer cannibalischen Rachsucht.

Es war Arabella zu Muthe, als fühle sie einen Dolch in ihr Herz dringen. Woher jetzt Rettung?

Doch siehe! nahe bei ihr stand eine Curiy-Fichte mit breitem Stamm. Ein Sprung und sie stand an demselben. Jetzt war sie doch, wenn sie den Rücken an den Stamm lehnte, von hinten geborgen. Wie eine gereizte

Löwin erwartete sie nun die Indianerin, entschlossen, diese, wenn immer möglich, niederzutreten.

Aber auch die Augen der Indianerin funkelten, wie die einer giftigen Schlange, und wie eine solche kroch sie jetzt auch, jede Bewegung Arabella's mit den Blicken verfolgend, heran.

Jetzt war sie nahe genug . . . . . jetzt hob sie den rechten Arm, die Tritte der Geknebelten abzuwehren, während der linke, den Fuß des Mädchens bei den Knöcheln zu packen suchte. So entspann sich in der That ein eigenthümlicher Kampf, der an Wuth und Verzweiflung wirklich dem einer Löwin und einer Schlange glich.

Die übrigen Weiber folgten ihm mit der Lust und Spannung, die wilde, ungezähmte Naturen an jedem Kampfe, als dem Ringen der Gewalt gegen die Gewalt, haben. Aber unwillkürlich fingen auch ihre Augen mehr und mehr zu funkeln und zu glühen an; die Leidenschaft steigerte sich, ein leises Heulen kam über ihre Lippen, als sich mit einemmale — als könnten sie ihren cannibalischen Rachedurst nicht mehr zähmen — auch die übrigen Weiber niederwarfen und von allen Seiten herankrochen.

„Verloren!" — das war der einzige Gedanke Arabella's. O hätte sie sich jetzt doch selbst einen Dolch in das Herz bohren können.

Aber umsonst dieser Wunsch! sie war geknebelt, und eben erfaßte eine Hand ihren Fuß .... als ein Schrei des Entsetzens rings um sie her erschallte.

Regungslos, die Gesichter in den Staub gedrückt, blieb die ganze Schaar der Weiber.

Arabella schaute erstaunt auf, ... da erschrack sie selbst: denn dicht neben ihr stand eine dunkle hohe, gewaltige Gestalt. Die Augen leuchteten aus dem rothen Antlitz wie Sterne hervor, das weiße Haar glich im Scheine des Mondes, der jetzt aufgegangen, einer silbernen Krone.

Es war der alte Häuptling des Stammes, der „Apoto", der mit finsterem Ernst auf den Haufen der im Staube liegenden Weiber sah.

Arabella athmete hoch auf; denn die wenigen Tage, die sie sich jetzt in dem Lager der Caraiben befand, hatten ihr Achtung vor dem alten Häuptlinge eingeflößt, der seine Würde bewahrte und an dem die ganze Horde mit Ehrfurcht, ja mit Liebe hing.

„Warum ist das weiße Mädchen gebunden?" — frug er jetzt in fast feierlichem Tone.

Kein Laut kam über die Lippen der Weiber, nur ein leises halb unterdrücktes Heulen glaubte Arabella von ihnen zu vernehmen.

„Wird „„die Adlerklaue"" keine Antwort erhalten?" — frug der Apoto noch einmal.

Die Weiber schwiegen noch immer.

Der greise Häuptling stand unbeweglich; aber er wandte das Haupt jetzt langsam nach Arabella und sagte in ziemlich gutem Spanisch:

„Das weiße Mädchen ist allein; wo hat es die Gespielin gelassen?"

„Sie haben die Freundin mit Gewalt von mir gerissen!" — entgegnete Arabella fest — „und haben sie an den Füßen fortgeschleift, um sie aus Haß zu martern und zu quälen. Auch mir wollten sie dasselbe thun, darum bin auch ich geknebelt."

Der Apoto schwieg eine längere Zeit, dann hob er das Haupt mit Würde und sagte:

„Der Haß ist eine böse Frucht; aber die Weißen haben sie ausgesäet."

„Und glaubt der große Häuptling" — entgegnete Arabella ruhig — „daß die beiden armen Mädchen, die ihr grausam geraubt, auch Haß gesäet?"

Der Apoto schwieg abermals auf Minuten.

„Hat meine Tochter schon vernommen, warum die Haut ihres Stammes weiß ist?" — frug der Alte.

„Sie ist begierig die Ansicht des großen Häuptlinges darüber zu hören!" — versetzte die Gefragte.

Die Antwort und das ruhige, feste Wesen des Mädchens schienen dem Apoto zu gefallen. Seine Mienen wurden weniger hart.

„So mag meine Tochter es hören!" — sagte er. — „Der große Geist hat den Menschen mit dunkeler Haut

geschaffen, stark und frei. Als aber der erste Mord begangen war, und der große Geist den Mörder frug: Wo ist dein Bruder? erschrack der Mörder so sehr, daß er bleich ward am ganzen Körper . . . . . und . . . . . bleiche Gesichter zeigen noch heute seine Nachkommen!"

Es lag eine so furchtbare und entsetzliche Anklage und Wahrheit in diesen ruhig gesprochenen Worten, daß sie Arabella durchschauerten, als habe sie einen Spruch des jüngsten Gerichts vernommen.

Welche tiefe, unaustilgbare Furchen hatte doch der Haß gegen die weißen Unterdrücker in den Herzen dieser Völker gezogen! Und was konnte sie erwarten, wo der Haß solche Wurzeln geschlagen?

Dennoch verzagte Arabella nicht. Rasch hatte sie sich gesammelt und sagte:

„Der große Häuptling hat viele tapfere und treue Krieger unter sich; wird er aber verantwortlich sein, wenn einer unter ihnen zum Verräther wird? Wird er arme Mädchen büßen lassen, was harte Herzen unter den Weißen an Männern und Weibern seines Stammes gethan?"

Eine kleine Pause folgte. Dann sagte der Alte:

„Die „„Adlerklaue"" will Niemanden unrecht thun; aber wie der Regen fällt über die Wälder und zahllose Keime weckt, so ist das Blut geflossen, daß Don Sanchez aus den Adern brauner Männer und Weiber vergossen, und hat in tausend Herzen die Keime des Hasses her-

vorgerufen. Werden die Worte meiner Tochter sie wandeln in Keime der Liebe?"

„Gott ist gerecht!" — dachte hier Arabella und es fiel ihr das Verschulden der Europäer wie Bergeslast auf die Seele. Sie begriff selbst in diesem Momente den schwärmerischen Fanatismus Julia's, deren ganze moralische Kraft die Schuld der Ihren zu Boden drückte.

Dennoch fand sie sich und die Energie ihres Charakters rasch wieder. Sie hätte auch jetzt sich als die Tochter des Gouverneurs angeben und so den Haß abschütteln können, der auch sie, die vermeintliche Tochter Don Sanchez, doppelt traf. Aber mit Abscheu verwarf Arabella diesen Gedanken. Jetzt, in der höchsten Gefahr, wollte sie nichts vor der Freundin voraushaben; ja sie war entschlossen, um ihr ganzes Schicksal zu theilen, sich für ihre Schwester auszugeben.

„Der große Häuptling" — sagte sie daher — „will nicht Unrecht thun. Weiß er denn, was die Tochter des Don Sanchez oft gethan?"

„Er hat ein Ohr, es zu hören!"

„Nun denn!" — fuhr Arabella fort und sie stand jetzt wieder hoch aufgerichtet, wie eine Königin, da — „so mag er es vernehmen. Die Tochter des Don Sanchez, die sie dort quälen, hat oft zu den Füßen des Vaters gelegen und ihn angefleht, Gnade zu haben und Milde zu üben gegen die dunkelen Männer und Weiber. Kann

sie, dafür, daß ihre Bitten und Thränen nichts vermochten gegen des Mannes Herz aus Stein und Eisen?"

„Sie kann nichts dafür!"

„Sanchez — Vater, Sohn und Weib — hat die Rache der Caraiben getroffen. Unter Qualen sind sie gestorben; Asche ist ihr Leib und Asche ist ihre Habe. Werden der große Häuptling und seine Krieger jetzt Krieg führen gegen die wehrlosen Töchter?"

„Sie werden es nicht."

„Oder sich freuen an ihren Qualen?"

„Nein!"

„Nun, was alsdann? Warum leidet meine Schwester unter den Händen rachsüchtiger wüthender Weiber? Warum bin ich geknebelt?"

Der Apoto antwortete nicht. Ruhig und bedächtig nahm er das lange Messer, das er an einem dünnen Gürtel trug und durchschnitt die Banden Arabella's. Dann ahmte er laut und deutlich den Schlag der Drossel nach; worauf er still und unbeweglich verharrte. —

Nach wenigen Minuten stand sein jüngster Sohn neben ihm, derselbe schöne und stattliche Caraibe, der Julia geraubt. Der Alte flüsterte ihm einige Worte zu, und der junge Mann verschwand.

„Vater!" — sagte jetzt in bittendem Tone Arabella.

Das Wort mochte dem Alten schmeicheln.

„Was begehrt meine Tochter!“ — entgegnete er milder.

„Gewährt mir eine Bitte.“

„Und welche?“

„Laßt mich und die Schwester nicht mehr trennen.“

Der Alte schwieg und eine Wolke trat auf seine Stirne.

„Dem Himmel gehört sein Blau, dem Walde sein Grün!“ — sagte er dann mit der im eigenen finsteren Würde. — „Der große Geist hat sie Beiden gegeben und Niemand kann sie ihnen nehmen“.

„Und wir . . .“

„Ihr seid das Eigenthum Derer, die euch erbeutet!“

„Aber es sind beide eure Söhne!“

„Der große Geist gab euch an sie; wer sollte es wagen, ihm entgegen zu treten?“

Arabella schauderte zusammen. — Der Alte gewahrte es.

„Meine Tochter kann ruhig sein!“ — versetzte er stolz und würdevoll. — „Das Adlerauge“ ist der Sohn des großen Häuptlings, wie auch „die stolze Ceder“ sein Sohn ist. Kein Haar soll euch mehr gekrümmt werden!“ — setzte er dann, zu den noch immer im Staube liegenden Weibern gekehrt, mit Donnerstimme hinzu, indem er ihnen in der Sprache des Stammes sich zu erheben gebot.

In demselben Augenblicke legte „die stolze Ceder“

die noch immer ohnmächtige Julia zu Arabella's Füßen. Eine der Weiber folgte zitternd mit den Resten der Kleidungsstücke.

„Ihr seid und bleibt das Eigenthum der Söhne des großen Häuptlings!“ — sagte der Apoto jetzt ernst. — „Aber für die Zeit des Curarefestes, mag sein Wigwam Euch gemeinsam schützen.“

Und damit berührte er Beide und gab ein Zeichen, die Mädchen nach seiner Hütte zu führen. Die Berührung des Apoto hatte sie geheiligt, die Weiber maßen sie nur noch mit scheuen Blicken. — —

Dem angstvollen Tage aber folgte eine qualvolle Nacht. Arabella und Julia saßen, eng verschlungen, am Boden und weinten. Keine sprach, denn ihre Schmerzen waren für Worte zu groß.

O wie flog suchend und nach Hülfe schreiend das Herz Arabella's nach dem Geliebten, nach Don Sotto, dem Bruder und Pater Acosta!

Ach! Sotto! Sotto! er konnte ja nicht ahnen, was ihr geschehen; welches entsetzliche Unglück über sie und ihn hereingebrochen war. Heiter und in den frohen Genuß reicher Naturstudien versenkt, das Herz voll der süßesten und glücklichsten Hoffnungen, schwamm er wohl jetzt auf den Fluthen des Orinoco, weit . . . weit . . . unerreichbar weit entfernt. Und nicht eine Nachricht konnte zu ihm dringen . . . und nichts vermochte ihm zu sagen: O sieh deine geliebte Arabella in stiller Ver-

zweiflung, eine Beute wilder Caraiben . . . vielleicht in wenigen Tagen . . . sich in den nervigen Armen eines Wilden sträubend!

Es waren entsetzliche Stunden . . . die Stunden dieser Nacht. Erst gegen Morgen erlag Julia der Müdigkeit und dem Schlafe.

Aber wie war ihr, als sie erwachte und in das Antlitz Arabella's blickte. Keine Verzweiflung war in ihm mehr zu lesen, wohl aber thronte ein fester, hoheitsvoller Entschluß in ihm.

„Arabella, was hast du?" — frug Julia erstaunt.

Arabella sah sich um, sie waren allein.

„Was ich habe?" — wiederholte die Gefragte, und es blitzte etwas in ihren Augen, das wie Todesverachtung aussah.

„Ich habe den Weg zu unserer Rettung gefunden."

„Wie so? wäre es möglich?" — rief Julia halblaut.

„Stille!" — gebot Arabella ernst, indem sie einen in ein Stück Palmblatt gewickelten Gegenstand aus ihrem Busen zog.

„Nimm!" — sagte sie dann hastig zu der Freundin — „und verbirg es, wie ich."

Julia schob die kleine Rolle unter das Bruststück des Unterkleides, das ihr allein noch geblieben.

„Und was ist es?" — frug sie dann.

„Eine Pfeilspitze!" — lispelte Arabella. — „Ich habe sie diese Nacht nebst einer anderen für mich,

entwendet und dort in den Kessel mit Curare getaucht. Laß uns leben und selbst leiden, so lange noch Hoffnung ist zu entkommen, oder durch meinen Bruder — der gewiß die ganze Provinz zu unserer Rettung aufbietet — befreit zu werden. Sollten aber beide Hoffnungen vereitelt werden, oder gar unsere Ehre gefährdet sein, dann, liebe Julia, nur eine leise Wunde mit diesen Pfeilspitzen . . . und . . . wir sind auf ewig frei!"

Julia bebte zusammen. — „Ein Selbstmord?" — sagte sie beklommen.

„Nein!" — entgegnete Arabella stolz und ruhig — „nur eine Erlösung von dem Schlimmsten, was ich mir denken kann . . . . von Knechtschaft und Entehrung!"

El-Dorado.

Humboldt, Bonpland und Sotto hatten unterdessen — in Begleitung eines gewissen Pater Zea aus den Missionen, der ihnen als Hauptführer diente — ihre große, für die Wissenschaft so unendlich wichtige Reise fortgesetzt.

Am 6. Mai erreichten sie den Rio Negro, einen, wegen seiner Krümmungen berüchtigten Fluß, nachdem sie sechsunddreißig Tage in einem schmalen und beweglichen Kanoe eingeschlossen gewesen waren, wo das Aufstehen eines Einzelnen von seinem Sitze die Ursache des Umschlagens der Pirogue geworden sein würde, hätte man nicht jedesmal vorher die Ruderer benachrichtigt, damit sie, durch Anlegen an die andere Seite des Fahrzeuges, die Gefahr des Umschlagens und Ertrinkens zu verhindern suchten.

Hatten Humboldt und die Seinen auch unaussprechlich von Insektenstichen leiden müssen, so waren sie doch von dem ungesunden Klima nicht berührt worden, — hatten sich durch die Katarakten und Brandungen, so wie durch andere zahllose Gefahren glücklich und heiter durchgeschlagen. Mit Freuden blickten sie also auf diese Tage, auf alle die überwundenen Anstrengungen und Gefahren zurück, während Alexander von Humboldt's Herz das Hochgefühl schwellte: seinen wichtigsten Reisezweck am Orinoco erfüllt zu wissen, der darin bestand, den Lauf jenes Armes des Orinocostromes, welcher sich in den Rio Negro ergießt, astronomisch bestimmt zu haben und damit das Dasein desselben zu bewahrheiten, das ein halbes Jahrhundert lang bald behauptet und bald geleugnet worden war. Die bis dahin vorhandenen Landkarten waren so mangelhaft, daß Humboldt's Reise in diese Gegenden in der That für die genaue Bestimmung der verschiedenen Orte und die Berichtigung der Landkarten von der größten wissenschaftlichen Bedeutung wurde.

Großes ward so geleistet; aber Großes ward auch überstanden! Des Wissens hohe Beseligung, Ruhm und Unsterblichkeit werden so leicht nicht erkauft, und es bedurfte wirklich so starker, muthiger und ausdauernder Charaktere, wie diejenigen Humboldt's und Bonpland's

waren, um nicht muthlos vor den sich entgegenstellenden Schwierigkeiten zurückzubeben.

Den Tag über wurden sie von den „Mosquitos“ und „Jejen,“ kleinen giftigen Mücken aus der Gattung Simulium, furchtbar geplagt, bei Nacht dagegen von den „Zancudos,“ einer großen Schnakenart, vor welcher sich selbst die Eingeborenen fürchten. Ihre Hände fingen an stark zu schwellen und die Geschwulst nahm täglich so sehr zu, daß sie bald kaum mehr im Stande waren, die Hände zu gebrauchen.

Wer die großen Ströme des tropischen Amerika, wie den Orinoco oder den Magdalenenfluß nicht befahren hat, kann nicht begreifen, wie man ohne Unterlaß, jeden Augenblick im Leben von den Insekten, die in der Luft schweben, gepeinigt werden, wie die Unzahl dieser kleinen Thiere weite Landstrecken fast unbewohnbar machen kann. So sehr man auch gewöhnt sein mag, den Schmerz ohne Klage zu ertragen, so lebhaft uns auch der Gegenstand, den wir eben beobachten, beschäftigen mag, unvermeidlich werden wir immer davon abgezogen, wenn Mosquitos, Zancudos, Jejen und Tempraneros Hände und Gesicht bedecken, uns mit ihrem Saugrüssel, der in einen Stachel ausläuft, durch die Kleider durchstechen, und in Nase und Mund kriechen, so daß man, wenn man in freier Luft spricht, beständig husten und nießen muß.

In den Missionen am Orinoco, in diesen von unermeßlichen Wäldern umgebenen Dörfern am Stromufer, ist aber auch die plaga de los moscos die eigentliche und wahre Geißel des Himmels. Man begrüßt sich nicht mit „Guten Morgen!" oder „Wie hast du geschlafen?" — sondern mit den Worten: „Que le han parecido los zancudos de noche?" — „Wie haben Sie die Zancudos heute Nacht gefunden?" — oder „Como stamos hoy de mosquitos?" — „Wie steht es heute mit den Mosquitos?" Gerade wie in China, im himmlischen Reiche, die Höflichkeitsformel lautet: „Vou—to—hou?" — „Seid Ihr diese Nacht von Schlangen beunruhigt worden?"

Wie bezeichnend für alltägliche Lebensqualen sind diese ständig gewordenen Redensarten?

In der Mission Maypures, in der Nähe der Katarakten des Orinoco, fand Humboldt, daß die Indianer bei Nacht aus der Mission entschlüpfen, um auf den kleinen Inseln mitten in den Wasserfällen zu schlafen, da sie es am Lande nicht aushalten können. Sie finden dort doch wenigstens einige Ruhe, da die Mosquitos eine mit Wasserdunst beladene Luft fliehen.

Zwischen dem kleinen Hafen von Higuerote und der Mündung des Rio Unare aber haben die unglücklichen Einwohner sogar den Brauch, sich bei Nacht auf die Erde zu legen und sich drei bis vier Zoll tief in den Sand einzugraben, so daß nur der

Kopf frei bleibt, den sie mit einem Tuche bedecken. So nur können sie den Mosquitos und Zancudos entgehen!

Humboldt und seine Freunde umgaben diese giftigen Insekten in den tiefen Luftschichten vom Boden bis zu 15—20 Fuß Höhe oft mit einem dichten Dunste, in wahrhaften Wolken, die sich bis zur völligen Undurchsichtigkeit verdickten.

In Mandavaca fand Humboldt einen alten Missionär der mit jammervoller Miene gegen ihn äußerte: er habe jetzt seine zwanzig Moskitojahre auf dem Rücken! (Ya tengo mis vento anos de mosquitos!) Da jeder Stich dieser Thiere einen kleinen schwarzbraunen Punkt von geronnenem Blut zurückläßt, waren seine Beine dergestalt gefleckt, daß man vor Flecken geronnenen Blutes kaum mehr die weiße Haut sah.

Die Missionär's Posten in jenen Gegenden, wo es, nach dem hyperbolischen Ausdruck der Mönche, „mehr Mücken als Luft" gibt („mas moscas que ayre!"), werden daher auch oft der Bosheit der Ordensoberen zu gelegenen Strafanstalten. Können sie einen Mönch nicht leiden oder wollen sie sich an einem Laienbruder rächen, so schicken sie ihn auf die Missionen jener Gegenden. Der halb scherzhaft, halb boshafte Ausdruck unter den Ordensleuten heißt dann: „Er ist zu den Mosquitos verurtheilt."

Sehr merkwürdig fand Humboldt dabei den Umstand daß die verschiedenen Arten nicht unter einander und durcheinander fliegen, und daß man zu verschiedenen Tagesstunden immer wieder von anderen Arten gestochen wird. Die Indianer nennen dies mit einem Witz der Verzweiflung „das auf die Wache ziehen der Mücken."

Von sechs ein halb Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends wimmelt die Luft von Myriaden und Myriaden Mosquitos. (Es sind dies Arten der Gattung Simulium aus der Familie der Nemoceren nach Latreille's System.) Eine Stunde vor Sonnenuntergang werden dann die Mosquitos von einer Schnakenart abgelöst, die man dort Tempraneros nennt: „die früh auf sind!" — weil sie sich auch bei Sonnenaufgang zeigen. Sie bleiben kaum eine und eine halbe Stunde und verschwinden schon wieder um sechs und sieben Uhr Abends. Gleich darauf aber fühlt man, um nicht aus der Gewohnheit zu kommen, die Stiche der Zancudos, einer anderen giftigen Schnakenart (Culex) mit sehr langen Füßen, die alsdann ihren Blutdurst die Nacht hindurch an den armen Menschen stillen.

Diese in der That unbeschreibliche Plage war für Humboldt und seine Begleiter so groß, daß Humboldt oft nicht im Stande war, seine Messungen fortzusetzen und seine Instrumente zu richten. Ebenso ging es Bonpland mit dem Einlegen seiner Pflanzen.

Wenn die Indianer am oberen Orinoco und am Cassiquiare sahen, daß Bonpland wegen der unaufhörlichen Moskitoplage seine Pflanzen nicht einlegen konnte, forderten sie ihn auf, in ihre Hornitos (Oefen) zu gehen. So heißen nämlich die kleinen Gemächer ohne Thüre und Fenster, in die man durch eine ganz niedrige Oeffnung auf dem Bauche hineinkriecht. Mittelst eines Feuers von feuchtem Strauchwerk, das viel Rauch gibt, jagt man die Insecten hinaus und verschließt dann die Oeffnung des Ofens. Daß man dadurch aber die Moskitos los ist, erkauft man ziemlich theuer; denn bei der stockenden Luft und dem Rauche einer Copalfackel, wie sie die Indianer anfertigen, wird es entsetzlich heiß darin. Und doch hatte Bonpland den Muth, die Geduld und die Ausdauer, viele hundert Pflanzen in diesen Hornitos der Indianer zu trocknen und einzulegen.

Es war eben die heilige Begeisterung für die Wissenschaft, die ihn auch diese Schwierigkeiten überwinden ließ!

Und nichts, gar nichts hilft gegen diese kleinen blutdürstigen Thiere: weder Wind, noch Rauch, noch starke Gerüche, noch das Einreiben der Haut mit irgend welchem Stoff! Eingeborne und Europäer sind dieser namenlosen Plage gleich unterworfen, so daß diese geflügelten, gesellig lebenden, kleinen Insecten, die in ihrem Saugrüssel eine die Haut reizende Flüssigkeit bergen, große, unabsehbar ausgedehnte Länder fast völlig unbewohnbar machen!

Wunderbare Natur! Und gibt es nicht in jenen Ländern, andere, gleichfalls kleine, ganz unbedeutend scheinende Insecten, die Termiten (Comejen, auch weiße Ameisen genannt) die der Entwicklung der Cultur geradezu schwer zu besiegende Hindernisse entgegensetzen? Furchtbar rasch verzehren sie Papier, Pappe, Pergament, Holz u. s. w., ja sie zerstören Archive und Bibliotheken. In ganzen Provinzen von spanisch Amerika gibt es keine geschriebene Urkunde, die hundert Jahr alt wäre. Wie soll sich aber die Cultur entwickeln, wenn nichts Gegenwart und Vergangenheit verknüpft, wenn man die Niederlage menschlicher Kenntnisse stets erneuen muß, wenn die geistige Errungenschaft der Nachwelt nicht überliefert werden kann? *)

Aber so furchtbar auch die Plage der Mosquitos, Zancudos, Jejen und Tempraneros war, Humboldt und seine Freunde überstanden sie muthig.

Die Pirogue mußte vom Rio Tuamini zum Rio Negro über eine Landenge von 36,000 Fuß weit geschleppt werden; sie mußte über den Cassiquiare wieder in den Orinoco herauf und zum zweitenmale durch die beiden Raudals. Humboldt und seine Freunde überwanden auch diese Schwierigkeiten.

---

*) „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent“ par A. de Humboldt et A. Bonpland II. p. 228. 472. — „Humboldt's Reise in die Aequinoctial-Gegenden des n. C.“ deutsch von Hauff. Lief. VI. 195—217.

Sie hatten mit ihrer kleinen Pirogue eine ganze Menge Wasserfälle und Flußdämme zu überwinden, welche die Stromfahrt sehr beschwerlich und oft gefährlicher machte, als eine lange Seereise. Muth, Heiterkeit der Seele, Ausdauer und Begeisterung für die Wissenschaft, machten sie auch hier zum Sieger.

Sie hatten Tag und Nacht Krokodile, Tiger, Vampyre, Schlangen und Nattern zu fürchten. Sie trotzten freudig auch diesen Gefahren.

Namentlich ward ihnen jetzt die Unzahl der Schlangen und giftigen Nattern gefährlich. Legten sie sich Nachts, wenn sie — was oft vorkam — ihre Matten nicht befestigten konnten, auf Fellen nieder, so geschah es zwischen zwei Feuern, die Tiger zu schrecken; dann aber drohten um so mehr die Schlangen und Nattern, die des Nachts die Wärme suchen. So fand Humboldt eines Morgens, als man das Jaguarfell aufhob, unter dem der Mulatte gelegen, eine große Natter darunter. Einst aber kam sogar wirklich eine Schlange zu einem der Reisenden in das Bett und brachte einen Theil der Nacht ganz gemüthlich darin zu, ohne ihm etwas zu Leide zu thun.*)

Und dabei die wilden Indianerstämme, die hier vereinzelt hausten! Welche beständige Lebensgefahr, in der die Freunde schwebten?

---

*) Thatsache.

Da waren unter vielen anderen die Huaques-Indianer, auch „Murcielagos“ d. h. „Fledermäuse“ genannt, weil sie den Gefangenen, die sie machten, das Blut aussaugten. *) Wilde, deren Gebiet noch nie der Fuß eines weißen Menschen betreten. Da kamen sie in den Bereich der Manitivitanos-Indianer über die man das Entsetzlichste berichtete. Sie waren noch in so furchtbarer Wildheit befangen, daß ihnen, Menschenfleisch zu genießen, eine Lust war. **) Noch wenige Jahre früher hatte Cocuy, der Häuptling dieses Stammes, aus besonderer Vorliebe die schönsten und fettesten seiner Weiber verspeist. ***)

Welch' ein Muth, welch' ein Wissensdrang gehörte unter allen diesen Umständen dazu, immer noch tiefer in das Innere dieser endlosen Wälder einzudringen.

Humboldt wußte es: sobald man über die großen Katarakten weg ist, befindet man sich in einer neuen Welt; man fühlt es, man hat die Schranken hinter sich, welche die Natur selbst zwischen den cultivirteren Küstenstrichen und den wilden unbekannten Ländern im Innern gezogen zu haben scheint.

---

*) Thatsache.

**) „Es ist dies“ — sagt Pater Gili mit der Naivität eines amerikanischen Missionärs — „eine üble Gewohnheit dieser Völker.“

***) „Voyage aux régions équinoxiales“ etc. II. p. 477.

Vor ihnen lagen jetzt die Berge am Sipapo, hinter welchen lange Cruzero, der mächtige Häuptling der Guaypunabis-Indianer lebte. Vor ihnen lagen die fast undurchdringlichen, noch ganz und gar undurchforschten Wälder desselben Sipapo, in welche die Missionäre das wilde, schreckliche Volk der Rayas versetzten, die „den Mund am Nabel" haben sollten.

Und weiter, weiter noch sollte gar „El-Dorado", das „Goldland", das Land der Sagen und Mährchen liegen; — das Land, das seit der Entdeckung Amerika's die Phantasie so zahlloser Menschen in kindischer Einbildung und Sehnsucht erhitzte.

Hatte doch der Spanier Orellano diese Fabel selbst nach Europa gebracht; — war doch sogar eine Karte dieses eingebildeten Gold-Landes nebst der dazu gehörigen Beschreibung erschienen, die eine Masse Leichtgläubiger über das Meer führte, wo sie, statt Gold und Juwelen zu finden, zumeist in Jammer und Elend umkamen.

Auch hierüber so viel als möglich Licht zu verbreiten, hatte sich Alexander von Humboldt zur Aufgabe gemacht. Zwar hatte er bis jetzt auf seiner Reise noch so wenig Gold gefunden, als einst, geführt von dem Schuster von Araya, in der Zauberschlucht von Cuchivano; da aber die Flüsse, die am Ostabhange der Anden entspringen (z. B. der Napo) Gold führen, auch wenn ihre Quellen im Trachytgestein liegen: warum sollte es ostwärts von den Cordilleren nicht ebenso gut aufgeschwemmtes gold-

haltiges Land geben, wie westwärts bei Sonora, Choco und Barbacoas?

Uebrigens hatte Humboldt schon so viel herausgebracht, daß, nebst Orellano, der Seefahrer Sir Walther Raleigh ein Hauptverbreiter der Sagen von „El-Dorado" gewesen sei. Diesem war es nämlich darum zu thun, die Aufmerksamkeit der Königin Elisabeth von England auf das große Reich Guyana zu lenken, das nach seinem Plane England erobern sollte. Er beschrieb daher die Morgentoilette des vergoldeten Königs (el dorado), wie ihn jeden Tag seine Diener mit wohlriechenden Oelen salbten, und ihm dann aus langen Blaserohren den Goldstaub auf den Leib bliesen.*)

Was aber damals die Einbildungskraft der Königin Elisabeth noch mehr ansprechen mußte, war die Erwähnung der kriegerischen Republick der Weiber ohne Männer, die sich selbst gegen die castilianischen Helden behauptet habe.

„Amazonen" also sollte es dort geben, daher der Name „Amazonenfluß!" und Humboldt und seinen Freunden ward auch jetzt die Wahrheit dieser

---

*) So ergab sich denn auch für Humboldt, daß El-Dorado eigentlich gar nicht der Name eines Landes sei; es bedeutet nur „den Vergoldeten." (El rey dorado, den vergoldeten König.)

„Voyage aux régions" etc. II. 483. Deutsch: „Reise" u. s. w. VI. Lief. 398.

Aussage auf Tod und Leben von den Indianern und Missionären versichert.

Es sollte nämlich in den Ländern und Wäldern, die jetzt vor ihnen lagen, „Weiber ohne Männer" geben: Cougnantainsecouima oder Aikeam-benano — „Weiber, die allein leben." *) Diese Weiber sollten, der Sage nach, einen unabhängigen Staat bilden, nur im Monat April Männer unter sich aufnehmen und kriegerischer und furchtbarer noch als alle übrigen ringsumwohnenden Indianerstämme sein.

Alle Indianer und Missionäre, die Humboldt darüber frug, bestätigten dies auch und erzählten: die Aikeam-Benanos (Tamanakisch — die „Weiber, die allein leben") seien eine Gesellschaft von Weibern, die zu besiegen noch Niemanden gelungen. Sie vertheidigten mit Muth und Geschick ihr unabhängiges Land. Nur einmal im Jahre dürften sich ihnen, auf einen Monat lang, die Männer des anwohnenden Stammes der Vokearos nahen. Brächten sie dann im Laufe des Jahres Kinder zur Welt, so würden die männlichen gleich nach der Geburt umgebracht, die weiblichen aber zum Kriege erzogen. Die wilde Grausamkeit der Aikeam-Benanos gegen Männer, deren sie außer der Zeit oder im Kampfe habhaft würden, sollten aber gar keine Grenzen kennen.

Alexander von Humboldt's klarer Geist sichtete auch

---

*) „Voyage etc." II. 484. „Reise" u. s. w. VI. Lief. 392.

hier alsbald die Wahrheit und Wirklichkeit von der phantastischen Sage.

Daß es solche allein lebende Weiber in jenen Wäldern gebe, stand fest; aber was folgte denn aus all den Berichten der Indianer und Missionäre? Keineswegs, daß es ein Volk der Amazonen gebe, wohl aber, daß in jenen Landstrichen Amerika's Weiber, müde der Sklavendienste, zu welchen die Männer sie verurtheilten, sich wie flüchtige Neger zusammengethan; daß der Trieb, sich die Unabhängigkeit zu erhalten, sie kriegerisch gemacht; daß sie von einer befreundeten Horde zeitweise Besuche erhielten, nur vielleicht nicht so ganz methodisch als in der Sage.

Ein solcher kleiner Weiberstaat durfte nur einmal zu einer gewissen Festigkeit gediehen sein, so wurden sicher die einfachsten Vorfälle, wie sie hie und da vorkommen mochten, nach einem Muster gemodelt und übertrieben.

Dies war Humboldt's Ansicht. Interessant war die Sache indeß immer genug, um die Reisenden anzuspornen, in dieser ungeheuren Einsamkeit, in welcher ihnen auf einer Stromfahrt von 180 Meilen nicht ein einziges Fahrzeug begegnete,*) vorwärts zu gehen.

*) Thatsache.

Was kümmerte sie es dabei, daß an den öden Ufern des Vichada und Guaviare schon eine Menge deutscher und spanischer Missionäre von der Hand der Caraiben und anderer wilden Stämme als Opfer ihres religiösen Eifers gefallen: — sie hatten sich vorgenommen, im Interesse der Wissenschaft diese Länder zu erforschen .... und so ging es vorwärts!

Das räthselhafte Flußsystem der „schwarzen Wasser" nahm sie jetzt auf. Es war gewissermaßen etwas Unheimliches, was auf diesen Wassern ruhte, und doch waren sie so ungemein rein, und von einer Durchsichtigkeit, daß man auf 20—30 Fuß Tiefe die kleinsten Fische darin erblicken konnte; ja der ganze Grund der Flüsse mit schwarzem Wasser lag oft spiegelklar vor ihren Blicken.

Wie natürlich beschäftigte die Untersuchung derselben Humboldt und Bonpland außerordentlich. Durch ein Glas gesehen und bei durchgehendem Lichte war das Wasser immer goldgelb, bei reflectirtem Lichte aber kaffeebraun, fast schwarz.

Alle ihre Untersuchungen führten dahin: daß die Farbe ohne Zweifel von gekohltem Wasserstoff herrühre. Vielleicht war auch noch ein Pflanzenextractivstoff dabei, der die Färbung erhöhte. Die Missionäre behaupteten: es färbe sich, wenn es über Sarsaparillewurzeln laufe.

Der natürlichste Weg wäre jetzt für Humboldt und

die Seinen den Orinoco hinauf bis Esmeralda, und dann den Cassiquare, Rio Negro und Amazonenstrom hinunter gewesen. Da aber der Rio Negro auf seinem oberen Laufe sich sehr den Quellen einiger Flüsse nähert, die sich bei San Fernando de Atabapo in den Orinoco ergießen, so kann man in den Rio Negro gelangen, ohne die Flußstrecke zwischen San Fernando de Atabapo und Esmeralda hinaufzufahren. Man geht bei der Mission San Fernando de Atabapo vom Orinoco ab, fährt die zusammenhängenden kleinen schwarzen Flüsse: Atabapo, Temi und Tuamini hinauf und läßt die Pirogue über eine 6000 Toisen breite Landenge an das Ufer eines Baches (des Canno Pimichin) tragen, der wieder in den Rio Negro fällt.

Diesen Weg schlug nun Humboldt ein: die tiefsten, die furchtbarsten Wildnisse öffneten sich ihm. Ob sie in das sonnige Land El-Dorado führten?

„Vielleicht ist jener gewaltige Fels die Pforte dazu?" — sagte Humboldt jetzt scherzend.

„Es ist der Piedra de la madre!" — versetzte der indianische Steuermann.

„Der Fels der Mutter?" — wiederholte Humboldt fragend.

Der Steuermann nickte.

„Und woher kommt diese seltsame Benennung?" — frug Humboldt weiter.

„Es ist eine schlimme Geschichte!“ — entgegnete der Steuermann finster. — „Wenn Ihr sie aber wissen wollt, so sollt Ihr sie hören.“

Die Reisenden baten und der Mann machte sich zum Erzählen bereit.

Der Fels der Mutter.

Es war eben eine schöne stille Nacht. Die Pirogue fuhr den Atabapo langsam hinauf; die Sterne spiegelten sich wundervoll in seinem schwarzen Wasser, und die Mündung des Rio Temi erschien eben, als sich Humboldt's Blicken, beim Einfluß des Guasacavi, jene Granitkuppe am westlichen Ufer gezeigt, die der Steuermann Piedra de la madre, den „Fels der Mutter“ genannt.

Alle warteten nun mit Spannung auf die Erzählung des alten, sonst so schweigsamen Indianers; aber sie mußten Geduld haben, denn Hast und Uebereilung sind allen Menschen fremd, die in der großartigen Einsamkeit einer überwältigenden, aber sich ewig in gleichmäßiger Abgemessenheit bewegenden Natur herangewachsen sind.

Da stand er im Hintertheile der Pirogue — ein würdevolles Bild männlicher Ruhe — unbeweglich, auf

sein Ruder gestützt, wie eine colossale Bronze-Statue. Dachte er an seine Erzählung oder an seinen Sohn, der als Opfer der Blutrache, vor drei Jahren in diesen Gegenden gefallen?

Wer konnte es wissen; genug er schwieg eine lange, lange Zeit, dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirne, heftete noch einmal die finsteren Blicke auf den jetzt schon näher erscheinenden Granitfelsen — und — hub an:

„Der Missionär von San Fernando de Atabapo war mit seinen Indianern an den Guaviare gezogen, um einen jener feindlichen Einfälle zu machen, welche sowohl die Religion als die spanischen Gesetze verbieten. Man fand in einer Hütte eine Mutter vom Stamme der Guahibos mit drei Kindern, von welchen zwei noch nicht erwachsen waren. Sie bereiteten Maniocmehl. An Widerstand war nicht zu denken; der Vater war auf dem Fischfang, und so suchte die Mutter mit ihren Kindern sich durch die Flucht zu retten. Kaum aber hatte sie die Savane erreicht, so wurde sie von den Creaturen des Missionärs eingeholt, die auf die Menschenjagd gehen, wie die Weißen auf die Jagd der Neger in Afrika. Mutter und Kinder wurden gebunden und an den Fluß geschleppt. Der Ordensmann saß in seinem Boot, des Ausgangs der Expedition harrend, die für ihn sehr gefahrlos war. Hätte sich die Mutter zu stark gewehrt, so wäre sie gleich umgebracht worden; Alles ist ja er-

laubt, wenn man auf die conquista espiritual, die Seelenbekehrung, auszieht. Will man doch besonders der Kinder habhaft werden, die man dann in den Missionen als Poitos oder Sklaven der Christen behandelt." — Der Steuermann hielt hier einen Augenblick an, als wolle er ein inneres Aufwallen seiner Gefühle bezwingen, dann fuhr er ruhiger fort: — „Man brachte die Gefangenen nach San Fernando de Atabapo und meinte, die Mutter könnte zu Land sich nicht wieder in ihre Heimath zurückfinden. Durch die Trennung von ihren übrigen Kindern aber, die am Tage ihrer Entführung den Vater begleitet hatten, gerieth das Weib in die höchste Verzweiflung. Sie beschloß, die Kinder, die in der Gewalt des Missionärs waren, zur Familie zurückzubringen; sie lief mit ihnen mehreremale von San Fernando fort, wurde aber immer wieder eingeholt und zurückgeführt, und nachdem der Missionär sie unbarmherzig hatte peitschen lassen, faßte er den grausamen Entschluß, die Mutter von den beiden Kindern, die mit ihr gefangen worden, zu trennen. Man führte sie allein den Atabapo hinauf, den Missionen am Rio Negro zu. Leicht gebunden saß sie auf dem Vordertheile des Fahrzeuges. Man hatte ihr nicht gesagt, welches Loos ihrer wartete, aber nach der Richtung der Sonne sah sie wohl, daß sie immer weiter von ihrer Hütte und ihrer Heimath wegkam. Da gelang es ihr, sich ihrer Bande zu entledigen, sie sprang in den Fluß und schwamm dem

linken Ufer des Atabapo zu. Die Strömung trug sie an jene Felsbank. Sie ging hier an's Land und lief in's Holz; aber der Missionär, der bei dem Transport zugegen war, befahl, an's Ufer zu fahren und die Spuren der Guahiba zu verfolgen. Armes Weib! auch diesmal hatte sie das Unglück, wieder entdeckt zu werden. Am Abend wurde sie zurückgebracht, auf diesen Fels gelegt und mit einem Seekuhriemen so unbarmherzig gepeitscht, daß sie, bluttriefend und an allen Theilen des Körpers mit Wunden überdeckt, in tiefe Ohnmacht sank. Als sie wieder zu sich gekommen, band man dem unglücklichen Weibe mit starken Mavacure-Ranken die Hände auf den Rücken und brachte sie in die Mission Javita. Hier aber sperrte man sie, dem Tode nahe, in eines der Caravanserais, die man Casas del Rey nennt."

Der Alte hielt abermals inne. Humboldt und die Seinen wagten nicht zu athmen. Eine schwere, drückende Pause entstand. Endlich fuhr der Alte fort: „Es war in der Regenzeit und die Nacht ganz finster. Wälder, die man bis da für undurchdringlich gehalten, liegen, 25 Meilen in gerader Linie breit, zwischen Javita und San Fernando de Atabapo. Man kennt keinen anderen Weg, als die Flüsse. Niemals hat ein Mensch versucht, zu Land von einer Mission zu der andern zu gehen, und lägen sie auch nur ein paar Meilen auseinander. Aber solche Schwierigkeiten halten eine Mutter, die man von ihren Kindern getrennt, nicht auf. Ihre Kinder sind in San

Fernando am Atabapo; sie muß zu ihnen, sie muß sie aus den Händen der Christen befreien, sie muß sie dem Vater an dem Guaviare wieder bringen. Die Guahiba ist nachlässig bewacht; da ihre Arme ganz blutig waren, hatten ihr die Indianer von Javita ohne Vorwissen des Missionärs die Bande gelockert. Es gelingt ihr, sie mit den Zähnen vollends loszumachen, sie verschwindet in der Nacht, und als die Sonne zum viertenmale aufgeht, sieht man sie in der Mission San Fernando um die Hütte schleichen, wo ihre Kinder eingesperrt sind." — Der Alte hielt abermals inne. Es rang etwas in seinem Inneren, dem er Ruhe gebieten mußte. Als ihm dies gelungen, fuhr er fort: — „Was dieses Weib ausgeführt, der kräftigste Indianer hätte sich nicht getraut, es zu unternehmen. Sie ging durch die Wälder in einer Jahreszeit, wo der Himmel immer mit Wolken bedeckt ist und die Sonne Tagelang nur auf wenige Minuten zum Vorschein kommt. Da alles überschwemmt war, mußte sie sich dabei weit von den Flußufern, mitten in den Wäldern halten, wo man das Wasser gar nicht laufen sieht. Wie oft mochte sie von den stachligten Lianen aufgehalten worden sein, welche allüberall um die, von ihnen umschlungenen Stämme ein Gitterwerk bilden! Wie oft wohl mußte sie über die Bäche schwimmen, die sich in den Atabapo ergießen! Welche tausend Gefahren hatte sie überhaupt zu überstehen! Jaguar und Nattern, Krokodile und die beißenden Schildkröten, den

Tod des Versinkens im Schlamme und jenen des Verhungerns. Vier Tage lang hatte sie ja nichts zu ihrer Nahrung, als Vachacos, große schwarze Ameisen, die in langen Zügen an den Bäumen hinaufkriechen, um ihre harzigen Nester an den Aesten aufzuhängen.“ — —

Wieder schwieg der Alte gedankenvoll.

„Und was geschah', mit der Guahiba?“ — frug jetzt Sotto mit hochpochendem Herzen. — „Befreite sie ihre Kinder und brachte sie dieselben dem Vater glücklich zurück? Die christlichen Herren werden doch gewiß Achtung vor diesem Uebermaße mütterlichen Heldenmuthes bekommen und ihr und ihren Kindern die Freiheit geschenkt haben?“

Der Steuermann antwortete nicht sogleich; aber sein unheimlicher starrer, fast stechender Blick traf den jungen Spanier so tief in die Seele, daß dieser unwillkürlich die Augen niederschlug. Es lagen in dem Blicke fast die Worte:

„K e n n e s t d u d e i n e f r o m m e n L a n d s l e u t e n i c h t b e s s e r?“

„Nun?“ — frug jetzt Bonpland.

„Nun!“ — wiederholte der Steuermann ruhig. — „Ihrer List gelang es allerdings, die Kinder aufzufinden und abermals mit sich zu nehmen. Indeß . . . . . sie wurde auch abermals eingeholt und — noch voll Wunden — wieder . . . . . bis auf den Tod gepeitscht. Der Missionär stand selbst dabei und munterte die Strafen-

den auf, nicht nachzulassen, bis ihre schwarze Seele zur Hölle gefahren sei! Aber das Mutterherz überwand auch dies. Da riß man ihr die Kinder nochmals weg, ehe sie von ihren Wunden genesen und .... schickte sie als Sklavin in eine noch entferntere Mission am oberen Orinoco ...."

„Und?" .... frug Humboldt tief erregt und beglommen.

„Dort" — sagte der Alte feierlich — „wies sie alle Nahrung von sich und starb den Tod des Hungers, wie es die Indianer in großem Jammer thun."

Eine lange Pause folgte. Der Mond war eben aufgegangen und goß sein Silberlicht mit magischem Glanze über den Fels, an dem die Pirogue eben vorüberglitt.

Er hatte etwas Gespenstisches dieser finstere Granitblock, wie er im blassen Mondscheine aus den schwarzen Wassern aufstieg.

War es der Geist jener Guahiba, der ihn umschwebte? — Zitterte das Gefühl der Schande über solche Thaten in den Seelen der Reisenden nach?

So viel ist gewiß, Eines fühlten Alle:

Wenn der Mensch in diesen Einöden kaum eine Spur seines Daseins hinter sich läßt, so ist es für den Europäer doppelt demüthigend, daß durch den Namen eines Felsen, durch eines der unvergänglichen Denkmale der Natur, das Andenken an die sittliche Verworfenheit

seines Geschlechtes, an den Gegensatz zwischen der Tugend einer indianischen Mutter und der barbarischen Rohheit civilisirt sein wollender Christen, verewigt wird.

Humboldt vergaß diese Nacht und diese Erzählung nie.

Der Piache.

Die Sonne war eben aufgegangen; ihre Strahlen vergoldeten die Wipfel der Bäume und ein leiser Wind spielte in den Kronen der Pirijao-Palmen, die ihre mit mächtigen Stacheln bewehrten Stämme sechzig bis achtzig Fuß hoch emporstreckten, um sie dann mit herrlich gefiederten, wellenförmigen an den Spitzen gekräuselten Blättern zu schmücken.

Gar lieblich und einladend sahen dabei die merkwürdigen Früchte dieser Bäume aus, die, gelb und roth — an Farbe und Aussehen unseren Pfirsichen ähnlich — zu 50 bis 80 vereinigt, große Trauben bildeten, welche leicht und gefällig von den Kronen herabhingen.

Und welch' köstliches Geschenk der Natur sind diese Früchte! Enthalten sie doch einen mehligen, eigelben,

süßen und sehr nahrhaften Stoff, der sie zu einem der gesundesten und angenehmsten Nahrungsmittel der Indianer macht. Selbst die Missionäre erschöpfen sich im Lobe dieser herrlichen Palme, die man die Pfirsichpalme nennen könnte. *)

Durch das Gezweige der niederen Bäume aber schlüpften mit lautem Geschrei Schaaren von Pfefferfresser, und komisch war es, diesen Thieren zuzusehen, wie sie mit ihren unverhältnißmäßig großen Schnäbeln nur mühselig ihre Nahrung aufhoben, wodurch sich das Mährchen gebildet hat: der Vogel müsse, wegen des Baues seines Schnabels, seine Nahrung emporwerfen, um sie fangen und verschlingen zu können. Beim Saufen freilich macht er in der That so außerordentliche Verdrehungen, daß die Missionäre darin das Schlagen eines Kreuzes und ein benedicite sehen wollten.

Prächtig schimmerten jetzt die schönen Federn dieser Vögel in der Sonne, wenn sie aus dem Laube heraus und in das Laub hinein schlüpften; aber prächtiger doch sahen noch die Guacamayas, die großen zahmen Arras aus, die sich um die Hütten des Caraiben-Dorfes herum aufhielten, das jetzt noch wie im Schlummer lag. So wunderbar zahm waren diese herrlichen Vögel, daß sie sich auf jeden Ruf der Mädchen und Weiber, diesen

*) Von Humboldt aufgezählt und beschrieben in den nova genera plantarum aequinoctialium.

auf die Achseln setzten, sonst am Tage aber auf den Triften herumflogen, wie bei uns die Tauben. Und wie schimmerte jetzt ihr Gefieder in den brennendsten Farben: purpurroth, blau und gelb. Wahrlich sie konnten sich mit Pfauen, Goldfasanen, Pauxis und Alectors messen! Weniger lieblich mochte freilich ihr Fleisch sein, das demohnerachtet den Indianern als Leckerbissen gilt.

Während aber jetzt die zahmen Arras auf den Dächern der Indianerhütten im ersten Sonnenstrahle ihre Flügel schüttelten; — während die Pfefferfresser und die prächtig grünen Sperlings-Papagaien, der graue Kardinal, mit seinem rothen Kopf und seiner rothen Haube, der Sing-Trubigal, der Oriola und hundert andere Vögel die Bäume belebten, — die ungeheuren Fledermäuse, aus der Sippe der Phyllostomen, der Vampyre, scheu ihre Schlupfwinkel suchten, die kleinen Guavapavis-Affen mit grauem Pelz und bläulichem Gesicht neckisch aus dem Dickicht schauten, ein großer menschenartiger Salvaje oder Waldteufel — den die Indianer fürchten, weil er Weiber und Mädchen entführe — sich langsam in die Nacht der Wälder zurückzog und eine mächtige Mapuare-Schlange ihr Versteck für den Tag in einem umgestürzten faulen Baumstamme suchte, hob eine zarte weiße Hand die Matte auf, welche die Thüre einer der elenden Indianerhütten deckte. Der Hand folgte ein schöner runder und voller Arm und dem Arme endlich ein reizendes Mädchen, dem es wahrlich an seiner Wiege

nicht gesungen worden war, daß es einst noch in der Tiefe der Urwälder unter Wilden leben sollte.

Es war Arabella, die Schwester des Gouverneurs von Varinas, jetzt nur noch von ihrem Untergewande leicht umhüllt, da das feine und kostbare Oberkleid, welches sie in jener Schreckensnacht der Entführung übergeworfen, längst den Folgen der Flucht, der Zeit und den räuberischen Griffen der Caraiben-Weiber erlegen war.

Und doch . . . . . wie wunderbar schön sah Arabella selbst jetzt in dem einfachen Gewande aus, das sie in stiller, heimlicher, nur mit der Freundin getheilter Sorge stets rein und in blendender Weiße erhielt.

Der schlanke Wuchs gab erst jetzt ihrer stattlichen Gestalt, trotz der gesunden und festen Constitution des Körpers, so recht etwas ungemein Feines. Die schönen Körperformen traten in der leichten Umhüllung nun doppelt vortheilhaft hervor, dem Auge ein Bild des schönsten Ebenmaßes und der lieblichsten Harmonie darbietend.

Nur eines war bei Arabella ganz verschwunden und dies war der liebenswürdige Ausdruck von Milde, Kindlichkeit und Heiterkeit, der sonst wohl auf ihrem Gesichte gethront. Nicht eine Spur war davon mehr zu finden. Nur jene wunderbare kalte Hoheit lag jetzt in ihren edlen Zügen, die sie auch sonst schon in Fällen zeigen konnte, die ihr weibliches Zartgefühl oder den ihr angeborenen Stolz verletzten.

Und wahrlich! dieser kalten Hoheit und jenem räthselhaft-imponirenden Etwas, das jungfräuliche Herzensreinheit einem geistigstarken weiblichen Wesen gibt, verdankte Arabella ihre und Julia's Rettung.

Noch trugen beide die vergifteten Pfeilspitzen, in Palmblätter sorgsam eingewickelt, verborgen in ihrem Busen, aber sie hatten bis jetzt nicht nöthig, von diesem äußersten Rettungsmittel Gebrauch zu machen. Arabella's ernstes, unerschütterlich-festes, fast königliches Wesen, — die Blicke, die ihre schwarzen gluthvollen Augen Alles vernichtend aussenden konnten, waren der Cherub mit dem flammenden Schwerte, der vor dem Paradiese ihrer jungfräulichen Reinheit Wache hielt.

Und in der That, es war eine wahrhaft merkwürdige Erscheinung, wie dieses Mädchen, fast lediglich mit Blicken und Geberden, die gewaltigen wilden und leidenschaftlichen Krieger beherrschte.

Sie, die Gefangene, die verhaßte Weiße, die erbeutete Sklavin hatte es dahin gebracht, daß der alte Häuptling, der Apoto, sie und die Freundin unter seinen Schutz genommen. Beide blieben zwar allerdings Eigenthum der Söhne des Apoto; aber nach einem alten Brauche waren sie durch diesen Schutz des Herrschers bis zur wiederkehrenden Regenzeit den Bewerbungen und Zumuthungen des „Adlerauges" und der „stolzen Ceder" überhoben.

Der Apoto hatte die Freundinnen nicht mehr getrennt, ihnen eine eigene Hütte gegeben, und so galten sie — wenn gleich streng bewacht — als Vehucos, das heißt: als heilige, dem großen Geiste geweihte Pfänder.

Freilich mochte dazu die Nachricht beigetragen haben, daß Arabella nicht die Tochter des, den Caraiben so verhaßten, Don Sanchez war, sondern die Schwester des Gouverneur von Varinas, dessen mildes und menschenfreundliches Wesen selbst bei den Indianern Anerkennung fand. Auch der Caraibe, der einst ein Sklave jenes unmenschlichen Pflanzers gewesen und der den Führer bei dem Zuge nach Diamante und der Zerstörung dieser herrlichen Besitzung abgegeben, bestätigte dies, indem er nur Julia als die Tochter seines einstigen Tyrannen bezeichnete. Auch die Kundschafter, welche die Caraiben fortwährend aussandten, um stets zu wissen, ob sie von ihren Verfolgern bedroht seien oder nicht, brachten dieselbe Nachricht mit. Von ihnen erfuhr man, daß der Gouverneur über den Raub seiner Schwester außer sich sei, und bereits Alles aufgeboten habe, sie wiederzufinden. Aber was konnte er in diesem mit unbegrenzten und unermeßlichen Wäldern bedeckten Lande mit einer Hand voll Soldaten machen, und zudem fehlte ihm auch jede weitere Spur, wohin die Räuber geflohen. Die Neger-Sklaven freilich hatte man zum großen Theile schon die folgenden Tage wieder eingefangen, und furchtbare Strafen mußten das Verbrechen des Aufruhrs,

des Mordes und der Zerstörung Diamante's sühnen. Die schlauen Caraiben waren verschwunden, wie sie gekommen. Was half es aber dem Gouverneur zu wissen, daß die Räuber dem Stamme der Caraiben angehörten? Zerfiel diese Völkerschaft doch in eine Masse einzelner Horden und diese lebten zerstreut in den ungeheuren Revieren am unteren und oberen Orinoco, bis an die Llanos hinauf und in den Wäldern des Apure, des Arauca, des Meta, des Vichada, selbst bis nach Esmeralda und der Sierra Rinocote hin. Nach allen Missionen eilten Boten des Marquis del Toro, und von allen Missionen aus wurde nach Arabella weiter geforscht. Aber auch diese Bemühungen blieben vergeblich; denn die Horde, an deren Spitze die „Adlerklaue" stand, war schlau und vorsichtig genug, um sich nicht selbst zu verrathen und vor Verrath zu schützen.

Der alte Häuptling, der Apoto des Stammes, hatte dies alles Arabella selbst mitgetheilt, um ihr und der Freundin zu zeigen, daß jede Hoffnung auf Befreiung vergebens sei und sie sich nachgerade in ihr Schicksal finden müßten.

Es schien dies denn auch in der That bei beiden Mädchen der Fall zu sein; nur nahm Arabella die Nachricht mit dem ihr eigenen eiskalten Stolze schweigend auf, während Julia sich in fast sklavischer Demuth dem Willen des Himmels fügte. Niemand freilich wußte, was in Arabella's Seele vorging. Je ruhiger aber

Arabella nach Außen erschien, desto tiefer fühlte sie in ihrem Inneren, desto größer waren die Qualen und Schmerzen, die sie empfand um der geraubten Freiheit, um des Verlustes ihres Bruders, ihres Lehrers, ihres Geliebten willen. Aber ihr Auge feuchtete keine Thräne, keine Klage kam über ihre Lippen. Sie sah mit klarem Geiste, daß eine Flucht, daß Rettung kaum denkbar und möglich; dennoch gab das feste, kühne und muthige Mädchen nicht alle Hoffnung auf, und für den äußersten Fall war ihr Entschluß ja gefaßt.

Bei Julia war es ganz anders. Die ihr mangelnde Seelenstärke ließ sie körperlich und geistig zusammenbrechen, und das Gefühl der Schuld, die auf ihrer Familie lastete, vereint mit ihren schwärmerisch-religiösen Ansichten lähmte sie so völlig, daß sie sich, ohne den Halt, den ihr Arabella gewährte, geradezu mit gebundenen Händen ohne den leisesten Widerstand, wie ein Opferlamm hingegeben haben würde.

Jetzt war sie aus Schmerz, Gram und Angst wirklich erkrankt.

Ein nicht unbedeutendes Fieber hatte sie erfaßt. Die Nacht war eine schwere gewesen, und sehnsüchtig schmachtete die Leidende dem anbrechenden Tage entgegen. Die Sonne war daher kaum aufgegangen, als Arabella die Matte, die die Thüre ihrer gemeinschaftlichen Hütte deckte, hob und, von der Freundin gefolgt, heraus in Gottes weite, herrliche Natur trat.

Julia lehnte sich, bleich und schwach, auf den Arm Arabella's. Der frische Luftzug, der ihr entgegenkam, that ihr wohl und kühlte die fieberisch glühende Stirne. Der Himmel war dabei so wunderbar blau, die Bäume so frisch grün, die Vöglein hüpften und sangen so fröhlich in den Zweigen, daß es eine Lust war. Aber gerade dieser Friede, dieses Glück, diese Pracht in der Natur wirkten schmerzlich auf das niedergebeugte Herz der Kranken zurück: sie fühlte, was sie verloren und brach in leises Weinen aus.

Arabella stand tief erschüttert; dieser stumme Schmerz der Freundin war ja viel schwerer zu tragen, als lautes Klagen, und auch auf sie machte der große göttliche Friede der Natur jetzt einen so tiefen und peinlichen Eindruck, daß sie die Lippen und Zähne aufeinanderpressen mußte, um ihre Gefühle nicht zu verrathen. Dennoch war sie nach wenigen Minuten wieder Herr ihrer selbst und bemühte sich nun die Freundin zu trösten.

„Sei ruhig, Liebe!“ — sagte sie mit Milde. — „Dein Unwohlsein wird bald vorüber sein, und so wie du wieder bei Kräften bist, versuchen wir die Flucht.“

Julia weinte still.

„Sei nicht verzagt!“ — fuhr Arabella fort. — „Wenn wir auch streng bewacht werden, wenn wir auch jetzt noch keine Aussicht haben, zu entkommen, so können sich die Verhältnisse doch ändern. Ein glücklicher Zufall kann eintreten, und wenn wir dann gefaßt und ent-

schlossen sind, so mag uns vielleicht doch das Unglaublich-scheinende gelingen. Der Apoto ist ein Caraibe und hält fest an den Gebräuchen und Rechten seines Stammes. Aber unter dem ernsten finsteren Aeußeren sitzt ihm doch ein Herz, das edel schlägt. Ich glaube, daß er es nicht ungern sehen würde, wenn wir entkämen."

„Und seine Söhne?" — frug Julia mit leisem Zittern.

„Die freilich setzen wohl ihr Leben an unseren Besitz; aber wir sind bis zur wiederkehrenden Regenzeit, als Vehucos, geheiligt. Da läßt sich noch manches hoffen und erwarten."

„Ich hoffe nichts!" — entgegnete Julia niedergeschlagen. — „Gottes Wille geschehe."

Arabella schwieg einen Augenblick, dann sagte sie sanft, aber mit einem Seufzer, der verrieth, wie sehr ihre Geduld durch Julia's übertriebene Hingebung auf die Probe gestellt werde: „Ich bitte dich, liebes Herz, fasse endlich einmal Muth und reiße dich von der religiösen Schwärmerei los, die uns sonst wirklich noch vernichten wird."

„Und habe ich Unrecht, wenn ich mich Gottes Willen mit Demuth unterwerfe?" — frug Julie, das schöne Haupt trübe gesenkt.

„Ja!" — entgegnete Arabella entschieden. — „In gewisser Beziehung hast du Unrecht, denn du übertreibst. Sieh'! es ist wohl edel, schön und fromm, sich in vollem Vertrauen dem Willen Gottes hinzugeben, aber wir

müssen dies mit der Zuversicht thun, als hänge der Erfolg lediglich von uns selbst ab."

„Darin liegt ein Widerspruch!" — versetzte Julia eintönig.

„Nur ein scheinbarer!" — fuhr Arabella fort.

„Wir können nicht nach einem Erfolge, als von uns abhängig streben, wenn wir das Bewußtsein haben, daß er in fremder Hand liege."

„Und doch lös't sich dieser anscheinende Widerspruch leicht!" — entgegnete Arabella — „wenn man nämlich festes, überlegtes, selbstständiges Handeln mit dem demuthsvollen Gefühle der eigenen Unzulänglichkeit verbindet. Gott kann, meiner Ansicht nach, nicht wollen, daß wir unter diesen Wilden elendiglich untergehen. An uns ist es also, unsere ganze Schlauheit und Energie aufzubieten, diesem Schicksale zu entfliehen. Zu solcher Handlungsweise gab uns ja der Himmel Vernunft und Verstand. Gelingt alsdann die Flucht nicht, versuchen wir es wiederholt; denn auch Ausdauer ist eine göttliche Gabe. Führen aber alle unsere Bemühungen zu nichts — — nun, so wollen wir darin den höheren Wink erkennen und . . . . ."

Arabella unterbrach sich, denn in demselben Augenblicke trat der alte Häuptling, gefolgt von einem wunderbar aussehenden Manne heran. Der Unterschied zwischen beiden war um so auffallender, als alle Bewegungen des Apoto etwas Ernstes und Würdevolles hatten,

wogegen der ihm folgende Indianer eine wahrhaft lächerliche Erscheinung abgab.

Gesicht, Brust und Schenkel waren mit Onoto roth gefärbt; den Kopf schmückte eine Art Diadem, künstlich aus Federn von Pfefferfressern und Arras zusammengesetzt; um den Leib aber trug der Mann einen Gürtel aus Jaguar-Schwänzen, die sich, da sie nur am oberen Ende am Gürtel befestigt waren, bei seinen eigenthümlich rhythmischen, einem Tanze nicht unähnlichen Bewegungen, fast wie hüpfende Schlangen bewegten.

Außerdem hingen der sonderbaren Erscheinung mehrere dünne Seekuhriemen um den Hals, an welchen wunderliche Zierrathen aus schönen grünen Steinen befestigt waren.

So eigenthümlich aber auch dies Wesen aussah, Arabella erkannte sogleich seinen Rang: es war ein Piache, — einer jener, bei den indianischen Stämmen so hoch angesehenen Zauberer, die Priester, Aerzte und Gaukler zusammen sind.

Sind sie es doch, die, im Auftrage der Horden, in die Wälder gehen und unter der Sejepalme auf dem „Botuto" — der heiligen, aus Thon geformten Trompete blasen, damit der Baum gezwungen werde, im folgenden Jahre einen reichen Ertrag zu geben. Das Volk bezahlt für diese Ceremonie, wie man bei den Mongolen, Mauren und manchen Völkern noch näher bei uns, Schamanen, Marabouts und „andere Ar-

ten von Priester" dafür bezahlt, daß sie mit Zaubersprüchen oder Gebeten die weißen Ameisen und die Heuschrecken vertreiben, lang anhaltendem Regen oder — umgekehrt — großer Dürre ein Ende machen und die Ordnung der Jahreszeiten verkehren. *)

Da diese Piache's zugleich auch als Aerzte gelten, ward es Arabella leicht, zu errathen, was sein Besuch bei ihr und der Freundin zu bedeuten habe. Der alte Häuptling wußte ja, daß Julia seit einigen Tagen am Fieber litt. Er war es daher, der den Piache von einer benachbarten Horde hatte herbeirufen lassen.

„Meine Tochter ist krank!" — sagte in diesem Augenblicke der Apoto mit der ihm eigenen ruhigen Würde, die jetzt um so mehr in seinen Zügen hervortrat, als er nicht mit Onoto roth bemalt war, was nur bei feierlichen Gelegenheiten zu geschehen pflegte:

„Meine Tochter ist krank. Ihr Vater bringt ihr den Piache. Er soll sie heilen."

„Die Tochter dankt ihrem Vater" — entgegnete Arabella im Namen Julia's — „und wird gern einen heilsammen Trank nehmen."

„So wird sie bald genesen!" — meinte der Häuptling.

„Schwerlich!" — entgegnete Arabella.

„Und warum nicht?"

---

*) Humboldt's eigene Worte.

„Der Piache ist ohne Zweifel ein geschickter Mann.“

„Gewiß! Sein Zauberwort bannt den bösen Geist.“

„Und heilt es auch die Herzen?“ — frug Arabella, indem sie ihre Blicke auf den Häuptling richtete.

„Meine Tochter spricht in dunkelen Worten!“ — sagte der Apoto.

„So will sie deutlicher sein“ — versetzte Arabella. — „Wenn der Apoto, der ein tapferer Häuptling ist, in die Hände seiner Feinde fiele . . . .“

„Er heißt die Adlerklaue!“ — sagte der Alte mit finsterem Stolze, schon von dem Gedanken an die Möglichkeit eines solchen Falles unangenehm berührt. —

„Seine Tochter kennt den Namen, den ihm die Krieger um seiner Tapferkeit Willen gegeben. Nie hat ein Feind seine Hand nach dem Scalp der „„Adlerklaue““ ausgestreckt, aber unrettbar verloren war, was die Adlerklaue erfaßte.“

Die Züge des Apoto wurden weniger finster.

„Und doch,“ — fuhr Arabella furchtlos fort — „und doch ist auch der Apoto ein Mensch, und wenn es der große Geist will, kann auch er seinen Feinden in die Hände fallen.“

Eine Pause entstand. Sichtlich kämpfte in dem Wilden der Stolz des Kriegers mit der Ehrfurcht vor der Allmacht des großen Geistes und dem Bewußtsein, eben doch auch nur ein Mensch zu sein.

Endlich schien die letztere Ansicht gesiegt zu haben.

„Es kann so sein!“ — sagte der Häuptling finster.

„Und wenn die „„Adlerklaue““ dann nicht entfliehen könnte, würde ihr, würde dem an Freiheit gewohnten Manne, nicht in der Gefangenschaft das Herz erkranken?“

„Es würde so geschehen.“

„Und glaubt der Apoto, daß dies kranke Herz alsdann ein Piache mit seinen Tränken heilen könnte?“

„Nimmer! — Aber es würde sich selbst heilen und sterben.“

„Mein Vater hat wie ein großer und tapferer Krieger gesprochen!“ — entgegnete Arabella. — „Warum glaubt er aber durch den Piache das Herz des kranken weißen Mädchens heilen zu können?“

„Die Ameise und der Adler sind verschiedene Geschöpfe! . . . . Krieger und Weiber sind es auch!“ — versetzte der Häuptling ruhig.

„Der Apoto hat recht, wenn er von den Weibern mit dunkler Haut spricht!“ — sagte Arabella; — „aber er täuscht sich, wenn er die Töchter der Weißen meint.“

Eine Pause entstand. Der alte Häuptling fühlte, daß in diesen Worten eine große Wahrheit liege, wenigstens was das Mädchen betraf, das sie eben ausgesprochen. Die Weiber seines Stammes waren wirklich nicht mehr als Hausthiere und . . . . Mütter. Arabella imponirte ihm und Allen. In ihr war Thatkraft,

Muth, Entschlossenheit, Kühnheit . . . . . Eigenschaften die der Wilde am höchsten achtet.

Wer aber vermag angeborene Vorurtheile, — Ansichten, die einmal von Geburt aus in Fleisch und Blut übergegangen sind, wie leichten Staub von sich abzuschütteln? Auch Arabella blieb in seinen Augen ein Weib, wenn gleich er ihr im Geheimen eine gewisse Achtung nicht versagen konnte.

„Die Adlerklaue weiß," — sagte er daher abwehrend — „daß es unter seinen Stämmen und bei den weißen Menschen Aikeambenanos (Amazonen) gibt; aber er liebt sie nicht. Dem Krieger gehört Bogen und Pfeil, der blutige Scalp des Feindes und die Beute der Jagd, dem Weibe die Bereitung des Maises und die Maimure. *) Mag meine kranke Tochter erst genesen, dann redet ihr Vater weiter mit ihr."

Auf diese bestimmt ausgesprochenen Worte war nichts mehr zu erwidern.

Der Apoto zeigte nach der Hütte der Mädchen: Arabella führte Julia in dieselbe zurück, der Häuptling und der Piache folgten.

Als sie in das Innere der Hütte getreten waren, gab der Arzt der Kranken zu verstehen, daß sie sich auf eines der Jaguarfelle niederstrecken möge, mit welchen

*) Ein Schlinggewächse, welches den Indianern sehr wichtig ist und aus dem die Weiber Körbe und Matten verfertigen.

man den Boden bedeckt hatte, wie dies sonst nur in der Hütte des Apoto der Fall war.

Julia gehorchte, wie immer, stumm; aber sie zitterte dabei vor Angst und Fieberfrost. Arabella zog sich mit schweigendem Ernste etwas zurück, um den Gaukeleien des Piache, die sie nicht hindern konnte, freien Raum zu lassen. Sie hätte die Posse ganz zurückgewiesen, wenn ihr nicht bekannt gewesen wäre, daß diese Gaukler wirklich oft sehr zweckdienliche Tränke anzuwenden im Stande seien. Besaßen doch manche derselben anerkennenswerthe Kenntnisse der einfachen Naturheilmittel. Sie waren Männer der Erfahrung; die Charlatanerien gehörten bei ihnen, wie bei so vielen Aerzten in der civilisirten Welt, mit zum Handwerk.

Der Apoto setzte sich mit schweigender Würde an der hinteren Wand der Hütte auf eine mächtige Schildkrötenschale nieder.

Als dies alles geschehen, begann der Piache seine Kur. Die Züge seines rothbemalten Gesichtes verzogen sich wunderbar, Arme und Beine hoben sich dabei taktmäßig, bis er in einen wirklichen Tanz, oder vielmehr in ein tanzähnliches Gehen gerieth, das ihn, wohl eine halbe Stunde lang, im Kreise um die Kranke herumtrieb. Ein einförmiger leiser Gesang begleitete alle diese Bewegungen.

Der Apoto saß währenddessen unbeweglich; er verzog keine Miene; ja es lag jetzt etwas wie heilige Scheu

in seinen ausdrucksvollen Zügen. Arabella's Stirne dagegen ward immer finsterer.

Die Gaukelei widerstand ihr. Es fing in ihrem Blute zu kochen an, und mehr als einmal war sie daran, der Albernheit des Gauklers ein Ende zu machen. Nur die Hoffnung, daß ein wirksames Heilmittel diesem Unsinn folgen werde, hielt sie, der armen Freundin wegen, zurück.

Endlich stellte der Piache den Tanz ein. Bei seinen letzten Takten hatte er dabei einen der schmalen Seekuhriemen vom Halse genommen. Es hing ein zwei Zoll langer cylinderförmiger Stein von smaragdgrüner Farbe daran, den er jetzt der Leidenden mit der Schnur um den Hals hing.

Es war dies ein sogenannter Amazonenstein. Der Aberglaube der Indianer legt diesen Steinen große Wichtigkeit bei; man trägt sie als Amulete am Hals; denn sie schützen nach dem Volksglauben vor Nervenleiden, Fieber und dem Biß giftiger Schlangen.*)

Aber ehe der Stein mit der Schnur noch an den Hals Julia's wanderte, ereignete sich noch eine seltsame Scene.

---

*) Humboldt erkannte in diesen Steinen, daß sie zum Saussurit zu stellen seien, zum eigentlichen Nephrit, der sich oryctognostisch dem dichten Feldspath nähert. „Voyage aux régions etc." II. 481. 483.

Der Piache reichte das Amulet nämlich erst dem Apoto und dann Arabella zum Küssen dar. Der alte Häuptling vollzog diese Ceremonie der Ehrfurcht mit ernster Würde; als sich nun aber der Piache Arabella nahte und ihr durch Gebärden andeutete, den Stein ebenfalls zu küssen, hob diese ihr Haupt mit finsterem Stolze hoch empor und war eben im Begriff die Hände des Piache's, die Schnur und Stein hielten, zurückzustoßen, als sie bemerkte, daß der Wundermann leise und vorsichtig ein Stückchen Pergament aus der Höhlung des Steines hervorschob. Ein rasch mit dem Piache gewechselter Blick des Staunens überzeugte sie aber sofort, daß dies Stückchen Pergament für sie sei und von dem Apoto nicht gesehen werden dürfe. Wie ein Blitz durchzuckte ein Hoffnungsstrahl ihre Seele; rasch faßte sie Schnur und Stein und den letzteren an ihre Lippen drückend, nahm sie leise und unbemerkt das Pergamentstreifchen, das kaum einen Finger groß war, an sich.

Der Apoto hatte nichts bemerkt und das Amulet wanderte an den Hals der Kranken. Arabella aber barg, vor Freude und Spannung bebend, den glücklichen Raub mit einer geschickten Bewegung in ihrem Busen, denn jetzt konnte an eine Entzifferung der wenigen darauf befindlichen Schriftzüge nicht gedacht werden.

Jolokiamo, der böse Geist, war jetzt aus der Kranken ausgetrieben und der Piache hatte ihr nur noch nebenbei einen heilsamen Trank zu reichen.

Der Trank war denn auch in der That bald genug bereitet.

Gleich bei dem Dorfe stand ja ein prächtiger, über 60 Fuß hoher Baum, von der Gattung, welche die Colonisten Frutta de Burro nennen. Es war eine Unona. Seine Zweige standen pyramidalisch aufwärts, fast wie bei der Pappel des Mississippi. Schnell waren durch einen Indianerknaben einige der aromatischen Früchte geholt und ebensobald ein Aufguß bereitet, den der Piache Julia eingab.*)

Ein abermaliger halbstündiger Tanz machte den Schluß der Ceremonie, worauf der Apoto und der Piache die Hütte schweigend verließen, zumal die Kranke nachgerade in einen leisen Schlummer gesunken war.

Arabella, deren Herz jetzt selbst fieberhaft schlug, folgte den Scheidenden mit gespannten Blicken; dann schlüpfte auch sie der Thüre hinaus und umschritt, dem Scheine nach gleichgültig, ihre kleine Wohnung um sich zu überzeugen, ob Niemand lausche oder durch eine Lücke zwischen den rohen Stämmen hindurchspähe.

Es war Niemand zu sehen. Als sie aber die Matte, welche den Eingang deckte, wieder hatte fallen lassen und leise neben die schlummernde Freundin getreten war, griff ihre zitternde Hand rasch in den Busen, den geheimnißvollen Pergamentstreif hervorziehend.

*) Dieses wirksame Fiebermittel ist auch sämmtlichen Missionären bekannt, die nie ohne Fruttas de Burro sind.

Aber kaum vermochte das sonst so ruhige Mädchen jetzt die wenigen Schriftzüge zu lesen, die der kleine Pergamentstreifen zeigte: O Himmel! es war die Hand Pater Acosta's!

Auf dem Pergamente aber stand:

„Muth! ich bin in Euerer Nähe. Folgt unbedingt, aber mit Vorsicht, allem, was Euch der Ueberbringer zu unternehmen anräth."

„In wenigen Tagen seid Ihr frei: Pater Acosta."

Arabella athmete hoch auf. Thränen der Freude traten in ihre Augen, dann sank sie auf die Kniee, Gott inbrünstig für die nahe Hülfe dankend.

Am Rio Negro.

„So nähern wir uns also jetzt den Grenzen der portugiesischen Besitzungen?“ — frug in diesem Augenblicke Humboldt den Pater Zea, der ihm gegenüber in der Pirogue saß.

„Allerdings!“ — entgegnete dieser. — „Sie beginnt an der Mündung des Parime in den Rio Negro.“

„Aber da haben wir doch wohl noch lange hin!“ — meinte Bonpland.

„Vorsicht ist immer nöthig!“ — sagte der Pater. — „Wir sind nicht in Europa, wo man die Grenzen mit Pfählen absteckt und nach Schuhen ausmißt. In diesen unermeßlichen Wäldern kommt es auf Meilen nicht an. Spanien und Portugal liegen sich ohnedem über die

Grenzstreitigkeiten hier beständig in den Haaren, und so fürchten denn auch die Grenzbewohner diesseits in jedem Portugiesen und jenseits in jedem Spanier einen feindlichen Kundschafter. Sollte man Sie aber gar bei einer Vermessung treffen, so seien Sie versichert, daß man Sie und uns alle ohne Weiteres als Spione behandeln wird."

„Keine erfreuliche Aussicht!" — meinte Don Sotto. — „Da könnte ich am Ende als Arrestant in das Innere von Brasilien wandern, statt in die Arme meiner Braut, die, wie ich hoffe, ohnedem mit Schmerzen auf meine Rückkunft wartet."

„Da haben wir es!" — rief hier Bonpland lachend. — „Die Geduld geht nachgerade aus und die Sehnsucht der Liebe überwiegt seinen heiligen Forschungseifer!"

„Das nicht!" — meinte Sotto. — „Aber ich weiß nicht, warum es mich in der letzten Zeit wirklich nach Hause drängt. Es ergreift mich manchmal eine Unruhe, die mir früher fremd war."

„Aber diese Unruhe ist doch süß!" — rief Bonpland scherzend. — „Sie beruht auf den Vorgefühlen und Ahnungen der Seligkeiten die für Sie Glücklichen immer näher heranrücken."

„Und diese Gefühle haben ihre volle Berechtigung!" — sagte hier Humboldt. — „Ich achte eine glückliche Ehe für das Höchste und Schönste im menschlichen Leben;

auch weiß ich von meinem Bruder Wilhelm her, daß häusliche Freuden, die schönste Belohnung für männliches Wirken sind. Schon Euripides sagt: der Schätze größter auf Erden ist: ein edles Weib."

„Maroa!" — rief in diesem Augenblicke der indianische Steuermann.

Alle blickten auf. In der That zeigte sich denn auch in der Ferne ein kleines Indianerdorf, das, obgleich es nur aus einigen zwanzig Hütten bestand, auf den Karten den stolzen Namen der Mission San Maroa trug.

Humboldt befahl, als sie die Mission erreicht, anzulegen. Die Freunde stiegen aus und wurden von dem Missionär und den Indianern freundlich aufgenommen. Auch kauften sie daselbst einige schöne lebende Exemplare mehrerer Tucanarten (Piapoco) muthige Vögel, bei welchen sich die Intelligenz wie bei zahmen Raben entwickelt.

Humboldt erkundigte sich bei dieser Gelegenheit bei dem Missionär von Maroa: warum die Ufer des Rio Negro ungleich weniger von Wasservögeln bevölkert seien, als die des Cassiquiare, Meta und Arauca?

„Welche reiche Ausbeute," — so schloß er — „finden an diesen Flüssen die Ornithologen für ihre Sammlungen; während wir hier fast keine Wasservögel zu sehen bekommen."

„Daß diese Thiere hier selten sind," — entgegnete der

Missionär — „rührt daher, daß der Rio Negro wenig Untiefen und keine offenen Gestade hat.“

„Und sollte die Beschaffenheit seiner schwarzen Wasser nicht auch dazu beitragen?“ — fiel hier Bonpland ein.

„Sicher!“ — entgegnete der Missionär. — „Die Wasser des Rio Negro sind zu rein für Wasserinsekten. Die Vögel finden daher zu wenig Nahrung.“

„Gott segne diese schwarzen Wasser!“ — rief hier Don Sotto. — „Sie sind noch das Einzige, was einigermaßen an El-Dorado erinnert.“

„Wie so?“

„Nun!“ — meinte der junge Spanier — „auf ihnen hört wenigstens die Moskito-Plage auf.“

Ein eigenthümliches tausendstimmiges Geschrei, das aus der Luft kam, zog in diesem Momente die Aufmerksamkeit Aller auf sich.

Der Missionär lächelte; dann wandte er sich zu Humboldt und sagte:

„Sie scheinen zu den bevorzugten Sterblichen zu gehören.“

„Warum?“ — frug Humboldt erstaunt. — „Weil der Himmel selbst die Beantwortung Ihrer Fragen übernimmt.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„So schauen Sie dorthin.“

Humboldt und die Freunde folgten der Richtung,

nach welcher der Missionär deutete. Von den jenseitigen Ufern des Rio Negro kam es schwarz und dicht.

„Was ist das?“ — rief Humboldt. — „Steigt ein Gewitter auf?“

„Es sind keine Wolken!“

„Aber was denn?“

„Es sind ungeheuere Schwärme wilder Enten!“

„Himmel!“ — riefen Bonpland und Sotto.

Die Masse dieser Vögel war allerdings so colossal und so endlos, und die Thiere flogen so dicht, daß sich jetzt der Himmel nachgerade zu verfinsteren schien.

„Wenn der Orinoco aus seinen Ufern tritt,“ — bemerkte der Missionär — „ziehen die Enten von Nord nach Süd.*) Die Thiere verlassen um diese Zeit das Orinoco-Thal, weil sie ohne Zweifel, wenn das Wasser steigt und die Gestade überfluthet, keine Fische, Wasserinsekten nnd Würmer mehr fangen können. Die Indianer hier erlegen sie dann, wenn sie über den Rio Negro ziehen, zu Tausenden.“

„Und sind sie gut und schmackhaft?“ — frug Don Sotto.

„Sie sollen gleich davon kosten.“

„Und wir können wohl auch einige Exemplare für unsere Sammlungen haben?“ — setzte Humboldt hinzu.

*) Vom 3. bis 8. Grad nördlicher zum 1. bis 4. Grad südlicher Breite.

„So viel Sie wollen!“ — entgegnete der Missionär. — „Auf der Wanderung zum Aequator, also jetzt, sind sie sehr fett und wohlschmeckend, aber im September, wenn der Orinoco fällt und in sein Bett zurücktritt, ziehen die Enten vom Amazonenstrom wieder nach Norden. Ob sie nun der Ruf der erfahrensten Zugvögel dazu antreibt, oder jenes innere Gefühl, das man Instinkt nennt, weil es nicht zu erklären ist, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß die Enten dann sehr mager sind.“

„Gut für die armen Thiere!“ — rief Don Sotto lachend — „da werden sie auch den Verfolgern entgehen.“

„Allerdings!“ — fuhr der Missionär fort — „und zwar um so mehr, als eine Reiherart — bei uns Gavanes genannt — mit ihnen wandert, die ein vortreffliches Nahrungsmittel abgibt.“

„Bravo!“ — rief Sotto heiter — „ich merke schon, die Indianer am Rio Negro sind Feinschmecker: sie essen im März Enten und im September Reiher.“

„Und in der Zwischenzeit .... Ameisen!“ — sagte lächelnd der Pater von San Maroa.

„Pfui Teufel!“ — rief Don Sotte. — „Da lade ich mich nicht zu Tische!“

Alle lachten, Humboldt aber sagte nachdenklich:

„Dieses regelmäßige Ziehen der Vögel aus einem Striche der Tropen in den anderen, in einer Zone, die doch das ganze Jahr über dieselbe Temperatur hat, ist in der That eine merkwürdige Erscheinung.“

„Es ist wahr!“ — versetzte Bonpland. — „Es kommen ja auch jedes Jahr, wenn in Terra Firma die großen Flüsse austreten, viele Schwärme von Wasservögeln vom Orinoco und seinen Nebenflüssen an die Südküsten der Antillen, und doch ist der Temperaturwechsel kaum bemerkbar.“

„Man muß annehmen“ — sagte Humboldt nach einigem Nachdenken — „daß unter den Tropen der Wechsel von Trockenheit und Nässe auf die Sitten der Thiere denselben Einfluß hat, wie in unserem Himmelsstrich der Wechsel von Wärme und Kälte. Die Sonnenwärme und die Insektenjagd locken in den nördlichen Ländern der vereinigten Staaten und in Canada selbst die Colibris bis zur Breite von Paris und Berlin herauf; gleicherweise zieht der leichtere Fischfang die Schwimmvögel und die Stelzenläufer von Nord nach Süd, vom Orinoco zum Amazonenstrom. Nichts ist wunderbarer,“ — setzte hier Humboldt nachdenklich hinzu — „und in geographischer Beziehung noch so dunkel, als die Wanderungen der Vögel nach ihrer Richtung, ihrer Ausdehnung und ihrem Endziele.“

In diesem Augenblicke kamen mehrere Indianer, mit einer Unzahl todter Enten beladen, heran. Zugleich sahen Humboldt und seine Freunde die Eingeborenen auf allen Seiten beschäftigt, die schreiend dahinziehenden Vögel mit vielarmigen Steinschleudern in Masse zu erlegen.

Humboldt und Bonpland erkannten sofort in den Enten Patos careteros. Sie untersuchten die Thiere, zogen einige Bälge ab und fanden später auch wirklich ihr Fleisch wohlschmeckend.

Viele Freude machten den Reisenden auch noch die Colibris, die in Menge auf der Mission vorkamen. Die kleinen prachtvollen Thierchen, mit ihren feinen spitzen Schnäbeln und ihren gabelförmigen Zungen umkreisten sie summend wo sie gingen und standen. Die kleinsten davon waren kaum größer als unsere Hummeln. Sie schwirrten wie Schmetterlinge durch die Luft, von einer wohlriechenden Blume zur andern schwärmend, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß das Auge ihnen nicht zu folgen vermochte. Wenn sie die Sonne beschien, glichen sie fliegenden Edelsteinen.

Als Humboldt und die Seinen Maroa verlassen, kamen sie zuerst rechts am Einflusse des Aquio, dann an dem des Tomo vorbei; an letzterem Flusse fanden sie die Cherüvichahenas-Indianer wohnen. Der Fluß selbst — so hatten sie noch beim Abschiede von dem Missionär von Maroa vernommen — war darum von Wichtigkeit, weil er den heimlichen Verkehr mit den portugiesischen Besitzungen vermittelte.

Der Tomo kommt auf seinem Laufe dem Rio Guaicia sehr nahe, und auf diesem Wege gelangen zuweilen flüchtige Indianer vom unteren Rio Negro in die Mission Tomo.

Die Reisenden betraten diese Mission nicht; Pater Zea aber erzählte lächelnd: die Indianer in Tomo und in Maroa seien einmal in vollem Aufruhr gewesen, weil man sie zwingen wollte, den vielberufenen „Teufelstanz“ zu tanzen.

„Teufelstanz?!“ — wiederholten die Reisenden fast zugleich. — „Was ist das?“

„Sie sollen es hören!“ — sagte Pater Zea. — „Der Teufelstanz ist derjenige Tanz, mit welchem die Piaches, die — wie Sie wissen — Priester, Aerzte und Gaukler zugleich sind, den bösen Geist Jolokiamo beschwören. Nun hatten aber die Missionäre auf den eben genannten Stationen den unglücklichen Einfall, diese abergläubige Ceremonieen bei den Eingeborenen dadurch auszurotten, daß sie sie lächerlich zu machen gedachten. In burleskem Styl dargestellt, sollte dieser Schwank mit dem Teufelstanz den Neubekehrten darthun, daß Jolokiamo keine Gewalt mehr über sie habe.“

„Nun?“

„Einige junge Indianer“ — fuhr Pater Zea fort — „ließen sich auch durch Versprechungen der Missionäre bewegen, die Teufel vorzustellen. Sie hatten sich wirklich zu dem Zwecke bereits mit schwarzen und gelben Federn geputzt und Jaguarfelle mit lang nachschleppenden Schwänzen umgenommen. Jetzt führte man die Indianer herbei; aber der alte Glaube der Väter saß fester, als die neue Lehre. Als die Leute die vermeintlichen Teufel sahen,

schrieen sie wie besessen: „Jolokiamo! Jolokiamo!“ nahmen Reisaus und liefen zumeist al monte, das heißt in die Wälder!“ *)

Alle lachten herzlich.

„Und die guten Missionäre?“ — frug Humboldt endlich.

„Hatten genug zu thun, um nur einen Theil der Flüchtlinge zurückzubringen und auf's Neue an die Missions-Niederlassungen zu fesseln!“ — entgegnete Pater Zea.

„Und den Plan den Teufel der Eingeborenen lächerlich zu machen?“

„Legten sie für immer nieder.“

„Was für wunderliche Einfälle doch einem müßigen Mönche kommen,“ — sagte hier Humboldt — „der sein Leben in den Wäldern zubringt, fern von Allem, was ihn an menschliche Cultur mahnen kann.“

„Am auffallendsten ist es,“ — versetzte Pater Zea — „daß man in Tomo und Maroa den geheimnißvollen Teufelstanz mit aller Gewalt öffentlich wollte aufführen lassen, da doch sonst die Missionäre so sehr bemüht sind, alle diese Tänze gänzlich zu unterdrücken: die Todtentänze, die „Tänze der heiligen Trompete“ und selbst den Queti, den alten „Schlangentanz.“

„Was sind das für Tänze?“ — frug hier Bonpland.

---

*) Thatsache.

„Der Schlangentanz" — fuhr der Pater fort — „ist ein ureigenthümlicher Tanz der Indianer, der fast bei allen Stämmen vorkommt. Die Tanzenden stellen bei ihm vor, wie diese listigen Thiere aus dem Walde kommen und mit den Menschen trinken, um sie zu hintergehen und ihnen die Weiber zu entführen."

„Merkwürdig!" — rief Bonpland. — „Sollte man nicht glauben, das streife an die Paradiesessage?"

„Schwerlich!" — entgegnete Humboldt. — „Verführung und List sind überall zu Hause, und die Schlange gilt überall als das Sinnbild der Letzteren. Ich möchte hier in dem Bilde der listigen, raubsüchtigen Schlange lieber die weißen Eindringlinge sehen."

„Und was hat es mit der heiligen Trompete zu bedeuten?" — frug Sotto.

„Die Völker am oberen Orinoco," — fuhr Pater Zea fort — „am Atabapo und Inirida verehren, gleich den alten Germanen und Persern, keine anderen Gottheiten als die Naturkräfte. Das gute Princip, nennen sie Cachimana; das ist der Manitu, der „große Geist," — der die Jahreszeiten regiert und die Früchte reifen läßt. Neben dem Cachimana steht ein böses Princip der Jolokiamo, der nicht so mächtig ist, aber schlauer und besonders rühriger. Die Indianer aus den Wäldern, wenn sie zuweilen in die Missionen kommen, können sich von einem Tempel oder einem Bilde sehr schwer einen Begriff machen. „Die guten Leute," — sagte mir einst ein

Missionär, — „lieben Processionen nur im Freien. Jüngst beim Feste meines Dorfpatrons, des heiligen Antonius, wohnten die Indianer von Inirida der Messe bei. Da sagten sie zu mir: „Euer Gott schließt sich in ein Haus ein, als wäre er alt und krank; der unsrige ist im Wald, auf dem Feld, auf den Sipapubergen, woher der Regen kommt.“

„Bei zahlreicheren und eben deshalb weniger barbarischen Völkerschaften bilden sich seltsame religiöse Vereine. Ein paar alte Indianer wollen in die göttlichen Dinge tiefer eingeweiht sein als die andern, und diese haben das berühmte Botuto in Verwahrung, das unter den Palmen geblasen wird, damit sie reichlich Früchte tragen. An den Ufern des Orinoco gibt es kein Götzenbild, wie bei allen Völkern, die beim ursprünglichen Naturgottesdienst stehen geblieben sind; aber der Botuto, die heilige Trompete, ist zum Gegenstand der Verehrung geworden. Um in die Mysterien des Botuto eingeweiht zu werden, muß man rein von Sitten und unbeweibt sein. Die Eingeweihten unterziehen sich der Geißelung, dem Fasten und anderen angreifenden Andachtsübungen. Dieser heiligen Trompeten sind nur ganz wenige und die altberühmteste befindet sich auf einem Hügel beim Zusammenfluß des Tomo mit dem Rio Negro. Sie soll zugleich am Tuamini und in der Mission San Miguel de Davipe, zehn Meilen weit, gehört werden. Nach Pater Cereso's Bericht sprechen

die Indianer von diesem Botuto am Rio Tomo so, als wäre derselbe für mehrere Völkerschaften in der Nähe ein Gegenstand der Verehrung. Man stellt Früchte und berauschende Getränke neben die heilige Trompete. Bald bläst der große Geist (Cachimana) selbst die Trompete, bald läßt er nur seinen Willen durch den kund thun, der das heilige Werkzeug in Verwahrung hat. Die Weiber dürfen das wunderbare Instrument gar nicht sehen; sie sind überhaupt von jedem Gottesdienste ausgeschlossen."

„Hat eine das Unglück, die Trompete zu erblicken, so wird sie ohne Gnade umgebracht." Pater Zea erzählte hier, daß er im Jahre 1798 das Glück gehabt, ein junges Mädchen zu retten, der ein eifersüchtiger, rachsüchtiger Liebhaber Schuld gegeben, sie sei aus Vorwitz den Indianern nachgeschlichen, die den Botuto bliesen. „Oeffentlich hätte man sie nicht umgebracht, aber wie sollte man sie vor dem Fanatismus der Eingebornen schützen, da es hier zu Lande so leicht ist, einem Gift beizubringen? Das Mädchen äußerte solche Besorgniß gegen mich und ich schickte sie in eine Mission am unteren Orinoco."

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen verging der Tag; man kam an der Mündung des Cassiquiare vorbei, der den schwarzen Wassern des Rio Negro eine bedeutende Masse weißen Wassers zuführt, ohne daß merk-

würdigerweiße die Farbe des Rio Negro im geringsten dadurch verändert wird, und näherte sich endlich, mit Sonnenuntergang, einer Insel, die der am Steuer sitzende Indianer „Insel Dapa" nannte.

Hier sollte übernachtet werden, die Pirogue legte also an. Aber wie staunten die Freunde, als sie auf der ganz einsam geglaubten Insel, nahe dem Platze, an dem sie gelandet, ein Feuer erblickten, um welches vier Indianer saßen.

Humboldt und die Seinen waren aber an den Anblick völlig nackter Wilden schon so gewöhnt, daß sie nichts Auffallendes daran fanden, und auch die Indianer rührten sich nicht, als sie die Europäer auf sich zukommen sahen.

Sie waren gerade an ihrer Abendmahlzeit: das heißt, sie aßen eine Art weißen, schwarz gefleckten Teig. Es waren „Vachacos", große Ameisen, deren Hintertheil einem Fettknopfe gleicht. Sie waren am Feuer getrocknet und vom Rauch geschwärzt *).

Ganze Säcke voll dieser Thiere hingen über dem Feuer.

Die Indianer verschlangen sie mit solcher Begierde, daß sie sich auch nicht im Leisesten von den herantretenden Fremdlingen stören ließen. Halb sitzend zusammengekauert und doch nur mit den Zehen und den Spitzen

---

*) „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent" par A. de Humboldt et A. Bonpland. II. 472.

der Füße den Boden berührend, schauten sie dabei stumpfsinnig wie Thiere in die Flamme.

„Ist das El-Dorado?" — frug Bonpland leise seinen Freund Humboldt. Ein Blick voll Mitleid und innigem Bedauern war Humboldt's Antwort.

Aber ihr Staunen sollte noch wachsen, als sie in einer nahen engen Hütte aus Palmblättern, vierzehn Menschen ganz nackt in Hängematten übereinander fanden*).

Auch hier ließ man sich nicht stören, während aus einer anderen Hängematte zwei ebenfalls ganz nackte, allerliebste Mädchen stiegen, und sich den Reisenden auf das unbefangenste zugesellten**). Ja dieselben waren sogleich zu allen Gefälligkeiten bereit, und beeilten sich namentlich, den Reisenden Casavekuchen zu bereiten.

Humboldt ließ sie durch Pater Zea, der den Dollmetscher machte, fragen: „Ob der Boden der Insel fruchtbar sei?"

Sie erwiederten: Der Manioc gerathe schlecht, dagegen sei es ein gutes Ameisenland und man habe gut hier leben!

Wirklich leben in jenen Gegenden ganze Indianerstämme von Ameisen. Man ißt sie nicht aus Leckerei,

---

*) Am angeführten Orte. „Voyage" etc.

**) „Alexander von Humboldt" von Klenke. „Voyage" a. a O.

sondern weil das Ameisenfett (der weiße Theil des Unterleibes) sehr nahrhaft ist.

Als die Casavekuchen fertig waren, ließ sich Pater Zea einen kleinen Sack voll geräucherter Bachacos geben. Dann mischte er die zerdrückten Insekten mit Maniocmehl und aß sie mit wirklicher Eßlust.

Auch Humboldt, Bonpland und Sotto mußten davon kosten.

Kaum aber hatten sie diese kostbare Speise im Munde, als sie dieselbe wieder ausspieen.

„Pfui Teufel!“ — rief Don Sotto dabei, indem er von Herzen lachte — „da klebt meinem Gaumen denn doch noch zuviel europäisches Vorurtheil an, als daß ich diese Ameisenpastete vortrefflich finden sollte!“

„Beim Himmel, Sie haben Recht!“ — sagte Bonpland. — „Wissen Sie, wie das Ding schmeckt?“

„Abscheulich!“

„Wie ranzige Butter, mit Brodkrume geknetet!“ —*)

„O El-Dorado, El-Dorado!“ — rief Don Sotto. — „Wie wird sich meine liebe Arabella freuen, wenn ich ihr von dir erzähle!“

Unterdessen hatte sich der Himmel überzogen und da der Regen bald in Strömen herabgoß, mußten die Freunde in der überfüllten Hütte übernachten**).

---

*) „Humboldt's Reise in die Aequinoxial-Gegenden.“ VI. Lfg. 380.

**) Thatsache.

Ein Glück war es für sie, daß sich die beiden Indianermädchen ihrer freundlich annahmen. Humboldt und Pater Zea schliefen in ihrer Matte; für Bonpland und Don Sotto fanden die lieblichen Kinder der Natur ein Plätzchen in einem der Winkel der Hütte und so ging die Nacht recht glücklich vorüber.

Die Indianer schliefen indeß nur von acht bis zwei Uhr; die übrige Zeit schwatzten sie in ihren Hängematten, bereiteten ihr bitteres Getränk Cupana, und klagten über die Kälte, obgleich die Lufttemperatur 21 Grad Wärme zeigte.

Die Sitte, vier, fünf Stunden vor Sonnenaufgang wach, ja auf den Beinen zu sein, herrscht übrigens bei den Indianern in Guyana allgemein. Wenn die Christen daher bei den „Seelenjagden", — bei den „Entradas" die armen Eingeborenen überraschen wollen, um sie zu fangen und unter dem Vorwande der Bekehrung als Sklaven in die Missionen zu bringen, wählt man dazu die Zeit, wo sie im ersten Schlafe liegen*).

Als Humboldt und seine Freunde am frühen Morgen Hütte und Insel verließen, begleiteten sie die beiden Mädchen bis zu dem Ufer. Die übrigen Indianer waren bei dem Gehen der Fremden so stumpfsinnig gleichgültig, wie bei deren Kommen.

---

*) Thatsache: Humboldt's Reise" ꝛc. VII. Lfg. S. 380.

Natürlich ließ man die guten Kinder nicht unbeschenkt, und ihre Freude über die Korallenhalsbänder, die ihnen Bonpland und Sotto gaben, war so groß, daß sie sie hoch in die Höhe hielten, und, die glücklichen Blicke auf sie gerichtet, in der That wie Kinder tanzten. Es hätte wohl nur eines Wortes bedurft, und sie wären mit Freude den Reisenden gefolgt.

Erst am Abend — nach zwölfstündiger Fahrt — erreichte man die Schanze San Carlos del Rio Negro, die fast unter dem Aequator liegt*). Es war der erste Grenzposten gegen die portugiesischen Colonien hin, auf welchen sie stießen. Die bewaffnete Macht bestand aus.... siebzehn Mann und dem Commandanten des Forts, einem Milizlieutenant. Humboldt und die Freunde wurden von Letzterem freundlich aufgenommen.

Von einer Gallerie des Hauses hatte man eine sehr hübsche Aussicht auf drei dicht bewachsene Inseln. Der Strom lief dabei geradeaus von Nord nach Süd, als wäre sein Bett von Menschenhand gegraben. Nahe bei dem Hause aber standen ein paar prächtige Juviastämme**); jene majestätischen Gewächse, von welchen die dreieckigen Mandeln kommen, die man in Europa Mandeln vom Amazonenstrome nennt.

---

*) Nach Humboldt's Beobachtungen. 1°, 54', 11''.
**) Bertholetia excelsa.

So freundlich und gastfrei indessen auch der Commandant war, so fing doch hier schon der Argwohn an, von dem Pater Zea vorausgesagt hatte, daß man ihn an den Grenzen finden werde.

Die Schanze, oder, wie man dort gern sagte: das Castillo de San Felipe, liegt der Mission San Carlos gegenüber, am westlichen Ufer des Rio Negro. Die Freunde wollten die kleine Festung gerne sehen; aber der Commandant trug Bedenken Humboldt und Bonpland hineinzulassen: in ihren Pässen stand wohl, daß sie Berge messen und überall im Lande, wo es ihnen gefiel, trigonometrische Operationen vornehmen dürften; aber... vom Besehen „fester Plätze" stand nichts darin.

Don Sotto dagegen war glücklicher: als spanischer Offizier erlaubte man ihm die Besichtigung des Platzes.

Heiter, wie immer, kam er zurück; Humboldt und Bonpland aber erkannten sofort an seinem lachenden Gesichte, daß er etwas Komisches auf dem Herzen habe.

„Nun?" — frugen daher Beide — „was bringen Sie Gutes!"

„Gott segne Spanien!" — entgegnete Don Sotto munter — „aber es kann sich nie verleugnen."

„Wie so?"

„Erinnert Ihr Herrn Euch noch des edlen Don Ignacio und Donna Isabella und Manuela?"

„Wer könnte diese köstlichen Figuren je vergessen!" — entgegnete Humboldt.

„Nun!“ — meinte Sotto — „diese fielen mir unwillkürlich bei Betrachtung des Castillo de San Felipe ein. Ungeheure Prätensionen, selbst hier in den Urwäldern, und nichts dahinter.“

„Ich dachte es!“ — rief Bonpland.

„Und was fanden Sie?“ — frug Humboldt.

„Ich fand auf einer kleinen abgeholzten Ebene....“

„Nun?“

„Die Anfänge eines Erdwerkes, das, wenn es vollendet wäre, ... 500 Mann zur Vertheidignng erforderte.“

„Und die Festungswerke, die wir nicht sehen durften?“ frug Humboldt lächelnd.

„Das ist eben das Göttliche!“ — rief Don Sotto lachend.. — „Sie hätten sie nämlich auch nicht gesehen, wenn Sie mit mir an Ort und Stelle gewesen wären; denn .... es sind gar keine da!“

„Aber....?“

„Das Ganze bildet eine viereckige Verschanzung mit kaum sichtbarem Graben. Die Brustwehr fünf Fuß hoch; dem Flusse zu liegen zwei Bastionen, in welchen man vier bis fünf Stücke aufstellen könnte....!“

„Und sind gar keine Geschütze vorhanden?“

„Doch! vierzehn Stück, aber .... ohne Lafetten, und .... von zwei Mann bewacht!“

„Don Ignacio wie er leibt und lebt!“ — rief Bonpland lachend und alle stimmten ein.

In demselben Augenblicke trat der Commandant in das Zimmer. Ein schlecht genug gekleideter Soldat folgte ihm. Als beide eingetreten und der Commandant die Fremden gegrüßt, wandte er sich zu dem Soldaten und frug:

„Was gibt es!“

„Rapport!“ — entgegnete dieser mit der ernsthaftesten Miene von der Welt.

„Erstatten!“ — sagte der Commandant ebenso.

„Ueberall ruhig um die Festung!“ — tönte es aus dem Munde des Kriegers.

„Gut!“ — entgegnete der Offizier. Der Soldat machte linksum, und verschwand durch die Thüre.

„Don Ignacio, Don Ignacio!“ — murmelte Sotto. Humboldt und Bonpland mußten sich auf die Lippen beißen, um nicht zu lachen.

Der Commandant trat jetzt zu Humboldt heran.

„Ich habe gehört“ — sagte er — „daß Sie vorhaben, den Rio Negro bis zu seiner Mündung hinab zu fahren?“

„Ja!“ — versetzte Humboldt. — „Wir haben alsdann, wie Sie so freundlich waren, mir selbst zu versichern, nur noch 20 bis 28 Tage auf dem Amazonenstrom zurückzulegen, um die Küste Brasiliens zu erreichen.“

„Das ist allerdings wahr!“ — entgegnete der Commandant. — „Ich rathe Ihnen indessen davon ab.“

„Warum?“ — frug Humboldt erstaunt.

„Sie kommen in derselben Zeit an die Nordküste von Caracas zurück, wenn Sie Ihren Weg wieder über den Cassiquiare und Orinoco nehmen."

„Aber mein Bester!" — rief hier Humboldt — „da kommen wir ja her und unsere Hauptabsicht ist jetzt, den Amazonenstrom zu befahren!"

„Sie werden sie nicht erreichen."

„Ich begreife nicht ...."

„Nun!" — sagte der Commandant ernst — „so will ich Ihnen denn reinen Wein einschenken: Man lauert schon an der portugiesischen Grenze auf Sie."

„Auf mich?" — rief Humboldt lächelnd.

„Auf Sie!"

„Und warum?"

„Auch das will ich Ihnen sagen!" — fuhr der Commandant fort. — „Man hat in Brasilien aus den Zeitungen, deren unüberlegter Eifer schon manchem Reisenden Unheil gebracht hat, erfahren, daß sie in die Missionen am Rio Negro kommen würden, um den natürlichen Canal zu untersuchen, der die zwei großen Stromsysteme verbindet."

„Aber!" — rief Humboldt — „wäre dies denn etwas Staatsgefährliches?"

„Für den Vernünftigen nicht," — fuhr der Commandant ernst und gemessen fort. — „In diesen öden Wäldern aber hat man Instrumente nie anders als in den Händen der Grenzcommissionen gesehen. Nun haben

aber die Unterbeamten der portugiesischen Regierung keinen Begriff davon, wie ein vernünftiger Mensch eine lange beschwerliche Reise unternehmen könne, um Land zu vermessen, das nicht sein gehört!"

„Die alte Geschichte!" — sagte Humboldt zu Bonpland und Beide dachten an den guten Missionär, der sich einst ebenso gegen sie geäußert.

„Aber sollte darum ....?"

„Glauben Sie mir!" — fuhr der Commandant fort, den Humboldt's Ungläubigkeit zu verstimmen anfing. — „Der Befehl ist ergangen sich Ihrer Person und Ihrer Instrumente, ganz besonders aber der Verzeichnisse astronomischer Beobachtungen, welche die Sicherheit des portugiesischen Staates gefährden sollen, zu bemächtigen."

„Unmöglich!" — riefen Humboldt, Bonpland und Sotto zugleich.

„Wenn Sie es unmöglich finden, habe ich nichts dagegen!" — sagte der Commandant jetzt finster.

„Aber woher wissen Sie dies alles?" — frug hier Humboldt.

„Durch einen meiner Kundschafter," — entgegnete der Offizier, — „der erst vor wenigen Tagen aus der portugiesischen Schanze San Jose de Maravitanos zurückgekehrt ist."

„Und es wäre wirklich ein Verhaftbefehl gegen mich ergangen?" — frug Humboldt noch immer ungläubig.

„Es liegt der Befehl vor: Sie mit Ihren Freunden — im Falle man Ihrer habhaft wird — auf dem Amazonenflusse nach Gran-Para zu führen und von dort aus nach Lissabon zu schicken."

„Himmel und Hölle!" — rief Sotto spöttelnd — „und meine Hochzeit?"

Der Commandant sah' den jungen Mann finster an. Dann sagte er ruhig:

„Ich habe es gut mit Ihnen gemeint, meine Herren, thun Sie jetzt, was Sie wollen!"

Und damit grüßte er militärisch und so ernst und gravitätisch, als ob er vor einem Regimente stünde und verließ das Zimmer.

Eine Pause entstand. Humboldt ging nachdenkend auf und ab, endlich sagte er: — „Verwünschte Geschichte, wenn diese Nachricht wahr ist, dann ist unsere auf fünf Jahre berechnete Reise stark gefährdet."

„Ich glaube kein Wort davon!" — rief Bonpland.

„Unsinn!" — sagte Don Sotto. — „Der gute Mann will sich wichtig machen!"

Auch Humboldt sprach sich jetzt in derselben Weise aus.

„Denken Sie nur an die Festung hier, mit ihren Geschützen ohne Lafetten!" — rief Sotto heiter.

„Und an den Rapport!" — ergänzte Bonpland. — „Alles deutet, mitten im tiefsten Frieden, auf Gefahr und Ueberrumpelung, wo doch nicht der Schatten eines Feindes vorhanden ist!"

„Vorsicht ist indeß doch nöthig!“ — sagte Humboldt. — „Denken Sie nur daran, wie geistig beschränkt diese Menschen sind.“

„Gut!“ — rief Bonpland. — „So lassen Sie uns vorwärts gehen, aber mit Vorsicht.“

„Es sei!“ — versetzte Humboldt. — „Gehen wir nach der Insel San Josef ab. Sie ist der südliche Endpunkt der spanischen Besitzungen. Vielleicht hören wir dort Genaueres.“

Der kommende Morgen fand Humboldt und die Seinen auf dem Wege nach San Josef.

Ueberraschung.

Acht Tage waren vergangen, als in dem Gebiete der Caraiben, nach den Ufern des Orinoco zu, Humboldt Bonpland, Don Sotto und Pater Zea, gefolgt von dem Mulatten und einem Indianer, der ihnen als Führer diente, einen dichten Urwald durchschritten. Die Schiffer mit der Pirogue kamen ihnen auf den Krümmungen eines Flüßchens nach.

Auf Humboldt's sonst immer so freundlichen Zügen lag ein leiser Schatten von Unmuth und auch Bonpland war nicht mehr so heiter wie sonst. Nur Don Sotto schien eine gewisse Befriedigung nicht verbergen zu können. Diese Befriedigung aber fand ihren genügenden Grund in der Freude, die ihn bei dem Gedanken erfüllte: daß er sich auf dem Heimweg befinde, und bald in den Armen seiner Braut von den Beschwerden seiner Reise aus-

ruhen werde. Die Sehnsucht nach Arabella wuchs ja von Tag zu Tag, und — sonderbar! — gerade jene netten Indianermädchen auf der Insel Dapa, bei welchen er und die Freunde die Nacht in der Hütte zugebracht, hatten diese Sehnsucht doppelt wach gerufen. Er dachte oft an jene lieblichen Kinder der Natur und immer schweiften dann seine Gedanken wieder zu seiner Braut hinüber.

Aber auch Humboldt's und Bonpland's Verstimmung hatten ihren Grund: die Voraussage des Commandanten von Castillo de San Felipe hatte sich ja nur zu bald bewahrheitet. Gefahr und Verderben drohte ihnen an der portugiesischen Grenze.

Die Sache verhielt sich wie folgt.

Bis zu der Insel San Josef waren die Reisenden schon vorgedrungen.

Etwas unterhalb dieser Insel, an einem Orte, wo es viele verwilderte Orangenbäume gibt, befindet sich ein kleiner 200 Fuß hoher Felsen mit einer Höhle, welche bei den Missionären „Cocuy glorieta" heißt.

Dieser „Lustort" — denn das bedeutet das Wort glorieta im Spanischen — weckt nun freilich nicht die angenehmsten Erinnerungen; denn hier war es, wo der Apoto Cocuy, der Häuptling der Manitivitanos, seinen Harem hatte, und hier verspeiste er aus besonderer Vorliebe die schönsten und fettesten seiner Weiber.*)

*) „Voyage" II. 477.

Es war nun mit unumstößlicher Gewißheit vorauszusehen, daß Humboldt und die Seinen, sobald sie sich auf dem Rio Negro der portugiesischen Grenze näherten, diesen historisch und geologisch wichtigen Ort besuchen würden. Da man aber auf Humboldt schon an den Grenzen wartete, und sogar eine Belohnung auf seine Einbringung festgesetzt war, so hatte sich eine Rotte jener wüsten Gesellen, deren Hauptbeschäftigung in der Jagd auf Indianer bestand, bei der Höhle des Gloriets in den Hinterhalt gelegt.

Und was sie erwartet, geschah denn auch. Humboldt, Bonpland, Don Sotto, der Mulatte und der indianische Steuermann als Führer, kamen zu der Höhle herauf. Eben besahen sie die roth bemalten Gebeine jener armen hier verspeisten Weiber, als man sie überfiel. Sie wären denn auch sämmtlich verloren gewesen, hätten ihre Instrumente, Bücher und Notizen verloren, wären als Gefangene nach Lissabon gebracht worden und so um ihre Reise, Sotto um seine Braut gekommen, wenn sie die Warnung des Commandanten nicht vorsichtig gemacht hätte. So aber waren alle miteinander gut bewaffnet, — ein förmliches Gefecht entspann sich, und da auf den Lärm auch noch die Indianer aus der Pirogue herbeieilten, blieben Humboldt und die Seinen Sieger.

Drei der wüsten Gesellen verloren ihr Leben, die anderen entflohen. Von einem der Sterbenden aber, der unter Flüchen verschied, hörten sie unter Verwün-

schungen, daß man ihnen aufgelauert habe, sie aber doch — wenn sie auch hier Sieger geblieben — ihrem Schicksale nicht entgehen würden.

Jetzt freilich waltete darüber, welcher Weg einzuschlagen sei, kein Zweifel mehr. Ueber den Cassiquiare und längs des Orinoco's mußte der Heimweg angetreten werden, und so war man denn eben auf demselben begriffen. Wer aber kennt des Himmels wunderbare Fügungen! Niemand von den Reisenden ahnte, was ihnen Seltsames bevorstand; daß gerade durch diese Hindernisse, durch diese vom Geschick erzwungene Rückkehr, großes Unglück verhindert werde.

Sie hatten eben einen jener prächtigen Urwälder verlassen, an welchen die dortigen Gegenden sehr reich sind, und waren in eine der kleineren Prairien eingetreten.

Es war zum Entzücken, mit welcher Pracht, mit welchem Farbenschmelze sich die unabsehbare Grasflur ausdehnte. Ein einziger unermeßlicher Blumenteppich, erschien sie den überraschten Wanderern, wie ein Ocean von Blüthen und balsamischen Düften!

Aus dem fast mannshohen Grase blickte hie und da das Geweih eines Hirsches hervor, während sich die Halme unter dem Hauche eines leisen Windes senkten und hoben und somit der ganzen Ebene das Ansehen eines leicht bewegten Meeres gaben.

Und je tiefer Humboldt und die Seinen eindrangen, desto weiter und weiter schienen sich die Grasfluren vor

ihren Blicken aufzurollen; aber auch desto stiller und stiller wurden sie. Es kam ein gewisses ängstliches, das Herz zusammenschnürendes Gefühl über sie, und als sie immer und immer nur Wiesen und Gräser und Himmel sahen und im Luftzuge bewegte rollende Hügel, und Rudel von Hirschen, die ihnen vertraulich entgegentraten und sie ruhig vorüberziehen ließen und höchstens dann und wann eine Heerde Prairienwölfe! Da erfüllte die Größe, die Unermeßlichkeit der Natur ihre Sinne, ihr Gemüth, ihr ganzes Wesen; das elende Treiben der Menschen, das sie hinter sich gelassen, berührte sie nur noch mit stillem Widerwillen; sie selbst aber kamen sich, sammt ihrem doch so edlen Wollen, klein und nichtssagend, fast verächtlich vor. Sie hatten so große schöne Pläne entworfen und wieder waren sie vereitelt! Was ist der Mensch mit allen seinen Entwürfen! — dachten Humboldt und Bonpland ..... nur Don Sotto war in seinen Gedanken in dem Gouvernements-Gebäude zu Varinas und sah seine geliebte Arabella dort in den kostbaren Sälen und Zimmern walten und schalten und alles vorbereiten zu dem schönsten Feste seines und ihres Lebens.

Aber die schweigsame, beengende Stimmung wuchs mit dem Aufgehen und Niedersinken der Sonne; denn jetzt brach der Tag zum drittenmale an, ... und noch war kein Ende der Prairie zu erschauen.

Plötzlich stieß der alte Indianer aus den Missionen, der ihnen auf der ganzen Reise als Steuermann gedient hatte, und nun — da die Ruderer die Pirogue von einem Flusse zum anderen trugen — wieder als Führer diente, einen eigenthümlichen Laut aus, während er zugleich wie angewurzelt stehen blieb.

Humboldt, Bonpland und Sotto traten heran: vor ihnen lag das Gras in ziemlicher Breite niedergetreten.

„Was hat das zu bedeuten?" — frug Humboldt.

Der Indianer antwortete nicht; aber seine Blicke schienen bald am Boden bald in der Ferne etwas zu suchen. Seine Mienen verriethen Besorgniß.

Endlich sagte er, den Finger an den Mund gelegt, mit halblauter Stimme:

„Der Weg einer großen Horde Indianer!"

„Und was ist dabei?" — frug Bonpland.

Der Alte sah ihn ernst an: — „Kann der junge Mann mit der weißen Haut lesen, was in diesen zertretenen Halmen geschrieben steht?" — frug er dann ernst und feierlich.

„Nun!" — meinte Bonpland — „es wird eine Horde Caraiben hier gejagt haben."

Der Alte schüttelte den Kopf. — „Das sind nicht die Spuren einer Jagd!" — sagte er dann.

„Und von was denn?" — frug Sotto.

„Krieger zogen hierhin!" — sagte der Führer — „viele Krieger!"

Aber in demselben Momente mußte sein Falkenauge etwas im Grase erspäht haben. Raschen Schrittes ging er vorwärts, hub etwas von der Erde auf, besah es einen Augenblick und rief dann:

„Otomacos!“

Die Reisenden kamen herbei. Es war eine Pfeilspitze, die der Alte ihnen entgegenhielt, und aus deren Form und Rohrmasse er sogleich erkannt hatte, daß diejenigen, die hier vorüber nach den Wäldern der Caraiben gezogen waren, Otomacen gewesen seien. Es war jetzt kein Zweifel mehr: Otomacen und Caraiben lagen im Kriege mit einander, oder . . . . eine Horde Otomacen war im Begriff, eine Horde Caraiben zu überfallen.

Auch daß der kriegerische Zug erst gestern hier vorübergekommen sein könne, betheuerte der indianische Führer. Sein scharfes und geübtes Auge erkannte dies daran, daß sich die Halme des Grases erst wieder bis zu einer gewissen Höhe gehoben hatten.

Aber war es denn nun rathsam, zwischen zwei sich befriegenden wilden Völkerschaften seinen Weg fortzusetzen? Die Beantwortung dieser Frage war so wichtig, daß die ganze Reisegesellschaft sofort einen Kriegsrath darüber hielt. Es blieb indessen nichts anderes übrig; die Pirogue war ja vorausgesandt, man mußte den eingeschlagenen Weg verfolgen; nur nahm man sich vor, dies mit doppelter Vorsicht zu thun, und, wo-

möglich, jedes Zusammentreffen mit Indianerhorden zu vermeiden.

Diese neue Entdeckung war nun freilich durchaus nicht geeignet, die gedrückte Stimmung der Freunde zu heben. Daß sie Gefahren nicht fürchteten, hatten sie Alle bewiesen; es gab indessen auch Gefahren, welchen sie alle zusammen nicht gewachsen waren, und eine solche bestand darin: einem ganzen feindlich gesinnten, kriegerischen Indianer-Stamm in die Hände zu fallen.

Muth und Entschlossenheit waren es indessen gewesen, die sie so weit in das Land geführt; — Muth und Entschlossenheit fehlte ihnen auch jetzt nicht, und so ging es frisch und ohne Aufenthalt weiter.

So kam die dritte Nacht heran, die sie in der Prairie zubringen sollten. Sie hatten gleich von Anfang an, die Spur verlassen, welche die Otomacen dem Grase eingeprägt und sich mehr westwärts gehalten. Durften sie doch hoffen, auf diese Weise jedem Zusammentreffen mit denselben zu entgehen.

In der That blieb alles still, und selbst des alten Führers scharfe Sinne entdeckten, weder in der Nähe, noch in der Ferne irgend etwas Besorgliches. Aber Eines hatten Alle entdeckt: die schönen, stolzen Kronen einiger Palmen, die am Horizonte emporragten. Dort entsprang wohl eine muntere Quelle dem Boden, ... dort sollte Halt gemacht und das Nachtlager aufgeschlagen werden.

Und wirklich, als man nach einer Stunde die Palmengruppe erreicht hatte, fand man einen prächtig-klaren Bach und eine, zu einem Nachtlager trefflich geeignete Stelle. Aber . . . . . dies schienen die Otomacen ebenfalls gewußt zu haben, denn auf den ersten Blick erkannten die Reisenden, daß hier eine große Menschenmenge die verwichene Nacht zugebracht. Noch klimmte die Asche großer, in sich zusammengesunkener Holzhaufen, die aus den Stämmen dreier hier niedergehauener Palmen aufgerichtet worden waren. Reste verzehrter Hirsche dienten eben Wölfen und Geyern zur Mahlzeit.

Aller Vorsicht zum Trotz, war man also doch wieder auf die Fährte der Otomacen gekommen. Den kommenden Tag sollte dieser Fehler vermieden werden; heute war man zu müde und abgespannt, um etwas anderes zu thun, als nach einem kühlenden Trunk und Bade und einem kleinen bescheidenen Imbiß, sich zur Ruhe niederzulegen.

Humboldt, Bonpland, Pater Zea und der alte Führer schliefen auch bald, nur der Mulatte und Don Sotto wachten noch: Letzterer weil er lebhaft an die ferne Braut dachte, der Mulatte, weil er mit dem Führer verabredet hatte, die erste Hälfte der Nacht zu wachen; der Alte wollte ihn dann in der zweiten Hälfte ablösen.

So kam es, daß der Mulatte, die Büchse im Arm, das Lager durchstrich. Der Mond war bereits aufgegangen und goß sein Licht mit Tageshelle über die

schlummernde Erde. Plötzlich blieb der Mulatte stehen, und schaute erstaunt nach einem kleinen Gegenstande, der unweit von ihm am Boden lag.

Zwei Minuten später war der Mulatte an Don Sotto's Seite: — „Massa!" — rief er halblaut.

„Was willst du?" — frug Sotto ärgerlich; denn des Dieners Ruf hatte ihn aus so schönen Träumen geweckt.

„Nicht bös sein, Massa!" — fuhr der Mulatte fort. — „Seltsam Ding funden haben."

„Wird etwas Rechtes sein!" — entgegnete Sotto.

„Seltsam, seltsam hier sein!"

„Nun was ist es denn, zeige her!"

Der Mulatte reichte Don Sotto einen kleinen hochrothen Gegenstand, auf dem im Mondenscheine ein goldenes Kreuz blitzte.

„Was?" — rief Sotto — „ein Buch?"

„Buch sein!" — sagte der Mulatte bestätigend.

Aber in demselben Augenblicke entfuhr Sotto ein so lauter Ausruf des Erstaunens, daß Humboldt und Bonpland erwachten.

„Was gibt es!" — riefen beide Männer und griffen nach den neben ihnen liegenden Waffen.

Sotto aber war nicht im Stande ein Wort hervorzubringen; kaum vermochte seine zitternde Hand das Buch den Freunden hinzureichen.

„Ein Brevier!" — riefen Beide zugleich.

„Wie kommt das hierher?“

„Nun!“ — meinte Humboldt — „es wird einem Missionäre von den Wilden gestohlen worden sein.“

„Nein! nein! nein!“ — rief jetzt Don Sotto leidenschaftlich, indem er das erste Blatt aufschlug. — „Lesen Sie, wem es gehört!“

Jetzt aber riefen auch Humboldt und Bonpland im Tone höchster Ueberraschung: — „Pater Acosta!“

Und in der That, auf der ersten Seite des Breviers stand, von des Genannten eigener Hand geschrieben: „Pater Acosta.“

Eine Pause entstand .....

„Was soll das heißen?! was soll das sein?!“ — frug jetzt Don Sotto, der aufgesprungen war. — „Wie kommt Pater Acosta's Brevier hier in diese Wälder und Prairien?“

„Ich begreife es auch nicht!“ — sagte Bonpland.

Man zerbrach sich jetzt den Kopf darüber, wie das Buch — von dem man recht gut wußte, daß es seinen Herrn pflichtmäßig auf Schritt und Tritt begleitete — seinen Weg hierher gefunden.

„Sollte Pater Acosta hier sein?“ — rief jetzt Sotto in überraschender Aufregung. — „Sollte in San Fernando de Apure ein Unglück geschehen sein?“

Eben wollte Humboldt diese Ansicht bekämpfen, als ein ganz wunderbarer Ton aus weiter, weiter Entfernung erschallte. Es war ein dumpfer, langgezogener,

ängstlich klingender Laut, fast wie der Ton der in Europa gebräuchlichen Feuerhörner. Langgedehnt erschallte er mehreremale durch die stille Nacht, wie ein Mahnruf in Todesgefahr.

„Was ist nun das wieder?" — frug Bonpland den jetzt auch erwachten Führer.

Der Alte lauschte ....

Wieder erschallte der ferne wunderbar-schauerliche Ton durch die Nacht.

„Was das ist?" — wiederholte der alte Indianer. — „Das ist der Botuto, die heilige Trompete, sie ruft die Caraiben zum Kriege auf."

„Meinetwegen zu Fluch und Verdammniß!" — rief Don Sotto. — „Wenn ich nur wüßte, wie dies Brevier Pater Acosta's hierherkömmt. Es packt mich eine Angst ...."

Sotto hatte noch nicht ausgesprochen, als dicht bei ihm die Gestalt eines Indianers aus dem Grase auftauchte. Es war der Piache.

Die Flucht.

Das Fieber, welches Julia ergriffen, war noch nicht ganz von ihr gewichen; dennoch befand sich die Leidende auf die Tränke ihres indianischen Arztes, des Piache, um ein Bedeutendes besser.

Der Zauberer hatte sie in der letzten Zeit täglich in Gesellschaft des Apoto besucht; nie aber war er allein gekommen, nie vermochte Arabella unbemerkt ein Wort mit ihm zu wechseln und ebensowenig gab ihr Jener ein weiteres Zeichen des Einverständnisses, noch irgend Etwas, das auf die versprochene Hülfe durch Pater Acosta hätte hindeuten können.

Jetzt waren wieder acht Tage verstrichen; aber in dieser ganzen Zeit hatte sich der Piache nicht sehen lassen, so daß sich Arabella's Hoffnungen nachgerade in Angst und Sorge um den väterlichen Freund verwandelten.

Bis in ihre nächste Nähe war der treue Hüter ihrer Jugend vorgedrungen, so viel stand unumstößlich fest. Aber was war seitdem aus ihm geworden? Er hatte sich dem Piache vertraut, dies war ebenfalls Thatsache; aber hatte ihn dieser nicht am Ende selbst verrathen?

Arabella's Gedanken fanden keinen Ausweg aus diesem Labyrinthe peinlicher Vorstellungen, die sie um so mehr marterten, als sie es, bei dem aufgeregten Zustande der Freundin, nicht wagte, sich dieser mitzutheilen. Sie war jetzt in der That um Pater Acosta's Schicksal noch bekümmerter, als um ihr eigenes.

Endlich — nach acht, in peinlichen Zweifeln verlebten Tagen — kehrte der Piache wieder. Er war, wie immer, von dem Apoto begleitet, der sich mit seinem unveräußerlichen und unzerstörbaren Ernste auf die alte Stelle setzte und regungslos und schweigend den ewig gleichen, langweiligen Ceremonien des Zauberers zusah. Dennoch kam es Arabella vor, als beschäftigten den alten Häuptling heute ganz andere Dinge. Seine Augen, die sonst kalt und ruhig blickten, flammten von Zeit, zu Zeit wie von kühnen Gedanken angefacht, lebhaft auf und in seinen Zügen lag mehr noch als sonst ein kriegerischer Ausdruck. Offenbar sah und hörte er nichts von dem, was um ihn her vorging, sondern war im Geiste an irgend einer anderen Stelle, wohl schon im Kampfe mit den Otomacos, den Feinden seines Stammes.

Der Piache dagegen schien ganz der Gleiche, wie sonst. Sein lächerlicher Schmuck hatte sich in nichts verändert, und eben so unveränderlich und Arabella zum Tode langweilend waren die Charlatanerien, die er, als Arzt und Zauberer, ein- wie das anderemal mit der Kranken vornehmen zu müssen glaubte: die gleichen Tänze, die gleiche Austreibung des bösen Geistes Jolokiamo, und — was der einzige Trost für Arabella war — die gleichen heilsame Tränke.

Vergeblich suchten dabei Arabella's Blicke den seinen fragend zu begegnen; der Piache schien gerade heute seine Aufmerksamkeit der Leidenden doppelt zu widmen. Nicht ein einzigesmal schlug er seine Augen zu Arabella auf, was diese fast zur Verzweiflung brachte, da sie darin ein Zeichen seines bösen Gewissens, eine Bestätigung ihrer Besorgnisse um den theuren Freund und Lehrer fand.

Endlich war die Ceremonie vorüber; der Piache entfernte sich schweigend mit dem Apoto. Arabella's gewiß starkes Herz hätte brechen können. Weinend sank sie neben der Freundin auf die Kniee.

„Wast hast du?" — frug diese erstaunt. War es doch das erstemal, daß sie Arabella außer Fassung sah. Jetzt auch vermochte diese nicht mehr zu schweigen, und Julia erfuhr zu ihrem freudigen Staunen das so viel versprechende Geheimniß, aber auch den Kummer, der Arabella jetzt verzehrte.

Plötzlich fuhr Julia mit dem Schreckensrufe: — „Eine Schlange!" — in die Höhe. Sie hatte unter sich einen schlangenartigen Gegenstand bemerkt. Es war jedoch Täuschung. Arabella erkannte in ihm sogleich einen jener ekelhaften Jaguarschwänze, die als Zierde ringsum an dem Gürtel des Piache hingen und bei seinen Tänzen so komische Bewegungen machten.

Mit Widerwillen erfaßte sie das Ding mit Daumen und Zeigefinger, um es in eine Ecke der Hütte zu schleudern, ... als plötzlich eine tiefe Gluth ihr schönes Antlitz übergoß. Sie fühlte etwas Festes, ... hörte ein leises Knittern . . . . ein Gedanke blitzte durch ihre Seele . . . . und . . . . im nächsten Augenblicke hielt das vor Freude strahlende Mädchen wieder einen kleinen Pergamentstreifen in der Hand, den sie aus der sonderbaren Hülle hervorgezogen hatte.

Auch diesesmal standen nur wenige, mit Bleistift geschriebene Worte auf demselben. Arabella las mit vor Erregung zitternder Stimme:

„Morgen, mit Sonnenaufgang, führe die kranke Freundin an die Luft. Lenke, auch wenn Bewachung folgt, die Schritte wie zufällig nach den schwarzen Felsen, die sich dir im Osten zeigen. Lagert euch dann, wo der Bach über die Klippen stürzt und erwartet hier — zur Flucht bereit — eure Rettung.

Pater Acosta."

Aber welche Seligkeit erfaßte nun die Mädchen. Julia selbst erkannte hier einen Fingerzeig Gottes. Beglückt sanken sie einander in die Arme, und jubelnd empfing Julia nach kurzer Frist die Nachricht, daß der Apoto — unter der Bedingung, daß ihnen ein bewaffneter Krieger folge — der Kranken den Ausflug gestattet habe.

Aber .... wie auch die Herzen jetzt schlugen!

Langsam schlichen die Stunden des Tages vorüber, langsamer noch die Stunden der Nacht. Kein Schlaf kam über die Augen der Mädchen, und noch hatte die Sonne die Erde nicht begrüßt, als beide schon aus der Hütte traten.

Sie wußten, daß sie Tag und Nacht überwacht wurden, wenn oft auch nur aus der Ferne; es überraschte sie daher auch nicht, jetzt schon einen bewaffneten Caraiben vor ihrer Hütte zu erblicken. Anscheinend gleichgültig gingen sie an demselben vorüber, und traten, von ihm gefolgt, ihren Weg an.

Aber nur langsam ging es im Anfange vorwärts, da Julia — auf der Freundin Arm gestützt — wie eine Lilie im Morgenwinde schwankte, und sich nur mühsam fortzubewegen vermochte. Dennoch stärkte sie die frische Morgenluft, während Hoffnung und Furcht sie gewaltig aufregten, und die ängstliche Erwartung des Gelingens oder Mißlingens sie in einer Spannung hielt, die all

ihre Körper- und Geisteskräfte von Minute zu Minute krankhaft steigerten.

Arabella's Herz schlug nicht minder erregt; aber bei ihr war es ein freudiger Muth, der das Blut rascher pulsiren ließ, während Entschlossenheit ihrem Geiste einen so kühnen Aufschwung gab, daß sie jetzt in der That zu jeder Heldenthat fähig gewesen wäre.

Aber nicht einer Heldenthat bedurfte es jetzt, sondern der eigenen Ueberwindung, was freilich oft die höchste Heldenthat ist, die ein Mensch verrichten kann. Arabella suchte so gleichgültig als möglich zu erscheinen. Heiter plauderte sie mit der Freundin, während sie die schwarzen Felsen fest im Auge behielt und wie durch Zufall ihre Schritte dahin lenkte. Aber die Felsen waren ziemlich weit von dem Caraibendorfe entfernt, und als die Mädchen, gefolgt von der finsteren Gestalt ihres Wächters, bei dem Wasserfalle ankamen, war Julia so erschöpft, daß sie ohnmächtig zu Boden sank.

Arabella erbebte. Welch' neue Gefahr konnte aus diesem mißlichen Zufalle erwachsen; wie wenig war die Freundin jetzt einer Flucht fähig.

Glücklicherweise brachte das frische Wasser des Waldbaches, der sich hier lustig von Fels zu Fels stürzte, das arme Kind bald wieder zu sich. So setzte sich Arabella neben Julia, die, vor Aufregung und Angst wie Espen-

laub zitternd, ihr bleiches Haupt an der Freundin Brust lehnte.

Nahe bei ihnen stand, hochaufgerichtet, den mächtigen Bogen mit den vergifteten Pfeilen in der Hand — jede Bewegung der Mädchen, jedes Geräusch der Umgebung überwachend — regungslos, wie eine Bildsäule aus Erz, der riesige Caraibe.

Im Walde aber war es wunderbar still. Nur zwei Aguti's spielten, wie junge Kätzchen, auf einer kleinen Lichtung; während riesige Ameisen in stiller Geschäftigkeit ohnfern der beiden Freundinnen ihre sechs Fuß hohe zuckerhutförmige Wohnung bauten.

Arabella sprach Julia leise Muth zu. Die Leidende fand kaum ein Wort zur Antwort: ihre feuchten Blicke dankten indessen der treuen Freundin beredter, als es Worte hätten thun können. Die Spannung war jetzt aber in beiden Mädchen so gewaltig und überwältigend, daß Arabella — um sich nicht selbst zu verrathen — aufsprang, und, unter dem scheinbar harmlosen Absingen eines Liedchens, Blumen zu pflücken begann. Aber die Töne zitterten, wie die Hände, und jedes Rascheln im Walde, jeder Luftzug in den Zweigen der Bäume, ließen die Eine wie die Andere zusammenschrecken.

Auch jetzt ließ sich wieder ein Rascheln vernehmen.

Julia drückte die Hand auf das Herz, Arabella biß die Lippen aufeinander. Ihre Blicke flogen mit der

Schnelle des Gedankens über die Umgebung, dann nach ihrem Wächter. Er stand kalt, ruhig, den Pfeil auf den gespannten Bogen gelegt, Spannung in allen Zügen.

Da brach ein gewaltiger Hirsch durch die Zweige. Des Wilden Augen flammten in Jagdlust auf. Leise vertauschte er den vergifteten Pfeil mit einem unvergifteten, — leise hob er, zielend, den Bogen .... lautlos schwirrte der Pfeil dahin; ein mächtiger Satz des Hirsches erfolgte, dann brach er zusammen, um zu verenden.

Das aber war zuviel für die Leidenschaft des Wilden. Sollte er die herrliche Beute lassen? rasch eilte er, sie herbeizuholen. In dem gleichen Augenblicke aber öffneten sich die Zweige eines nahen Busches, die zusammengekauerte Gestalt des Piache erschien für einen Moment. Nur ein Wink nach den Felsen, dann war der Zauberer wieder verschwunden.

Arabella aber hatte ihn verstanden. Mit der Schnelle des Gedankens umschlang sie die Freundin, hob sie empor und in wenigen Minuten war sie hinter den nächsten Felsen. Ein Todesschrei, der ihr nachtönte, hielt sie nicht auf. Es war wohl ihr Wächter, der, von einem anderen Pfeile getroffen, neben der eigenen Beute niedersank. Auch war keine Zeit vorhanden, um darüber nachzudenken, ihr ganzes Sein zerfloß ja jetzt in ein seliges Aufjubeln .... denn dort! dort! — von einigen Otomacen umgeben — stand ja Pater Acosta, der seinem

Liebling, seinem Kinde, seiner Arabella die Arme entgegenstreckte!

„Vater! Vater!“ — rief Arabella — und warf sich mit dem ganzen Ungestüm der wildesten Leidenschaft, der berauschendsten Freude, des seligsten Entzückens in Acosta's Arme. Und der sonst so ernste, würdevolle Mann hielt sie mit der gleichen Gluth umschlossen: er hatte ja sein Kind, seinen Zögling, sein Alles wiedergefunden.

Da drängte Julia, der die Freude neue Kraft und neues Leben gegeben, zur Flucht. O wie selig blitzte es bei diesen Gedanken in Arabella auf: sie sollte ja wieder frei sein! dem Entsetzlichsten entgehen! den Bruder, den Geliebten wiederfinden und an des Letzteren Seite einem Leben voll Wonne und Glück entgegengehen!

Kein Wunder, daß der Gedanke an Rettung jetzt alles Andere in ihr zurückdrängte: „Fort! fort!“ — rief sie mit Ungestüm und gern folgte Pater Acosta ihrem Rufe. Einer der Wilden hob Julia auf seinen Arm, und nun ging es den Felsen hinauf: erst sollte das Lager der Verbündeten Otomacen und dann .... dann .... die schöne, die theure Heimath gewonnen werden.

Aber was ist das? warum stürzt einer der Wilden so plötzlich neben ihr nieder? .... Er röchelt! .... ein Pfeil sitzt in seinem Herzen!

Arabella schreit auf, schaut auf .... da umschließt sie ein weiter Kreis dunkeler Gestalten .... o! sie kennt

sie nur zu gut! .... es sind Caraiben! .... und in ihrer Mitte steht, laut- und regungslos, hochaufgerichtet wie ein König .... der Apoto!

Sein Auge war wachsamer gewesen, als Arabella geahnt.

„Der Mensch denkt's, Gott lenkt's!"

In dem Caraibendorfe, dessen Apoto die „Adlerklaue", herrschte am Abend desselben Tages ein ungewöhnlich reges Leben.

Die Kunde war eingetroffen, daß die Otomacen den Krieg gegen den Stamm der Caraiben erklärt hätten. Auch der „Adlerklaue" hatten Abgeordnete heute das „Kriegsbeil" überbracht; die Kunde mußte jetzt weiter befördert, das „Kriegsfest" begangen, die Todtenopfer gebracht werden.

So war ein Theil der Krieger damit beschäftigt, sich Gesicht und Hände mit Onoto festlich roth zu färben. Ein anderer Theil rammelte in Mitten des freien Platzes, den die Hütten des Dorfes bildeten, die Marterpfähle für die Menschenopfer ein; der Apoto selbst aber begab sich mit den übrigen Häuptlingen zu dem Trocanos.

Es ist dies nämlich jenes wunderbare Instrument, welches den Indianern am Orinoco, Apure, Meta, Vichada und Rio-Negro in der Art und Weise eines Ton-Telegraphen dient. In einzelne Horden zertheilt, weit auseinander in der Tiefe der Urwälder lebend, bedürfen die Stämme Signale, die viele Stunden und Meilen weit gehört werden. Solche Signale sind nun die Töne des Botuto — der heiligen Trompete — und jene des Trocanos, eines Instrumentes, das aus hohlen Blöcken einer eigenen Holzart besteht. Schlägt man auf diese mit einem dicken Stabe, der einen Knopf von elastischem Gummi hat, so erhält man einen dumpfen, aber weithinschallenden Ton. Die Beschaffenheit des Tones und die Folge der Schläge gibt alsdann die Nachricht kund. Der Krieg wird durch einen besonderen Ton, das Verlangen von Lebensmitteln durch einen anderen die Ankunft Fremder durch einen dritten gemeldet.

Dieser merkwürdige Telegraph kann aber sowohl in der Nacht, als am Tage sprechen und ist somit eine gefährliche und schreckliche Waffe in den Händen dieser Völker, die, ohne daß der Europäer etwas davon ahnt, zwanzig, dreißig, vierzig Stämme in dem Augenblicke über ihn bringen kann, wo er es nur mit einem einzigen zu thun zu haben glaubt. *)

---

*) Die beiden berühmten Naturforscher Spix und Martius: Beschreibung das Trocanos.

Jetzt auch erschallte der Trocano und rief den befreundeten Caraibenstämmen zu: „Krieg! Krieg! Krieg mit den Otomacos!"

Ein wildes, schauerliches Freudengeheul der Männer und Jünglinge antwortete auf diese Töne, — ein Geheul, so furchtbar, daß es bei Arabella und Julia Mark und Bein durchdrang.

Und mit doppelter Lust ging es nun an die Vorbereitungen des Kriegsfestes, das mit dem kommenden Morgen gefeiert werden sollte. Sieben Marterpfähle waren bereits eingeschlagen; denn sechs Otomacen und Pater Acosta, heute Morgen zu Gefangenen gemacht, sollten Jolokiamo, dem bösen Geiste, zur Versöhnung geopfert werden.

Arabella und Julia wußten von allem dem noch nichts; aber sie ahnten, was kommen würde.

Arabella war dabei fest, ruhig und ernst. Der letzte Hoffnungsstrahl war erblichen; sie hatten mit sich und dem Leben abgeschlossen. Was konnte ihr und der Freundin bei diesen wilden Völkern nach der mißlungenen Flucht anderes bevorstehen, als der Tod? Nur daß auch Pater Acosta diesen mit ihr theilen müsse, theilen .... vielleicht unter den furchtbarsten Qualen, das war ihr entsetzlich .... brach ihr fast das Herz!

Auch Julia war still. Das Antlitz marmorbleich, lag sie auf den Knieen, vergebens bemüht zu beten. Schreck und Krankheit hatten ihr die Kraft des Denkens

fast geraubt und nur die eine, sie längst dominirende Idee: „Es ist Gottes Strafe, die dich für die Frevel deiner Eltern trifft, nimm schweigend und demüthig hin, was er über dich verhängt!“ erfüllte jetzt noch ihre Seele.

So war es todtenstill in ihrer Hütte, die jetzt schärfer als bisher bewacht wurde, und nur das schauerlich wilde Kriegsgeheul drang von außen her in dieselbe.

Plötzlich hob sich die Matte und der Apoto trat ein.

Furchtbar, wie der Kriegsgott selbst, stand er da, das Gesicht von Onoto wie im Feuer glühend. Und doch, wenn auch seine Züge ernst und streng, war das nicht ein Strahl des Mitgefühles, der aus diesen Augen brach? Aber nur einen Moment gab sich diese Schwäche seines Herzens kund, dann war auch der Blick wieder streng und kalt.

„Meine Töchter haben die Stimme ihres Vaters nicht gehört!“ — hub er ruhig an. — „Sie selbst haben seinen Schutz verscherzt.“

„Mag es der Vater seinen Kindern verzeihen!“ — entgegnete fast tonlos Arabella — „aber sie lieben die Freiheit und darum suchten sie sie!“

Eine Pause folgte. Es war wohl eine stille anerkennende Bewunderung, die der alte Häuptling der Wilden dem seltenen Mädchen zollte. Aber das angeborene Vorurtheil siegte.

„Die Freiheit ist für den Krieger, nicht für das

Weib!" — sagte er fest, fast in gebietendem Tone. „Der Vater wollte sorgen für seine Töchter."

„Wenn er ein Herz hat für sie" — versetzte Arabella — „mag er ihnen eine Bitte gewähren."

„Er hört!" — sagte der Apoto.

„Laß ihren Tod rasch und ohne Martern sein und schenke ihrem weißen Freunde, der sie retten wollte, das Leben."

Der Apoto schwieg einen Moment, dann sagte er: — „Die weißen Mädchen sterben nicht!"

„Aber sie flehen um den Tod!" — rief jetzt Arabella.

„Krieger sterben und Männer, wenn der Botuto und der Trocanos ruft, — sterben, den Zorn Jolokiamo's zu sühnen .... nicht aber Weiber."

„Und wenn sie den Tod suchen und wünschen?"

„Sie werden leben!" — versetzte der Apoto fest — „und sich schmücken zum morgenden Brautfest!"

Arabella und Julia bebten zusammen.

„Wie?" — rief Arabella — „sind wir nicht als Vehuco's, dem großen Geiste geheiligt?!"

„Ihr seid es gewesen. Eure Flucht hat den Segen gebrochen und den Arm des Apoto gelähmt. Das „„Adlerauge"" und „„die stolze Ceder"" schmücken ihre Hütten. Morgen seid ihr ihre Weiber und ihre Arme werden euch umfangen."

„Nie!" — rief hier Arabella mit flammenden Augen.

Der Apoto schwieg; aber es blitzte etwas wie Zorn in ihm auf. Ein Caraibenweib würde der Arm eines Kriegers bei solchem Widerspruch — der aber bei diesen Wesen nicht denkbar — niedergeschmettert haben. Der Apoto würdigte daher den Ausruf Arabella's keiner Gegenrede.

„Die Mädchen der Caraiben werden kommen,“ — sagte er dann — „und ihre weißen Schwestern schmücken. Meine Töchter werden gehorchen, bei dem Zorne ihres Vaters.“

Arabella schwieg: sie war ja noch in dem Besitz der vergifteten Pfeilspitze. Ein leises Ritzen der Haut .... und sie war auf ewig frei! — Julia hatte keinen Willen mehr: sie küßte im Geiste die strafende Hand des Ewigen und .... fügte sich wie ein Opferlamm auch diesem Schicksal.

„Und der weiße Mann?“ — frug jetzt Arabella mit vor Angst klopfendem Herzen; denn so bereit sie selbst zum Tode war, so furchtbar ängstigte sie das Schicksal ihres treuen Lehrers und Freundes.

„Er stirbt am Marterpfahle!“ — entgegnete finster der Apoto.

Jetzt aber warf sich Arabella dem alten Häuptling zu Füßen. Entsetzen, Angst und Verzweiflung sprach aus ihren Zügen; .... sie bat, sie flehte, ... Thränen, sonst so selten in diesen Augen, rannen ihr über die bleichen Wangen .... sie schüttete ihn aus, den ganzen

Köcher ihrer Beredsamkeit .... umsonst! Der Apoto schwieg, und als sie erschöpft inne hielt, und in Todesangst sein letztes Wort erwartete, sagte er:

„Es gibt kein Mittel ihn zu retten: er gehört bereits Jolokiamo, und die Männer des Krieges stürben eher selbst den schimpflichsten Tod, als sie dies Opfer herausgeben würden. Möge Cachimana — der große gute Geist — meine Tochter trösten und ihr Stärke geben.“

Und mit diesen Worten — ein leiser Schmerz zitterte in ihnen nach — verließ der Apoto die Hütte der Mädchen. — — —

Der kommende Morgen zeigte ein eigenthümliches Bild. Vor Sonnenaufgang noch lebte und webte es in dem Indianerdorf. Von Frauen und Mädchen sah man nur einen Zug nach der Hütte, die Arabella und Julia bewohnten; — von nackten Kriegern mit roth bemalten Gesichtern und Händen, bewaffnet mit Bogen und Pfeilen, wimmelte der Platz. In seiner Mitte ragten die acht Marterpfähle erschreckend empor: Pater Acosta und die gefangenen Otomacen waren an dieselben festgebunden, die Hände auf dem Rücken, die Füße vierfach zusammengeschnürt. Wachen umstanden die Opfer. Ein finsterer Trotz lag in den Zügen der Wilden, die ihr schreckliches Schicksal so gut kannten, als Pater Acosta, in dessen würdevollem Antlitz ein stiller unendlicher Schmerz und doch auch der Todesmuth einer großen Seele lag. Was war ihm der Tod, auch der grausamste, der schmerzhaf-

teste? War sein großes Muster und Vorbild, war Christus nicht unter den bittersten Qualen am Kreuze gestorben? Was wollte e r sich unterfangen, auf weichem Pfühle sanft zu entschlafen? Wenn er nur die beiden Mädchen gerettet, — wenn er sie nur in Schicherheit gewußt hätte.

Was er vermocht, hatte er gethan. In namenloser Angst um seinen geliebten Zögling, war er — als alle Versuche des Bruders, die theure Schwester wieder zu finden, vergeblich — selbst aufgebrochen, um, mit Gefahr seines Lebens, den Liebling seines Herzens selbst in den fernsten Wäldern zu suchen.

Nahe an zwei Monaten schon war er nach Arabella auf dem Wege: Hunger und Durst, Hitze und Müdigkeit, den giftigen Zahn der Schlange und den Rachen des Jaguar's, das Beil des Otomacen und den vergifteten Pfeil des Caraiben, den Blutdurst des Tobas und die Grausamkeit des Payaquas-Indianer nicht fürchtend. Und der Himmel war ihm günstig gewesen. Er, der mit den Sprachen der Indianer vertraut war, fand Freunde bei den Otomacen. Geschenke, die seine Kutte geborgen, gewann ihm den Piache. Der Arzt und Zauberer — durch sein Amt im Frieden jedem Stamme geheiligt — fand die Spur der Mädchen; — die Flucht war bereitet, — Arabella lag in seinen Armen .... und nun?! .... Die Dinge der Welt sind in ewigem Steigen und Fallen, in unaufhörlichem Wechsel, und dieser Wechsel

muß Gottes Wille sein, da er weder der Macht noch der Weisheit die Kraft verliehen hat, ihn aufzuhalten und ihn zum Stillstand zu bringen.

Pater Acosta stand die große, so praktische Anschauung immer — auch bei dem Unglücksfalle zu Diamante — vor Augen: daß man seine Kräfte in schweren Zeiten und mißlichen Lagen doppelt anzustrengen hat, um seine Pflicht zu erfüllen und das Rechte zu thun; daß man aber für seine Seele und seine innere Ruhe andere Dinge suchen muß, die ewig unentreißbar sind.

Er hatte gethan, was er konnte, jetzt mußte er sein Schicksal und das seines Lieblings als einen höheren Willen ansehen. Er beugte sich, als Mann der Kirche, vor diesem heiligsten Willen; aber nicht in Schwäche, sondern mit der Resignation einer großen Seele.

Und diese Resignation — sein Herz hätte selbst jetzt freudig geklopft, wenn seine Augen es gesehen — diese Resignation hatte die verwichene Nacht auch seinem zweiten geistigen Ich, seinem Liebling, dem Kinde seines Herzens: Arabella gebracht. Seine Grundsätze waren ja mit der Zeit die ihren geworden. Auch Arabella war ruhig, fest und entschlossen; auch sie hatte sich dem Schicksal ergeben — nicht wie Julia, in Schwäche — sondern im Sinn und im Geiste einer stolzen heroischen Seele.

Ruhig und geduldig ließ sie sich jetzt von den grauenhaften Gestalten der caraibischen Mädchen und Weiber

für das Brautlager eines Wilden schmücken — wie Julia auch — aber sie wußte, daß sie Niemand umfangen werde .... als der Tod .... und .... daß ihr letzter Seufzer sich mit dem Pater Acosta's mischen werde.

Kalt und verächtlich sah sie daher das höhnische Grinsen der ekelhaften Weiber, die sie jetzt, mehr heulend als singend, umgaben. Sie wußte, daß diese widrigen Wesen sich jetzt schon darauf freuten, sie und Julia, nach Abzug der Männer, nach Herzenslust und mit aller raffinirten Bosheit roher Naturen zu quälen nnd zu peinigen.

Es war ja Thatsache, daß alle diese nackten Wilden — Männer wie Weiber — keinen größeren Genuß kannten, als mit Behaglichkeit den Qualen eines ihnen feindlichen Wesens zuzusehen. Was den civilisirten Nationen Oper und Schauspiel ist, ist den Indianern der Urwälder der Anblick eines gefangenen Feindes, der sich unter den entsetzlichsten Schmerzen am Marterpfahle windet; wie der schönste Schmuck des Kriegers eine große Anzahl abgezogener Kopfhäute — Scalpe — ist. Die Begriffe von Schönheit und Genuß sind eben verschieden: die berühmten Reisenden und Naturforscher, Spix und Martius, hörten aus dem Munde des Häuptlings der Miranhas und seiner Frau, einer großen schönen Indianerin, mit Stolz und mit Freude, daß sie

Menschenfleisch gegessen und daß es ihnen sehr wohlgeschmeckt....

Arabella's und Julia's Zöpfe wurden mit den schönen Federn von Papageien und Pfefferfressern durchflochten. Dicke Büschel derselben bildeten die Endquasten der Zöpfe. Auch Halsbänder von Jaguarzähnen legte man ihnen, unter Gesang und Tanz, um; nur gegen Eines sträubten sich beide Mädchen mit Entschiedenheit und Erfolg, gegen das Bemalen ihres Gesichtes und Körpers mit Onoto.

Als der Schmuck beendet, deuteten ihnen die Weiber an, daß sie nun nach den Hütten der sie erwartenden Männer zu folgen hätten. Julia folgte schweigend, fast ohne ein Zeichen des Bewußtseins; Arabellas Hand zuckte nach der Brust, wo sie unter dem Unterkleide, ihrer einzigen Bedeckung, noch immer die vergiftete Pfeilspitze barg. Aber die Hand sank wieder herab, hoch richtete sie sich und königlich auf.... sie mußte Pater Acosta noch einmal sehen.... sie wollte zu seinen Füßen sterben.

Beide Züge setzten sich in Bewegung. Aber — o entsetzlicher Anblick! — das Kriegsfest hatte bereits begonnen. Unter wildem Geheul führten die Männer den Kriegstanz um die Marterpfähle aus, während schon der dritte Otomace unter den furchtbarsten Qualen — aber ohne eine Miene zu verziehen oder einen Ton des Schmerzes auszustoßen — seinen Geist aufgab. Die Caraiben hatten ihnen, den ganzen Leib entlang, die

Haut mit scharfen Messern in Riemen geschnitten und dann abgezogen.

Julia brach ohnmächtig zusammen; die Caraiben-Mädchen trugen sie in die Hütte der „stolzen Ceder". Arabella stürzte auf Pater Acosta zu und sank zu dessen Füßen.

Das Fest war gestört; ein allgemeiner wüthender Zornruf erschallte aus den Kehlen aller Krieger; die Bogen spannten sich .... aber der Apoto gebot durch eine Handbewegung Ruhe.

Ernst und feierlich trat er zu Arabella heran, legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte:

„Warum stört meine Tochter das Fest der Krieger?"

Arabella antwortete nicht; die Füße des väterlichen Freundes umschlingend .... hatte ihr letzter Schmerz keine Worte mehr.

„Fasse dich, meine Tochter!" — sagte jetzt Pater Acosta milde. — „Es ist der Wille des Ewigen, daß ich so sterbe. Lebe du, für dich ist immer noch Hoffnung."

Arabella's wundervolle Augen wandten sich auf den Apoto:

„Mein Vater wird mich wenige Minuten mit meinem weißen Freunde allein lassen!" — sagte sie, einer Sterbenden gleich und doch mit der ihr eigenen Hoheit.

Wieder zuckte etwas wie eine Regung des Mitgefühles in des alten Häuptlings Zügen. Schweigend trat er zurück.

„Mein Vater!“ — flüsterte jetzt Arabella rasch — „Ihr werdet nicht wollen, daß ich Körper und Seele entweihe, indem ich in der Stunde eures Todes das Weib eines verhaßten Wilden werde.“

„Arabella, mein Kind, ist die Braut Don Sotto's!“ — versetzte Pater Acosta milde und voll Schmerz.

„O warum diesen theuren Namen in dieser entsetzlichen Stunde!“ — rief Arabella. — „Ich liebe Sotto und meinen Bruder über Alles; aber diese letzten Augenblicke meines Lebens gehören nur meinem Gott und meinem väterlichen Freunde!“

„So willst du sterben, Kind?“

„Ich sterbe mit euch mein Vater!“

„Wenn deine Ehre gefährdet ist, kann ich nicht widersprechen.“

„Ich trage in meinem Busen eine vergiftete Pfeilspitze! .... darf ich vor Gott .... !“

„Wenn deine Ehre gefährtet ist und du rettest dich in den Schooß der ewigen, allreinen Liebe .... wird Gott dir vergeben, daß du Hand an dich selbst gelegt.“

„Und die Kirche?“

„Spricht dich, durch mich, ... frei von jeder Sünde!“

„So nehmt meinen Dank, theurer väterlicher Freund!“ — rief jetzt Arabella, die Kniee Pater Acosta's mit wilder Leidenschaft umschlingend — „nehmt meinen Dank für all' das unzählige Gute, was ihr mir im Leben erzeigt .... und .... lebt wohl .... auf ewig wohl!“

Eine Pause entstand — — — zwei Herzen brachen fast im Schmerz der Trennung.

Jetzt hob sich Arabella's rechte Hand langsam und vorsichtig nach der Stelle, die die vergiftete Pfeilspitze barg . . . .

Plötzlich krachte und rollte es wie Donner über die Häupter der Anwesenden. Zwanzig bis dreißig Caraiben stürzten, von Pfeilen und Kugeln durchbohrt zur Erde.

„Gerechter Gott!" — schrie Pater Acosta auf. — „Arabella halte ein .... Humboldt, Bonpland, Sotto ....!!"

Ein Schrei entfuhr Arabella, als sei ihr ein Messer durch die Brust gestoßen. Mit beiden Händen deckte sie die eiskalte Stirne; . . . . die Sinne schwanden ihr.

Indessen hatte sich ein furchtbarer Kampf entsponnen: wohl an dreihundert Otomacen, geführt von dem Piache, begleitet von Humboldt und seinen Freunden — die das zufällig gefundene Brevier zu ihrem Entsetzen durch den Piache auf die Spur Acosta's und somit auch der Mädchen geführt — hatten das Lager der Caraiben überfallen.

Der Apoto und seine Söhne kämpften an der Spitze der tapfersten Krieger wie Löwen. Vergebens! . . . . sie mußten der Uebermacht erliegen. Auf einen Haufen gefallener Caraiben und Otomacen hingestreckt, hauchten sie ihr Leben aus.

Der Piache hatte unterdessen die Banden Pater Acosta's gelös't. Arabella, das bis dahin so feste und

kühne Mädchen lag jetzt krampfhaft weinend, unvermögend auch nur ein Wort zu sprechen, in Sotto's Armen.

Auch diesem fehlten die Worte. Humboldt und Bonpland aber standen, Thränen der Freude und der Rührung in den Augen, auf ihre Büchsen gestützt und jeder dachte: „Welch' eine wunderbare Fügung ist das wieder! Wir waren voll Unmuth und Verdruß, als uns der kindische Verdacht geistesbeschränkter Menschen nöthigte, an der Grenze der portugiesischen Besitzungen umzukehren! .... und nun? .... was wäre, ohne diese anscheinende Widerwärtigkeit, aus uns Allen geworden?"

Und in dem Inneren beider Freunde tönte es:

„Der Mensch denkt's,
„Gott lenkt's!"

Lösung.

Die reizende Villa des Gouverneurs von Varinas zu San Fernando de Apure glänzte heute in ungewöhnlichem Festschmucke. Nichts war unterlassen worden, diesem kleinen Göttersitze nach Innen und Außen das Siegel des Wunderbar-Schönen aufzudrücken. Die Gemächer prangten voll der herrlichsten Gewächse, die manche derselben fast in kleine Blumenwälder umschufen. Prächtige Vögel der seltensten Art zeigten sich in zierlichen Käfigen zwischen den zahllosen duftenden Blüthen. Sie sangen und schrieen und lärmten; doch waren es vor allen Dingen die zwei Lieblings-Kakadu's Arabella's mit schwefelgelber Haube und schneeweißem, auf dem Bauche in das gelbliche und röthliche fallendem Gefieder, die sich ausgelassen in ihren Ringen schaukelten und wie besessen vor Lust und Freude schrieen.

Mehrere kleine zierliche Affen, unter ihnen der alte Freund des Hauses, der herzige Titi, sprangen und kletterten ebenfalls lustig umher, als wüßten sie, welch' schönes Freudenfest heute durch die gastlich geöffneten Pforten der Villa einziehe.

Und ein Freudenfest war es denn auch in der That, das hier begangen werden sollte: war doch die liebliche Schwester des Gouverneurs, die junge Marquise Arabella del Toro, glücklich aus ihrer unseligen Gefangenschaft unter den Caraiben zurückgekehrt, — war doch heute der schöne Tag ihrer Vermählung mit Don Sotto angebrochen.

Es gibt in allen Gebieten des Lebens keine erhebendere Erscheinung, als der Anblick eines zarten weiblichen Wesens, das wie ein Held mit dem Schicksale ringt. Jeder Schmerz, jeder Schlag des Schicksals trifft die weibliche Seele schärfer und härter als den Mann; aber sie senkt dann, wie gewisse indische Bäume unter der Hand des Geschickes ihre Zweige bis auf die Wurzel nieder und in die Erde, aber dann steht der gebogene Zweig als ein neuer Wipfel wieder auf.

Arabella hatte bewiesen, daß man ihr Geschlecht nicht das schwache zu nennen berechtigt sei. Ja wenn Rohheit „Stärke" und Knochenbau „Kraft" genannt wird, ja dann freilich sind die Frauen das schwache Geschlecht; wenn man aber unter Kraft: Geduld, Stärke der Seele und Energie des Willens versteht, so hat manch' jung-

fräuliches Wesen, so haben zahllose Frauen die Stärke der Männer schon zu Schanden gemacht.

Aber der Frühling ist ja gerade darum doppelt schön, weil er den Schneestürmen des Winters folgt. Wie doppelt, wie hundertfach selig schlug jetzt Arabella's Herz, nach all' den so muthig überwundenen Gefahren und Leiden!

Wer, wie sie, sogar dem Tode freiwillig in das starre kalte Antlitz geschaut, hat ein zweifaches Recht auf ein langes, glückliches Leben!

Der Gouverneur hatte eines der Zimmer der Villa in eine Kapelle umwandeln lassen. Hier fand die Trauung durch Pater Acosta statt.

Und wie reizend sah Donna Arabella neben dem stattlichen Bräutigam aus. Er, in der glänzenden Uniform der spanischen Armee; sie, in ein prächtiges Kleid von weißem Atlas gehüllt, das ein kostbarer weißer Schleier — von dem mit einem bräutlichen Kranze geschmückten Haupte herabfallend — wie ein duftiges Wölkchen umfloß.

Und weiß gekleidet wie sie, nur in die einfachsten Stoffe — Gesicht und Gestalt dicht verhüllt — war Julia, die an ihrer Seite kniete. Mit Niemand hatte sie seit ihrer Rettung gesprochen, außer im Geheimen mit Pater Acosta. Auch hatte sie heute zum erstenmale das Zimmer verlassen, welches ihr — der Vielgeprüften — die Freundin

neben dem ihren eingeräumt. Seit ihrem erzwungenen Hochzeitfeste im Lager der Caraiben war eine Schwermuth über sie gekommen, die von da an nur im Gebete Erleichterung fand.

Der Gouverneur, Humboldt und Bonpland, Don Juan de Reinaga und Don Antonio Henriquez mit ihren Familien, so wie noch eine Menge benachbarter Pflanzer, angesehener Bürger San Fernando's und Beamte bildeten die übrigen andächtigen Zuschauer bei der heiligen Handlung, bei welcher Pater Acosta wunderbar schön und so recht aus der Tiefe und Fülle seines Herzens über die Kraft der wahren und ächten Liebe sprach: wie sie in einem kindlichen und doch starken weiblichen Herzen ruhe; — über die Liebe, die eine ewige Versöhnerin sei, zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen; — die die Menschheit unter ihrem Schirme ausruhen lasse, von all' den Kämpfen, Wunden und Narben, die das Leben den Einzelnen schlage und die endlich aus allen Verpuppungen trüber und banger Schicksale als ein freudiger, goldgesäumter Schmetterling zu den Sonnenregionen des Glückes auffährt.

O wie fühlte Arabella die Wahrheit dieser Worte in ihrem überglücklichen Herzen; — wie innig dankte sie Gott für ihre wunderbare Rettung; — wie unaussprechlich selig sank sie, als die heilige Handlung vorüber, dem jungen, so heiß geliebten Gatten an die Brust.

Die Kapelle hatte sich entleert, Lust und Jubel schallte jetzt aus allen Räumen des Hauses und die Freude waltete durchweg um so inniger und ungekünstelter, als Niemand den Schicksalen und der edlen, heldenmüthigen Handlungsweise Arabella's seine aufrichtige Theilnahme versagen konnte.

Nur ein einziges Wesen vermißte Pater Acosta unter den Glücklichen. Seine Augen suchten Julia und fanden sie nicht; aber sein Inneres sagte ihm, wo sie weile. Er ging nach der jetzt einsam gewordenen Kapelle zurück. Leise öffnete er die Thüre .... da kniete die Arme noch vor dem Altare, ihre Hände waren in heißem Gebete gefalten, ihr Haupt ruhte auf einem kleinen Kissen, das auf der Stufe des Altars lag.

Sie selbst hatte dies Kissen vor einigen Tagen eigenhändig gefüllt .... mit Asche aus dem Trümmerhaufen, der einst den stolzen Namen „Diamante" trug.

„Mein Kind!" – sagte jetzt Pater Acosta, der Unglücklichen näher tretend, und zerdrückte die Thränen, die in seine Augen traten: — „Alles hat seine Zeit und sein Maaß, auch der Schmerz muß beide finden."

Julia regte sich nicht: — „Ja, hochwürdiger Vater" — versetzte sie leise — „mein Haupt ruht auf Asche und mein Schmerz wird sein Maaß gefüllt haben, wenn auch ich Asche bin."

„Nicht doch!" — versetzte der Mann der Kirche. — „Gott ist die Liebe; die Liebe aber ist gerecht, sie zürnt

nicht ewig und läßt die Unschuld nicht für die Schuld büßen."

Julia drückte ihr Antlitz noch tiefer in das Aschenkissen, als ob ein Schauer sie durchzucke; dann lispelte sie kaum vernehmbar, aber fast wie abwehrend:

„Vater . . . . !"

Eine Pause entstand; dann sagte Vater Acosta mit einer Milde, die seine eigene Erregung, aber auch die Tiefe seines Mitgefühles aussprach.

„Gott ist unser Aller Vater; aber er ist als solcher auch die Weisheit, die Gerechtigkeit, Güte und Gnade. Erhebe deine Seele, mein Kind, du darfst der Welt frei in's Auge sehen."

„Mein Leben, hochwürdigster Vater, ist Buße, meine Welt . . . ."

„Keine Thorheit!"

Julia erhob jetzt ihr bleiches Antlitz. Der Pater erschrack . . . . o! wie hatten Schmerz und Kummer, Angst und Entsetzen die Blüthe der Jugend hier abgestreift. Nur zwei Worte standen in ihm noch geschrieben. Entsagung und . . . . Friede im Grabe!

„Ich habe eine Bitte an Sie, Hochwürdigster!" — sagte sie, noch immer knieend.

„Steh' auf, mein Kind!" — bat Acosta.

„Ich heiße Sanchez!" — versetzte das Mädchen mit Grabeston — „und dies ist Asche von Diamante!"

Pater Acosta schwieg einen Moment, dann sagte er:

„Und die Bitte?"

„Bringen Sie mich in ein Kloster .... Wenn es sein kann .... wenn es sein darf!" — setzte sie dann plötzlich heftig erregt hinzu.

„Es kann und darf sein!" — versetzte Pater Acosta milde. — „Aber warum dem Leben entsagen? Die Zeit heilt alle Wunden. Der Erlös aus deinen Besitzungen, mein Kind ...."

„Ist ein Vermögen!" — sagte Julia — „ich weiß es; aber ich schaudere, selbst bei dem bloßen Gedanken an dies Blutgeld. Und dann .... ich habe abgeschlossen .... brechen Sie mein Herz nicht, Hochwürdigster!"

„Nein, gewiß nicht! wenn deines Herzens Friede davon abhängt?"

„Ja!"

Abermals entstand eine Pause.

„Und in welches Kloster?" — frug jetzt Pater Acosta traurig.

„Zu den Büßerinnen am Kreuze in Varinas."

Acosta erschrack.

„Die Regel ist streng! die Büßungen sind schwer."

„Und der Friede süß, den das Bewußtsein der Sühne gibt!" — sagte Julia, indem sie die Stirne wieder auf das Aschenkissen legte. — „Ich schenke den Grundbesitz, der einstens der Welt als die Pflanzung Diamante bekannt war, dem Kloster, das mich aufnimmt. Wollen Sie mich nach Varinas zu den Büßnerinnen bringen?"

„Ja!" — sagte Pater Acosta.

Da hob Julia noch einmal ihr Haupt; ein schmerzliches Lächeln zuckte um ihre bleichen Lippen und Pater Acosta die Hände küssend, bat sie ihn; daß er sie bis zur Abreise hier allein lassen möge.

Acosta versprach es mit schwerem Herzen; aber er that es, weil er fühlte, daß dies in Schmerz und Gewissensscrupel zerdrückte Herz nur auf diese Weise seinen Frieden wiederfinden könne.

Schon den anderen Tag reiste er in der Stille mit Julia ab, um sie in das Kloster zu bringen, welches sie sich zum Asyle für den Rest ihres Lebens ausgewählt.

Aber auch für Humboldt und Bonpland war die Zeit der Trennung von ihrem treuen und liebenswürdigen Reisegefährten, Don Sotto, herangerückt. Und sollten sie nicht in der heitersten Stimmung, von ihm scheiden, da sie den Freund so glücklich sahen?

Bonpland zumal trieb es hinweg. Er gönnte gewiß Don Sotto den Besitz Arabella's; aber das Glück und die Seligkeit der jungen Ehegatten erinnerte ihn so sehr an seine geliebte, in Cumana weilende Nunu, daß ihn plötzlich ein wahres Heimweh nach jener Stadt und der Theueren ergriff.

So schieden die beiden Naturforscher denn von Don Sotto, dem Gouverneur und der holden Arabella — die keine Grenzen für ihre Dankbarkeit kannten — mit Zeichen der Verehrung und Liebe überhäuft. Lange

wehten ihnen die Taschentücher der Freunde vom Ufer aus nach . . . . . und nie, bis in das späteste Alter, vergaßen Humboldt und Bonpland die in San Fernando de Apure so glücklich verlebten Tage, — nie die herrliche Reise in Sotto's Begleitung, — nie das wunderbare Wiederfinden der Mädchen und die glücklichen Stunden auf Arabella's Hochzeit.

Bonpland aber trieb es nach seiner Nunu. Fort ging es über Angostura nach Cumana. Des Großen und Wichtigen für die Naturwissenschaften war ja viel, unendlich viel geleistet worden. Dies frohe, schöne und stolze Bewußtsein trugen beide in ihrem Herzen.

Auch die berühmte Gabeltheilung des Orinoco hatten sie zuletzt noch geschaut. Großartig war der Eindruck den sie auf die Freunde machte, als sie dort standen, wo von Granitfelsen überragt, die 7,800 Fuß aufstrebten — die beiden Arme des Stromes sich trennten!

Hier sammelte denn auch Alexander von Humboldt die so wichtigen Materialien und lehrreichen Aufschlüsse zu einer vergleichenden Hydrographie. Die Geschichte seiner Entdeckungen und Beobachtungen am Orinoco, Apure, Atabapo, Rio Negro und Cassiquiare aber ward ein integrirender Theil der Geschichte der gesammten Naturwissenschaften.

Hier erörterte er die physikalischen Verhältnisse des Bodens, faßte die gleichen Erscheinungen der

alten Welt und dieser mittelamerikanischen Bodenzustände zusammen und eröffnete der Wissenschaft die wichtigsten Blicke in die Analogie der Naturbildungen und die waltenden Gesetze des Erdkörpers und seiner Wasseradern.

Nach einer Fahrt von nahe 3 Monaten, worin die Reisenden 375 Meilen auf den fünf großen obengenannten Flüssen: Apure, Orinoco, Atabapo, Rio Negro und Cassiquiare in einem leichten Fahrzeuge, unter glühend heißem Himmel, täglichen Gefahren und furchtbaren Insektenqualen zurückgelegt hatten, trafen sie endlich Mitte Juni 1800 in Angostura, der Hauptstadt der Provinz Guyana, ein.

Die erlittenen Mühseligkeiten schwanden schnell aus ihrem Gedächtnisse, als sie den freundlichsten Empfang bei dem Statthalter der Provinz fanden; aber die überangestrengten Körperkräfte zeigten sich doch zu geschwächt, um einer Krankheit länger zu widerstehen. Ueber einen ganzen Monat wurde Alexander von Humboldt durch ein Nervenfieber in Angostura zurückgehalten und Bonpland's Zustand ward so bedenklich, daß er eben nur die Kraft behielt, sich selbst ärztlich behandeln und allmählig seine Heilung herbeiführen zu können.

Endlich schlug indessen für beide Freunde auch wieder die Stunde der Genesung.

Und nun ging es nach Cumana: Nunu zu sehen und

dann .... nach neuen Plänen neue Thätigkeit auf dem unermeßlichen Gebiete der Naturwissenschaften zu entwickeln.

Alexander von Humboldt hatte sich entschlossen: von Cumana aus nach Cuba und von dort nach Mexiko zu gehen. Ein ganzes Jahr sollte der naturwissenschaftlichen Durchforschung Neu-Spaniens gewidmet sein. Darauf gedachten die beiden Freunde die noch wenig bekannten philippinischen Inseln zu besuchen und endlich — nach glücklicher Verbindung Bonpland's mit der Geliebten — nach Europa zurückzukehren.

So waren ihre Pläne. Aber:

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut, auf dem betrüglichen Grunde?!“

Auch diesmal stand ihr Schicksal anders in den Sternen.

Ende des vierten Bandes und der zweiten Abtheilung.